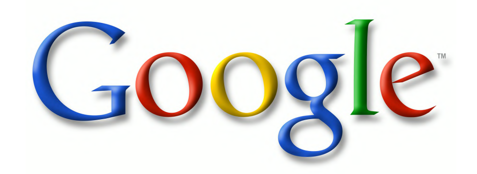
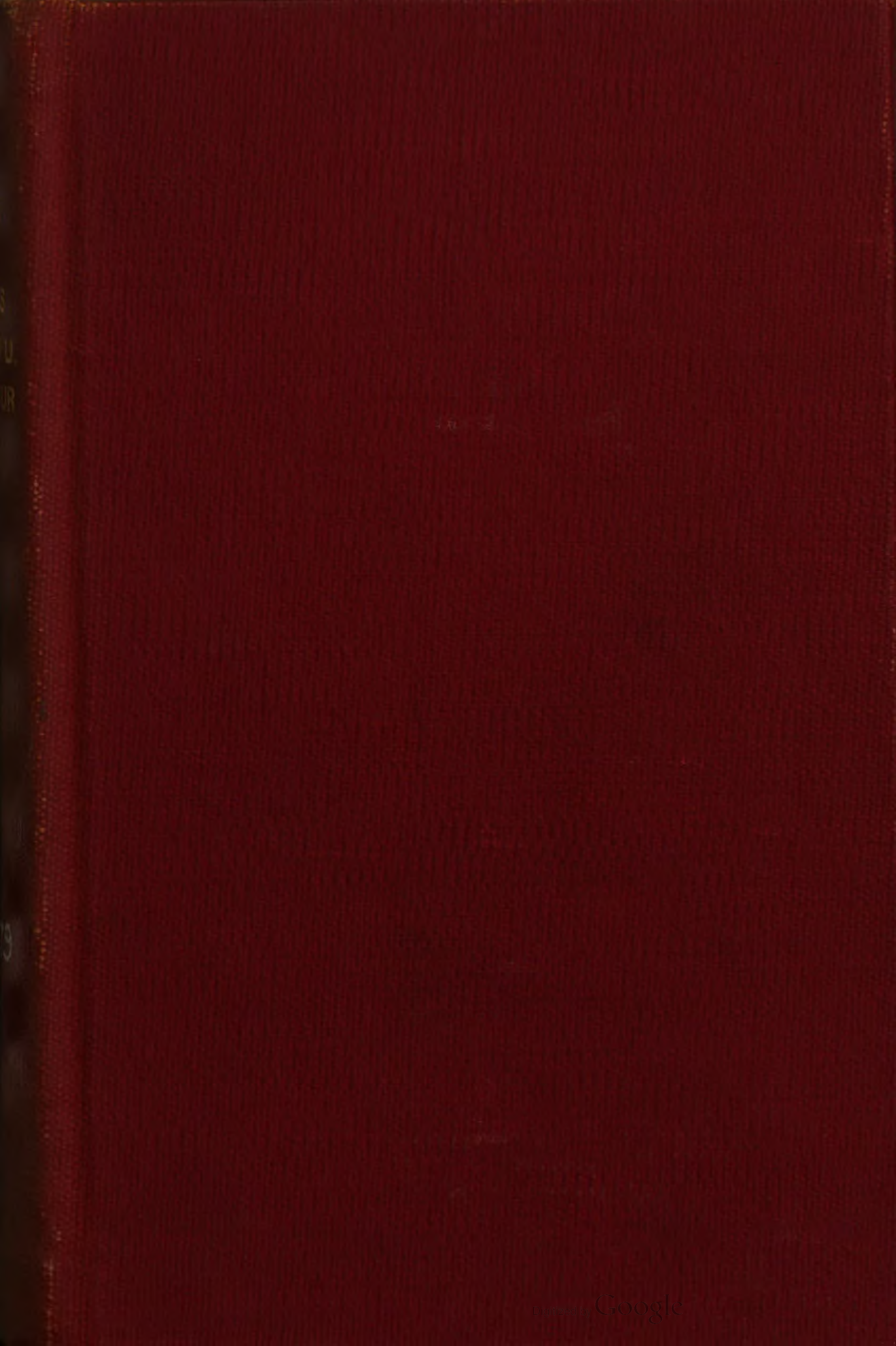

Google






UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

UNTER MITWIRKUNG

VON

KARL MÜLLENHOFF UND WILHELM SCHERER

HERAUSGEGEBEN

VON

ELIAS STEINMEYER

ERSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1876

INHALT.

INHALT

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

I, 1 SEPTEMBER 1875

Vergleichendes wörterbuch der indogermanischen sprachen sprachgeschichtlich angeordnet von August Fick, dr phil. dritter band enthaltend den wortschatz der germanischen spracheinheit mit einem begleitewort von dr A. Bezzenberger. dritte umgearbeitete auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1874.

Das werk, dessen dritter band uns vorliegt, beginnt wie die schnell auf einander folgenden auflagen beweisen, in immer weitere kreise zu dringen. schon die zweite, die einen mäfsigen band ausmachte, wurde von germanistischer seite vielfach benutzt und citiert. dies mit recht; denn sie liefs uns in ihrer ersten hälfte auf möglichst geringem raum ungefähr überschauen, was bei und nach ihrer trennung von den urverwanten sprachen deutsche zunge bewahrt und eingebüfst hat, sie bot in ihrem schlussteil eine wenn auch von vollständigkeit weit entfernte, so doch immer recht dankenswerte zusammenstellung von wörtern aus den ältern germ. sprachen. die neue auflage wird, so weit sich absehn lässt, den umfang des buches verdoppeln; sie erscheint daher in 3 bänden, von denen bis jetzt nur der erste und der dritte vorliegen. der dritte teil, der den wortschatz der germ. spracheinheit enthalten soll, weist 372 seiten auf gegenüber den 236 der zweiten auflage. da das buch voraussichtlich viel gebraucht werden wird, und nicht jeder benutzer in der lage sein mag, eine eingehendere prüfung darüber anzustellen, inwiefern dem werke und dem durch dasselbe gebotenen material unbedingtes vertrauen zu schenken sei, so will ich in nachfolgendem eine solche versuchen.

Der herr verfasser sucht in dem 3 bande, wie wir aus dem begleitwort des herrn dr ABezzenberger ersehn, nicht direkt die periode der germanischen ursprache zu rekonstruieren, welche der scheidung derselben in die einzelnen dialekte unmittelbar vorhergieng, sondern eine noch etwas weiter vorausliegende, in der die verwandlung des aus *a* entstandenen *e* und *o* zu *i* und *u* noch nicht begonnen hatte. aus dem material, das ihm die einzelsprachen liefern, bildet er die gemeinsame grundform, gestaltet sie nach den gesetzen, die er sich für jene periode vorstellt, und setzt die so rekonstruierte form den zusammenstellungen

aus den einzelsprachen über. geben wir dem verfasser zu, dass es eine europäische grundsprache, ferner eine slavoletto-germanische gab und dass aus dieser erst die germanische sich heraus löste: und fragen wir was den besondern charakter dieser germanischen grundsprache gegenüber der slavolettischen zunächst und dann den übrigen europäischen sprachen ausmachte. hier, wo es sich um lautliche rekonstruktion von wortformen handelt, kommen als die hervorragendsten charakteristica in betracht das consonantische auslautgesetz, die lautverschiebung, das vokalische auslautgesetz. diese drei müssen schon gewürkt haben in der periode für die der herr verfasser die germanische grundsprache rekonstruieren will. wie verhalten sich nun die von herrn Fick angesetzten wörter hierzu? ganz verschieden, scheinbar ganz principlos. sehen wir einmal zb. s. 15 an: '*andâ* athmen, schnauben; *âdma* m. athem, odem; *âdra* f. ader, eingeweide; *ôsta* mündung; *an-, on-* negatives praefix; *âna* adv. und praepos. ohne'. hiervon können *âdra; an-, on-; âna* als wörter jener periode recht wol gelten; aber auch *andâ, âdma?* es sind einfach wortungeheuer, wie sie nie existiert, denn als altes *t* zwischen tönenden lauten zu *d* verschoben wurde, da gab es längst keine themen mehr, sondern nur worte. sehen wir uns weiter um und finden s. 18 *ansti* f. liebe, gunst, *ondi* f. gunst, *ansa* m. balken, *ansu* m. gott usw., so erhellt, dass unter rekonstruktion der germ. ursprache für eine bestimmte periode weiter nichts verstanden wird, als rekonstruktion von sprachungeheuern, welche die merkmale einer periode, die weit hinter der indogerm. ursprache liegt, wie sie vor ihrer trennung gewesen sein muss, mit solchen einer andern germanischen, die fast in historische zeit reicht, vereinigen. es wäre doch die frage zu erwägen, ob diesen unformen nicht die jedesmalige gestalt, die das wort in jener periode gehabt haben muss, beizusetzen sei. hat der herr verfasser nun bei der aufstellung dieser gebilde feste principien verfolgt? soweit wir sehen können nicht im geringsten. mit welchem rechte setzt derselbe zb. ein *aida* m. brand; *aitha* m. eid mit dem stammesauslaut kurz *a* an, ein *aira* f. ehre; *aiska* f. forderung ebenfalls mit kurz *a* im auslaut? glaubt er etwa, dass zb. der nom. *aiskâ* schon zu *aiska* geworden war, als noch ein *aidas, aithas* bestand und will er dies dadurch andeuten? diese erscheinung treffen wir in mehreren verwanten sprachen: lit. *kěmas* m. = got. *haims, mergà* f. mädchen, oder *venas vënà* = got. *ains, aina;* altbaktr. *vehrkô* (aus *vehrkas* lautgesetzlich Spiegel, Altb. gr. § 14, § 68) m. = got. *vulfs*, fem. *vehrka, açpô* ros, *açpa* stute. deshalb setzt auch Justi mit recht beide themen auf *a* an und fügt masc. und f. bei. aber lit. oder altbaktr. gesetze sind nicht immer auch germanische; denn warum wurde dann nicht wie aus *aidas, aithas* die nominat. *aids, aiths* so aus *aiska* ein *aisk?* gesteht doch der herr verfasser in der II auflage des vorliegenden werkes

s. 1056, dass die verschiebung der alten media aspirata nicht in die slavoletto-germ. periode falle, da sonst das germ. keine media aufweisen könne; und in unserm fall soll der sprachgeist so feinfühlend gewesen sein, dass er ein *aidas* und *aiska* noch zu scheiden wuste? ich glaube der wahrheit um vieles näher zu sein, wenn ich der ansicht des herrn Fick gerade entgegengesetzt behaupte: als ein germ. *aidas, aithas* schon zu *aids, aiths* geworden war, bestand der nom. *aiskâ* noch unverkümmert. den beweis zu liefern, würde hier zu weit führen; es sei nur auf die eingehende untersuchung Scherers zGDS s. 113 ff verwiesen: 'darnach haben wir alle ursache die verkürzung des *â* überhaupt für einen spätern akt zu halten, als den ab- und ausfall des *a* und *i* und die verkürzung des *î*' (s. 119). es ist demnach *aird* ehre, *aiskd* forderung etc.; ferner *ag-jâ* schärfe, *ahv-jâ* wasserland; *angvi-thâ* enge usw. anzusetzen.

Geradezu unbegreiflich ist es, wie der herr verfasser neben *ausan* n. ohr, *avan* m. grofsvater ein *asgan* f. asche rekonstruieren kann; soll etwa das got. *azgô, azgôns* mit seinem *ô*, die ahd. formen mit langem vokal oder einem solchen, der auf langen deutet, nach würkung des vokalischen auslautgesetzes im sonderleben entstanden sein? hierin scheint der herr verfasser eine schlecht angebrachte konsequenz zeigen zu wollen, wenn er wie *aida* und *aiska* mit kurzem *a* so auch *auksan* und *asgan* gibt.

Mit welchem rechte setzt er ferner zb. s. 6 in '*aukan, eauk, aukana* mehren', s. 13 in '*at, etan, at, âtum, etana* essen' die formen *etan, at, etana* gleichberechtigt neben einander? glaubt er etwa, dass als aus einem *etanam* und aus *ata* schon *etan* und *at* geworden waren, jenes *etana* noch seinen nominat. *etanas* bildete? es ist unseres bedünkens bei diesen participien überhaupt nicht nötig das thema anzugeben, da es nie zweifelhaft sein kann; will man aber dasselbe anführen, so muss in *at, etan, at, âtum, etana* den beiden formen *at* und *etana* unbedingt ein zeichen aufgedrückt werden, das sie als praeparate eines sterblichen kennzeichnet. es wäre überhaupt wünschenswert, dass unter den rekonstruierten formen diejenigen, die tatsächlich auch wörter oder wortformen in der Fickschen urperiode waren, durch ein kleines merkmal von den phantomen geschieden würden.

Noch viel weniger glück hat der herr verfasser, wenn er als germanische formen *argîn* f. feigheit, *althîn* f. alter ua. rekonstruiert; sie zeigen, dass die resultate, die das studium der deutschen grammat. in dem letzten jahrzehnt erzielt hat, spurlos an ihm vorüber gegangen sind und dass man, um eine germ. ursprache zu rekonstruieren, doch etwas mehr nötig hat als die lexica und einige zum teil veraltete und unrichtige paradigmen.

Wenn zb. got. *managei* (thema *managein*), ahd. *meneghiu*, (Isid. IX, 4), alts. *menigo* (Hêl. Cott. 10), ags. *menego, menigeo*,

mänegeo (s. Grein, Sprachsch. II, 231), ahd. dat. *managii* (Graff II, 766) neben einander stehn, so folgt einfach, dass die germ. grundform noch *managja* war, dass hieraus sich im got. und altn. *managei* und mit unorganischem *n* wie bei so vielen *â*-themen *managein*- entwickelte, dass vor der trennung des niederdeutschen stammes vom oberdeutschen noch die nominat. *managja* bestanden. dass es im ahd. keine themen auf *în* gleich got. *ein*- gibt, scheint dem herrn verfasser unbekannt, denn wo solche organisch vorkommen, entsprechen sie den got. auf *ni*- von schwachen verbis abgeleiteten. doch es ist hier nicht der ort auf die frage weiter einzugehn, da sie unter würklichen forschern auf dem gebiete deutscher grammat. längst abgetan ist, seit Scherers bündiger auseinandersetzung zGDS s. 430 ff, vergl. Kuhns zs. 19, 294.

Was den ansatz der schwachen verben dh. der denominativa und causalia anlangt, so lässt sich mit dem herrn verfasser ebenfalls darüber rechten. er nimmt schon für seine urperiode die bekannten drei klassen auf *-ja, -â, -ai* an; da aber diese klassen überhaupt nur im got. und ahd. ausgeprägt und hier vielfacher wechsel noch bemerkbar, vergl. ahd. *manôn: manên, hazôn: hazên, hlinôn: hlinên, dolôn: dolên: doljan, fagên: fagôn, malên: malôn*, got. *gakaran: gakarôn, galeikan: galeikôn* (hier ist ein bedeutungsunterschied an die lautliche differenzierung geknüpft), so ist es mehr als zweifelhaft, ob für die von Fick angestrebte periode der germ. ursprache jene dreiteilung der ursprünglichen form schon bestand. so viel steht fest, dass eine lautliche differenz wie altn. *æskja* = ahd. *eiscôn* uns nicht berechtigt mit Fick jener periode ein denominat. *aiskâ*- und *aiskja*- zu vindicieren, noch alts. *ôkian*, ags. *êcan, ŷcan* von der vergleichung mit altn. *auka*, ahd. *ouhhôn* auszuschliefsen, wie er zu tun scheint, da die beiden ersteren s. 6 fehlen.

Im einzelnen wäre noch vieles an den rekonstruierten formen auszusetzen, doch genügt wol das gesagte, um zu zeigen, welches bild der herr verfasser sich von einer germ. ursprache in seiner bestimmten urperiode macht, die nach des herrn dr Bezzenbergers versicherung in einer neuen auflage so genau praecisiert werden soll, dass sogar unterschiede wie *vindan* und *ëtan* — dh. in welchen fällen vor der spaltung der germanischen grundsprache das aus *a* gefärbte *e* und *o* schon zu *i* und *u* geworden war und in welchen es noch erhalten blieb — streng durchgeführt sein werden.

Wenden wir uns einer andern höchst wichtigen frage zu: nach welchen grundsätzen hält herr Fick sich berechtigt die eben betrachteten germanischen wortformen zu rekonstruieren? oder um mich gleich bestimmter auszudrücken: welche ansichten hat er von der spaltung der germ. grundsprache, welche und wie viel zeugen sind ihm notwendig? in dem vorliegenden werke spricht er sich nirgends darüber aus und auch herr dr Bezzen-

berger unterlässt in seinem begleitwort jede andeutung. aber durch eine bemerkung in der zweiten auflage s. 1050 und durch die anordnung selbst wird uns jeder zweifel benommen. für Fick teilt sich die germ. grundsprache in den nordischen und deutschen stamm; zu jenem rechnet er altnordisch, zu diesem got., ags., alts., ahd. und ordnet demnach sein material. allein herr dr. Fick hat nirgends öffentlich einen beweis für seine ansicht geliefert, was ihm um so weniger erlassen werden könnte, da ihm hinlänglich bekannt sein muss, dass bei sehr vielen forschern eine wesentlich differierende meinung gilt, zu der sich auch referent bekennt. nach derselben teilte sich die germanische grundsprache in zwei äste; zu dem einen, den man mit ostgermanisch bezeichnet, gehören das gotische und altnordische, zu dem andern, demnach westgermanisch genannt, das angelsächsische, friesische, altsächsische und hochdeutsche. diese hypothese Müllenhoffs ist durch die von Scherer zGDS s. 97 ff (vergl. s. 164) gelieferte untersuchung über das konsonantische auslautgesetz der germanischen sprachen über allen zweifel erhoben. es gibt jedoch noch eine stattliche reihe von tatsachen der deutschen grammatik, die nur durch diese annahme eine befriedigende erklärung finden. es würde hier zu weit führen, sie auseinander zu setzen, sie mögen eine gesonderte behandlung erfahren in einem der nächsten hefte der zs. — ist nun jedes wort, das in diesen beiden hauptästen durch je eine sprache belegt ist, auch für die germanische ursprache gesichert? von vornherein gewis nicht.

Es kann der fall eintreten, dass wir aus innern gründen ein wort, das nur in einer germanischen sprache erhalten ist, der germanischen grundsprache zuschreiben müssen, so zb. ahd. *ëssa* f. conflatorium. das wort fehlt bei Fick, was um so auffallender ist, da es doch zu den allbekannten wenigen beispielen gehört, in denen ursprüngliches *i* im ahd. würklich gebrochen worden; s. Schleicher in Kuhns zs. VII, 224. XI, 250, woselbst auch die etymologie gegeben, die übrigens schon Wackernagel richtig erkannte, s. Wörterbuch s. 89. — es kann weiterhin der fall sein, dass wir ein wort, das nur in einem der beiden hauptäste vorhanden, als germanisch ansetzen müssen. so zb. ags. *crät* wagen (Ettm. 399; Grein I, 168), nndl. *krat, kret* id., engl. *cart* id. vergl. Graff IV, 593 '*cratto* canistrum, *crezzo vel zeina* calathus'; Mhd. wb. I, 879; Tobler, Appenzeller sprachsch. s. 118 '*chrâza* ein geflochtener tragkorb'; Schmeller, BW I² 1388 'der *kretzen,* geflecht, das nach verschiedenen gegenden die gestalt bald eines korbes, bald einer wanne udgl. hat'. auch altfr. *cretin,* wallon. *kertin* gehören hieher, s. DWB V, 270. das wort fehlt bei Fick; es gehört zu skrt. *grath* knüpfen, winden, aneinander reihen, *udgrath* lösen, *vigrath* verbinden, zusammenbinden usw. Böthlingk-Roth, WB II, 830 ff; es ist ferner inter-

essant, da durch dasselbe Grassmanns harte aspiraten eine neue stütze bekommen. auch ahd. mhd. *kranz* diadema, vitta, corona ist hieher zu ziehen; vergl. skr. *grantha* (m.) 1. das knüpfen, binden; 2. künstliches gefüge von worten; *granthi* (m.) ein in den zipfel des gewandes geschlungener knoten. vergl. noch JSchmidt, Vocalismus I, 65. — liegt uns aber eine primäre nominalbildung vor, die zu einem verbreiteten starken verb gehört und mit einem in den einzelsprachen noch gebräuchlichen suffixe gebildet ist, in welche kategorie zb. die zahlreichen nom. agent. auf *an*- fallen, oder ein denominativ, zu dem in den einzelsprachen die primärbildung erhalten, das suffix im gebrauch ist — hieher rechne ich abstrakte auf *yâ, tâ,* adjektive mit den sekundärsuffixen *ka-, aka-* usw. —, so ist die entscheidung schwierig; in diesem fall können wir im allgemeinen nicht genug zeugen haben. für die minimalgränze möchte ich mir folgenden vorschlag erlauben. das westgermanische teilt sich, wie wol niemand läugnen wird, in den oberdeutschen und niederdeutschen sprachzweig, und als westgermanisch kann eine form nur gelten, wenn sie durch wenigstens einen niederdeutschen dialect — ags., alts., altfr. — und einen hochdeutschen — fränk., bair., alemann. — belegt wird. tritt zu zwei derartigen zeugen noch ein ostgermanischer hinzu, so mag man wörter der zuletzt berührten kategorie immerhin als germanisch ansetzen. prüfen wir das vorliegende buch auf diese grundsätze hin, so scheint der herr verfasser sein ziel, blofs den wortschatz der germanischen spracheinheit liefern zu wollen, nur allzu oft aus den augen verloren zu haben.

Doch genug von allen diesen principiellen wünschen. sehen wir von den bis jetzt berührten mängeln des werkes ab und nehmen es wie es ist: bietet es da dem benutzer vollständig sicheres material unter der jedesmal rekonstruierten grundform? kann es anspruch auf vollständigkeit bis zu einem gewissen grade machen? wir greifen auf den ersten seiten einige beliebige zusammenstellungen heraus:

S. 1, z. 6. '*aika* f. eiche: an. *eik* g. *eiks* plur. *eikr* f. eiche + ags. *âc* f. engl. *oak*; ahd. *eih,* mhd. *eich, eiche* f. eiche'.

Es ist anzusetzen: '*aiki* f. eiche: an. *eik* g. *eikar* und *eikr* (s. Cleasby s. v., Wimmer, Altn. gr. § 56, anm. 1) + ags. *âc* m. engl. *oak;* ahd. *eih* (dat. plur. *eihin),* mhd. *eich* f. die eiche'.[1]

S. 1, z. 10. es ist hinzuzufügen: ags. *âgan, âg, âhta;* altfr. *hâga, âga, âch, âchte* haben, besitzen.

S. 1, z. 13. es ist hinzuzufügen: ags. *âgen;* altfr. *êgin, êin* eigentümlich.

[1] bei diesem artikel wie im folgenden ist nur berücksichtigt, wie herr dr Fick nach seinen grundsätzen hätte geben müssen; keineswegs würde ich immer ebenso ansetzen.

S. 1, z. 15. es fehlt ags. *âgen* possessio, dominium (Ettm. 52); das got. wort heifst nicht *aigina-*, sondern *aigin*. hier mag ein durchs ganze buch gehender würklicher unfug gerügt werden: fast kein got. nomen, sei es substant. oder adj., erscheint in seiner wahren gestalt, sondern immer als halbe unform; so vergl. s. 5 got. *auth-a-s* öde; s. 6. got. *ausan-* ohr, *augan-* auge; s. 7 *audag-a-s* beatus, selig; s. 8 *akr-a-s* acker, *akrana-* frucht; s. 9 *ûhtvôn- ahan-* sinn, *ahman-* geist; s. 10 *aihva-tundja-* (muss wenigstens *-tundjâ-* heifsen); s. 11 *hals-aggan-* halsbiegung, *ahtudan-* der achte; s. 12 *agl-a-s* beschwerlich, *agl-ôn-* trübsal; s. 25 got. *arbaith-i-s* arbeit, *arbja-* n. das erbe usw. welchen zweck hat es nun, wenn jedem einzelnen artikel jene phantome wie *autha, arbaithi* usw. schon übergesetzt sind, noch einmal konstant jedes got. wort so zu entstellen und warum muss gerade das got. hierzu herhalten? wer daran gewöhnt ist eine sprache etwas näher als blofs aus dem wörterbuch zu kennen, den müssen solche angaben im höchsten grade unangenehm berühren. schliefslich kommt es, wenn auf diesem wege fortgeschritten wird, soweit, dass man in der sprachwissenschaft nur mehr mit praeparaten der phantasie operiert.

S. 1, z. 19. es fehlt got. *aiginôn* in *gaaiginôn* in beschlag nehmen, ags. *âgnian* acquirere, sibi vindicare (Ettm. 52; Gr. I, 22).

S. 1, z. 22. es fehlt ags. *âgend* possessor, dominus. ferner '*aihti-* f. besitz, gut: got. *aihts* f. eigentum, im plur. güter, sachen; altn. *âtt* und *ætt* 1. a family; 2. an airt, quarter of the heavens (Cleasby 760) + ags. *æht* possessio, bonum, opes; ahd. *ēht* idem'.

S. 10, z. 11. '*aksa* f. ähre: got. *ahsa* f. — ahd. *ehir*, nhd. *ähre*'. ein got. fem. *ahsa* existiert nicht, sondern wie im ahd. ein mit *a* weitergebildeter neutr. *as*-stamm *ahs* (vergl. Marc. IV, 28); got. *ahs* gegenüber ahd. *ahir*, sowie got. *ais, hais* (aus *ayas, hayas)* neben *hatis, sigis* usw. zeigen, dass jene weiterbildung in die zeit fällt, in der das vocalische auslautgesetz in würkung ist; die differenzen erklären sich demnach leicht. nachzutragen ist ags. *äher, ear* n. spica (Ettm. 17); ebenso ist z. 10 got. *ahsa* falsch. angeführt kann dort noch werden ags. *egl* f. festuca, carduus, acus.

S. 9, z. 21. ein got. '*ûhti-eigs* zeitig' besteht nicht, sondern nur *ûhtiugs* oder *ûhteigs;* grundform beider ist *ûhtiags* (vergl. Schleicher, Comp. § 111, 2).

S. 9, z. 25. es fehlt ags. *ûhte* sw. f. tempus antelucanum.

S. 9, z. 4 von unten. es fehlt ags. *eahtan* observare, aestimare.

S. 12, z. 3. es fehlt ags. *eaxl* scapula, humerus; fries. *axele* achsel. ebenso ist auf der vorhergehenden seite unten ags. *eax* f. axis nachzutragen.

S. 12, z. 8. ein got. verb. *agan, ôg, agans* existiert nicht,

sondern nur das praeter.-praes. *ôg, ôgum, ôhta ôgan* und das part. *unagands.*

S. 12, z. 13. es ist unter dem weiter gebildeten *as*-thema nachzutragen: ags. *egesa* (sw. m.) schrecken; alts. *egiso* (sw. m.) schrecken, entsetzen; ahd. *egis* (n. nur in den gll. zu Vergils Aeneis III, 583 nr 1775, wo der acc. plur. *egiso* monstra vorkommt, gewöhnlich hat es wie ags. und alts. unorganischen masc. *an*-ausgang: *akiso, ekiso* horror, terror). — ferner got. *agjan* in furcht setzen in *af-, in-, usagjan* + ags. *egjan* 1. terrere, excitare, 2. timere; *onegjan* = got. *inagjan.*

S. 12, z. 19. es fehlt: *ag-lus* belästigend, beschwerend: got. *aglus* schwer, schwierig, *agluba* adv. + ags. *egle* acutus, acer, acerbus, odiosus. *egle* erscheint als *ya*-stamm, wie alle adj. *u*-themen im westgerm.

S. 12, z. 17. es fehlt: *aglja* beschweren, bedrängen: got. *uzagljan* zur last fallen, beschimpfen + ags. *eglan, egljan* dolere, vexare; engl. *to ail.* hierdurch wird auch got. *agls* gestützt, zu dem übrigens ahd. namen wie *Agilo, Agilolf, Agilmunt* zu fügen sind.

S. 12, z. 16. es fehlt: *agjâ* f. schrecken, furcht: got. *unagei* furchtlosigkeit + ahd. *akî, egii, aigi* (grundform *agjâ-*) disciplina, virga, terrores: also etwa zucht. vergl. ags. *ege* m. timor, horror.

S. 12, z. 19. es fehlt: *aglaitjâ*- f., *aglaitja*- n. bedrängung, unanständiges, ungerechtes verlangen: got. *aglaitei* f., *aglaiti* n. unschicklichkeit, unzucht + ahd. *akaleizî* f., *akaleizi* n. instantia, improbitas, importunitas.

S. 12, z. 26. zu got. *ógjan* ist nachzutragen ags. *égan (ede),* terrere, *onêgan* formidare. erst hierdurch tritt westgerm. als zeuge hinzu.

Es leuchtet ein, dass, wollte ich so fortfahren, das mafs einer recension bald überschritten wäre; es soll daher im folgenden nur einzelnes ausgehoben werden:

S. 180, z. 4 von unten: '*fala (fâla)* feil: an. *falr* feil, *fala (ada)* feilschen + ahd. *fali, fâli, feili,* mhd. *veile, veil* nhd. *feil,* mhd. *feilsen* = nhd. *feilschen*'. als grundform ist anzusetzen *falja, fâlja* (vergl. Bopp, Vergl. gr. III, 897); aus altn. *falr* feil lässt sich nichts entscheiden, da im altn. die adj. *a*- und *ja*-stämme zusammen fallen; in ahd. *fele* venale liegt umlaut, in *feilaz* epenthese vor; ob ags., was bei Fick fehlt, *fäle* oder *fæle* zu schreiben, lässt sich nicht leicht entscheiden, da die handschriften für beide laute nur ein zeichen haben.

S. 230, z. 2. die in dieser dritten auflage erst hinzugekommene vergleichung von Mannus bei Tacitus und Mennor bei Frauenlob könnte nach dem, was Müllenhoff in der zs. 16, 145 bemerkt hat, endlich abgetan sein.

S. 237, z. 3 von unten: '*ga-meina* gemein: got. *gamains,* nhd. *gemein*'. der artikel müste lauten: '*gameini* gemein: got.

gamains (*i*-stamm: acc. sing. f. *gamainja*, dat. plur. *gamainjaim*) + ags. *gemæne* communis; alts. *gimêne* allgemein, gesammt; fries. *mêne* 1. allgemein, gesammt, 2. gemeinsam, 3. gemein, gewöhnlich; ahd. *gameini*, mhd. *gemeine* zusammengehörig, gemeinsam, gewöhnlich, niedrig.' — es ist hinzuzufügen: got. *gamainjan* mitteilen, teilnemen; gemein machen, verunreinigen + ags. *gemænan* inquinare, corrumpere; mhd. *gemeinen* gemeinschaft haben mit, einem etwas mitteilen. — ferner fehlt *gamainjô*- f. gemeinschaft: got. *gamainei* gemeinschaft, teilname + ahd. *gameinî* participatio, mhd. *gemeine* f. anteil, gemeinschaft; gesammtheit, versammelte menge, heer.

S. 13, z. 2 von unten fehlt ags. *etan, ät, æton;* alts. *etan, at, âton;* fr. *ita, eten.* ferner got. *fraitan* aufzehren, ags. *frëtan, frät, fræton* vorare, ahd. *frëzan* devorare, demoliri.

S. 22, z. 3 ff. es fehlt alts. *rinnan, rann, runnum* rinnen, laufen, springen; ags. *rinnan, rann* und *irnan, arn, urnon* laufen; altfr. *rinna, rann* idem.

S. 22, z. 11 ff. es fehlt ags. *rennan* intr. currere; ahd. *rennjan* caus. fatigare, cogere equos, intr. volitare; alts. *rennian* zusammenlaufen, altfr. *renna* rennen. ferner fallen auf got. + ags. ahd. noch mehrere neue artikel hieher.

S. 23, z. 26. bei der angesetzten wurzel *ar* lösen, trennen, lockern hätte doch auf das ahd. und mhd. starke praet. *ier* hingewiesen werden sollen. vgl. zs. 15, 11, 389 und anm.

S. 37, z. 15 von unten. got. *airkn-i-s* ist falsch wie *unairknai, unairknaim* zeigt.

S. 160, z. 4. ein got. *nat-a-s* nass gibt es nicht.

S. 318, z. 13. ein got. *sathan, sôth* besteht nicht.

S. 316, z. 6 von unten. ein got. *saggv-a-s* ist nirgends belegt, alle beweisenden formen zeigen stammausgang *i*.

Es ist auf s. 51 nachzutragen: *klaima*- befleckung, besudlung: altn. *klâm*[1] n. obscoene dicta + ags. *clâm* lutum, plasma. vergl. noch altn. *kleima* f. klecks, schmutzfleck. — ferner *klaimja* beflecken: altn. *kleima* (*ada*) beflecken + ags. *clæman* illinere, *beclæman* glutinare; ahd. *kleimjan* plasmare, *pichleimenti* contaminata. — ferner altn. *klînan* to smear + ahd. *klenan, ga-, biklenan* st. v. 1. kleben, schmieren, mhd. *klënen* sw. v. dasselbe.

Es fehlt das in allen germ. sprachen belegte *skalka-*, wol am besten auf s. 334 zu stellen.

S. 357 fehlt: *smit, smîtan, smait, smitum, smitana* werfen,

[1] über altn. *á* = germ. *ai* s. Gr. I, 286. aufserdem füge ich noch hinzu: *tákn:* got. *taikns*, aber *árteikn; tákna: zeihhanôn; ár:* got. *air; æsta:* got. *aistan; háss:* ahd. *heis; lán:* ahd. *lèhen* (grundform *laihna-*); *klæđi* (dh. *klaiđja*): ahd. *chleid; vákr* (altdän. *vaak*): ahd. *weih*, alts. *wêc* usw., daneben *veikr;* auch *ástár* stellt sich hieher = got. *anstais*, wenn man nicht formübertragung von *á*-stämmen annehmen will. Egilsson nennt diese *á* an einer stelle norwegisch.



bewerfen: got. *bismeitan* beschmieren, bestreichen, *gasmeitan* schmieren, streichen; altn. in *smita (ada)* (Cleasby 572) + ags. *smîtan* percutere, *be-*, *gesmîtan* inquinare; altfr. *smîta* schmeifsen, werfen; ahd. *smîzan, bismîzan* linere, circumlinere, mhd. *smîzen*; nhd. *schmeifsen*.

S. 329, z. 11. zu altn. *sôt* rufs, *sôtigr* rufsig hat man nicht nötig das lit. zur hilfe zu rufen, da das ags. *sôt* fuligo, *sôtig* fuliginosus (Ettm. 313) bietet.

S. 223, z. 10 fehlt ags. *blôt, geblôt* sacrificium (Ettm. 313).

S. 154 fehlt: *drit, drîtan, drait, dritum, dritana* cacare: altn. *drîta, dreit, dritum, dritinn* cacare + ags. *drîtan, drât, driton* sordes ejicere (Ettm. 577). altn. *drîtr* stercus, lutum + engl. *dirt* kot, auswurf, gemeinheit; vgl. altn. *dreita* und engl. *to dirt*.

S. 346, z. 6 findet sich folgender artikel: '*sterta* sterz: nnd. *stêrt*, ahd. *sterz*, nhd. *sterz* m.' derselbe müste lauten: '*sterta* sterz: altn. *stertr* a tail + ags. *steort* (Ettm. 731, Gr. II, 482), altfr. *stert* (Richth. 1048), ahd. *sterz*, mhd. *sterz* m. daneben ags. *steart*, ahd. *starz*. vgl. altn. *stertimadr* und MSD[2] 329'.

S. 98, z. 10 von unten fehlt unter wurzel *gad* fügen, passen: *gadja* n. das fügen, passen: altn. *ged* n. 1. sinn, verstand, klugheit; 2. zuneigung (es bedeutet eigentlich die fähigkeit, befähigung zum vereinigen, combinationsgabe wie mhd. *vuoge* das fügen und die befähigung dazu, geschicklichkeit) + ags. *gidd, gid* carmen, cantus; (es ist gefasst als '*vord sôde gebunden*' Beóvulf 873. vergl. auch skr. *grantha* (m.) künstliches gefüge von worten, composition, litterarisches product; zu *granth* knüpfen, winden); ahd. *keti* in *ketilôs* amens. — ferner *gedja-lausa-* übermütig: altn. *gedlauss* spiritless tame + ahd. *ketilôs*, mhd. *getelôs* lascivus, petulans. — ferner vergl. altn. *gedleysi* fickleness, ahd. *getilôst* luxuria.

Es fehlt auf s. 167: *plegan, plag, plâgum, plegana*: in altn. *plag* art und weise, sitte, gewohnheit, *plaga, (ada)* pflegen, gewohnt sein + ags. *plëgan* exercere, alts. *plëgan, plag, plâgon*, ahd. *phlëgan* consultare, curare, administrare, mhd. *phlëgen*, nhd. *pflegen*, engl. *to play*. — altn. *plaga (ada)* anbauen, anpflanzen, behandeln, pflegen, gewohnt sein; ags. *pleogjan, (ôde)* ludere, irridere, *plægan* ludere, saltare. — altn. *plag* n. art und weise, sitte, gewohnheit + engl. *play*.

Auf derselben seite steht: '*punga* m. lederbeutel, geldbeutel: an. *pungr* m. + got. *pugg-a-s* m. oder *pugga-* n. ags. *pung* m., ahd. in *scazphung* st. m. 1.' — weder aus dem got., wo nur der acc. sing. *pugg* vorkommt, noch aus dem altn. und ags. ergibt sich etwas für das thema, nur ahd. ist *scazfungim* marsupiis belegt; demnach ist *pungi-* anzusetzen, got. gilt also auch stamm *pungi-* m.; diesen schluss zog JGrimm schon 1822 Gr. I, 602.

S. 44, z. 3. *karb* usw. ein ahd. *kërban*, mhd. *kerben* abl. 1 existiert nicht; das wort kommt ahd. überhaupt nicht vor, mhd.

nur schwach, doch aus ndrh. quellen belegt Lexer ein *gekurben*. dass die wurzel germanisch war, wird aber durch folgende übereinstimmungen bewiesen: altn. *kerfi* n. a bunch, wreath; ags. *cyrf* abscissio, *âcyrf* fragmentum; fries. *kerf* das durchschneiden, der schnitt. — altn. *kjarf* abschnitt, bündel + mhd. *kërp* einschnitt, kerbe, *kërbe* st. f. dasselbe.

S. 83, z. 7: '*hrendi* n. rind: ahd. *hrind*, nhd. *rind* n.' — hier hat herr Fick uns mit etwas ganz neuem beschenkt; bis jetzt sind neutr. *i*-themen im germ. sprachstamm unbekannt gewesen; das wort ist *as*- oder *a*-stamm: ags. *hrîder, hrŷder* plur. *hrŷderu, hrŷderum* bos; altfr. *hrîther* rind; ahd. *hrind*, plur. *hrindir rindares* Gr. I, 622 anm. (vergl. *hrindir-în, hrindir-âri.*), mhd. *rint*.

S. 87 fehlt altn. *hlóa* to bellow, roar (s. Cleasby s. v.) + ags. *hlôvan, hleóv* mugire, boare; ahd. *hlôuuan* mugire. — vergl. noch ags. *hlôvung* = ahd. *hlôhunga* f. mugitus; ags. *hlîgan (hlŷgan, hlêgan)* rufen, anrufen = ahd. *hluojan, hlôôn*, mhd. *lüejen, lüegen, lüewen* brüllen. letzteres ist s. 259 falsch zu got. *laian* gestellt.

S. 82 ist nachzutragen: *hrâka*- m. speichel: altn. *hrâki* speichel + ags. *hrâca* sputum, tussis, guttur, *hræc* tussis, vomitus, saliva; ahd. *racho* sublingium, mhd. *rache*. — altn. *hrækja* sich räuspern, spucken + ags. *hræcan* niti ad vomitum, *âhræcean* exspuere. — altn. *hræking* f. spitting + ags. *hræcung* f. screatio, saliva, pituita.

S. 142 fehlt '*þvit, þvîtan, þvait, þvitum, þvitana* abschneiden abhauen: altn. in *þveit* f. *þveiti* n. *þveita* f. beil, *þveitr* abgerissener stein, *þviti* m. dasselbe (vergl. Cleasby 752) + ags. *þvîtan, þvât, þviton* abscidere, *âþvîtan* frustrari. vergl. noch altn. *þveita(t)* werfen, schleudern.

S. 77 fehlt: *huf, heufan, hauf, hufum, hufana* keuchen, nach luft schnappen, seufzen: altn. *hjúfa* keuchen, schnaufen; got. *hiufan* klagen, klagelieder singen + ags. *heófan, heáf* und *heáfan, heóf* plorare, lamentari, alts. *hioƀan* wehklagen, ahd. *hiufan* lugere.

An passender stelle ist nachzutragen: altn. *rakkr* strenuus, fortis + ags. *rank* voll stolzer kraft, kühn, übermütig. vergl. ahd. *rankason* invidia, engl. *rancorous* feindselig. auch ags. alts. *rinc* vir fortis, strenuus ist wol verwant.

S. 85 bietet Fick: *hruk* krächzen: got. *hrukjan* krächzen, germ. *hrauka*. — *hrauka* m. ein vogel: altn. *hraukr, hrǫkr* m. seerabe + ags. *hrôk* m. engl. *rook*; ahd. *hruoh*, mhd. *ruoch* st. m. krähe, häher. — dies ist unmöglich, wie jeder sofort einsieht; es ist anzusetzen:

I. germ. *hrak* krächzen = gr. *κράζω, κέ-κρāγα*; altn. *hrókr* kropfgans; ags. *hrôk*, mnl. *roec*, ahd. *hruoh, hruoho* (vergl. BWB III, 520, Schmeller III, 20) saatkrähe, häher.

II. germ. *hruk* krächzen = gr. *κρυγ* in *κραυγή* geschrei, *κραυγός* specht (Hesych.), *κραυγάνομαι*: altn. *hraukr* kropf-

gans + altnd. *rouca* garrula (Graff IV, 1149), auch *rouch* (vergl. noch Germania VIII, 386) graculus; im got. ist *hrûkjan* anzusetzen, wie Joh. XIII, 38 *hrûkeiþ* beweist; das *û* wie in *lûkan* entweder aus *hrauk- hruuk- hrûk-* oder mit JSchmidt, Voc. I, 144 als einen ältern zustand repräsentierend zu betrachten.

S. 362 unter wurzel *svamm* fehlt: altn. *svöppr*, gen. *svappar*, plur. *sveppir* schwamm; dän. *swamp*, got. *svamms* + ahd. *swamm*, mhd. *swamm*, nhd. *schwamm*. das thema ist *swamma-* m. im altn. liegt scheinbar *u*-stamm vor; doch die sache erklärt sich anders:

Altn. *hlutr*, das gewöhnlich als *i*-stamm flektiert, hat noch zuweilen nom. *hlotr*, nom. plur. *hlotar* woraus *a*-thema sicher; aber acc. plur. *hlotu*. — altn. *brestr* hat im plur. nom. *brestir*, acc. *bresti* und in den ältesten denkmälern *brestu*; das *a*-thema steht sonst sicher. — altn. *vegr* dekliniert vollständig als *a*-stamm, daneben plur. *vegir*, *vegi* und acc. *vegu*. — altn. *(v)reitr* hat neben plur. *reitar*, acc. *reita* zweimal in Grág. acc. plur. *reitu*. — altn. *stígr* zeigt aufser *stígar*, *stíga* in jüngerm gebrauch *stigir*, *stígi* und acc. *stígu*. — altn. *prettr* hat neben plur. *prettar*, wozu ags. *prettas* stimmt, im neuisl. im acc. plur. *prettu*. — altn. *smiðr* flektiert als *a*-thema und ist auch got., ahd., ags. sicher solches; im plur. sind *smiðir*, *smiði* jüngere formen, daneben acc. plur. *smiðu*.

Allen diesen wörtern ist eine auffallende erscheinung gemeinsam: sie zeigen im acc. plur. *u* neben *i*, also in diesem einen kasus scheinbaren übertritt in die *u*-flexion. dies ist unwahrscheinlich, da nicht im geringsten abzusehn, woher diese formübertragung ihren ausgangspunkt genommen; zu dem bietet sich eine andere erklärung. der acc. plur. der *a*-stämme lautete vor und nach würkung des vokalischen auslautgesetzes germ. *fiskans*, der dativ plur. nach würkung des vokal. auslautgesetzes *fiskams* (aus *fiskamis* wie zGDS s. 277 von Scherer gegen Schleicher gezeigt). wie nun *fiskams* zu *fiskamr* (diese form beweisen *tveimr* und *thrimr)*, *fiskam* und weiterhin *fiskum* wurde, so können wir für *fiskans* die reihe *fiskanr*, *fiskun* annehmen; *n* muste abfallen wie im infinit. usw.; es ergäbe also den acc. plur. *fisku*, und diesen regelmäfsigen acc. plur. erblicke ich in obigen 7 wörtern. man wende nicht ein, dass diese erscheinung auf wenige wörter sich beschränkt; hier hat ein wort Benfeys platz: 'rein phonetische erscheinungen' — und dazu gehört auch die färbung eines *a* zu *u*, die durch den nasalklang unterstützt wurde s. JSchmidt, Voc. s. 147 ff — 'machen sich fast nie in ihrem ganzen umfang geltend; manche derartige neigungen erlahmen gleich im anfang, andere gegen das ende ihrer herschaft' (Orient und Occident I, 254). ein schlagendes beispiel für diesen satz bietet altn. *degi*. hier ist die neigung, durch das aus *a* im altn. sonderleben entstandene *i* umlaut zu bewürken, im anfang erlahmt und hat sich

nur in einem einzigen falle fixieren können, während *u* unter gleicher bedingung entstanden in allen möglichen fällen umlaut veranlasste. — oben sind nun 7 wörter angeführt, die teils durchs altn. selbst, teils durch die andern germ. sprachen als *a*-stämme gesichert sind, und alle zeigen den seltenen acc. plur. auf *u*, in allen vermochte es keinen umlaut zu verursachen, weil die nötigen voraussetzungen fehlen. sollte sich dieser acc. plur. auf *u* nicht in wörtern mit innerm *a* nachweisen lassen? wenn etwa von einem acc. plur. *svöppu* der ursprüngliche *a*-stamm *svampa-*, *svamma-* in die *u*-deklination gezogen worden wäre? der im got. sicher belegte acc. sing. *swamm*, dänisch *svamp*, sowie das ahd. *suam* und der unorg. *an*-stamm *protswamme, hantswamme* machen das *a*-thema zu sicher. bestand ein organ. acc. plur. *svöppu* wie *mögu*, so muste er mit innerer notwendigkeit die übrigen kasus nach sich ziehen, da er aufser analogie mit *daga, arma* usw. stand. — sollte etwa altn. *völlr* ein zweites beispiel derart sein? das thema *walda-* ist fürs westgerm. durch ags. *vealdas*, alts. *waldos*, ahd. *walda* so fest wie kaum bei einem zweiten worte, und es wäre immerhin auffallend, wenn keine spur eines *u*-stammes im westgerm. sich erhalten hätte.

Ich glaube weder der wahrheit noch den leistungen des herrn verfassers im geringsten zu nahe zu treten, wenn ich in bezug auf die oben aufgeworfenen fragen behaupte, dass das buch nicht das bietet, was sein titel verspricht. das gebotene material gewährt weder sichern verlass, noch ist es vollständig. das ganze werk trägt zu sehr den stempel einer — wenn ich so sagen darf — fabrikmäfsigen arbeit an sich und zeigt zu wenig von jener philologischen gewissenhaftigkeit, die, wenn irgendwo, bei einem solchen unternehmen notwendig ist. so weit ich sehe ist fürs ags. nur Grein benutzt, es fehlt also die ganze prosasprache, fürs altn. scheint das vortreffliche werk Cleasby-Vigfussons entweder gar nicht oder doch nur sehr spärlich gebraucht, das altfr. fehlt ganz; eine reiche ausbeute würde auch noch das mhd. wörterbuch von Lexer liefern. damit das werk in einer neuen auflage das werde, was sein titel verspricht, ist eine neue gewissenhafte durcharbeitung des gesammten germ. sprachschatzes ganz unerlässliche voraussetzung. wie der band jetzt vorliegt, kann er nur für ein sammelwerk gelten, das, recht brauchbar zum augenblicklichen nachschlagen, die bekanntesten wörter aus fünf altgerman. sprachen übersichtlich darbietet, jedoch nie ohne nachprüfung zu benutzen ist, und so betrachtet kann es den fachgenossen nur empfohlen werden; aber eine wissenschaftliche rekonstruktion des sprachschatzes der germ. grundsprache ist es nicht.

Die gerügte allzugeringe sorgfalt zeigt sich in unangenehmer weise noch in manchem andern. nicht hieher wollen wir rechnen, wenn s. 141 *trijatehan* statt *thrijatehan* steht und ähnliches

öfter. aber ist es beabsichtigt, wenn die 13 zeilen umfassenden artikel *rann* und *rannja* s. 22 ohne die geringste bemerkung s. 251 widerkehren, nur dass s. 22 zwischen *rann* und *ronnann* (muss aber *ronnana* heifsen) ein *rannum* ausgefallen ist und s. 252 'got. *ur-rinnan* aufgehn (sonne)' wegblieb? auf dieselbe rechnung kommt, wenn s. 43 unter *karla-* steht: vergl. sskr. *jâra* bule, geliebter. vergl. sskr. *jâra* m. liebster, bule, *agru* unverheiratet; oder s. 231 unter *mânan* mond: vergl. lit. *mënů* (d. i. *mënan*) m. mond, sonstiges thema *mènes* und *mènesja*. — vgl. lit. *mėnů* (= *mènen-s*) nom. mond, sonstiges thema *mènes-* und *mènesi-*. sich selbst widersprechend sind diese angaben und keine ist ganz richtig, s. Schleicher, Lit. gr. § 87.

Hier ist nun der ort, um die frage aufzuwerfen, wie weit in diesem dritten bande, der nur die germ. einheit enthalten sollte, die verwanten sprachen herbeizuziehen waren. ein beispiel mag uns zeigen, wie es nicht getan werden durfte, s. 5, 1 ff steht:

(ais) fordern, heischen. — germanisch in *aiska, aiskja, aista*. — ksl. in *iska* f. petitio = germ. *aiska*. — lit. *j-ëskóti* heischen = ahd. *eiscôn*. — *αἶσα* f. *αἰσυμνάω*; lat. in *aestimâre*. — *ais* aus *is*, vergl. *ἰότης* wille, *ἵμερος* sehnsucht, sskr. *ish, icchati* suchen, *icchâ* f. wunsch. — *aiska* f. forderung. — ags. *âsce* f. untersuchung, ahd. *eisca* st. f. 1 forderung. vgl. ksl. *iska* f. forderung. — *aiskâ* und *aiskja* fordern, suchen, heischen. — ahd. *eiscôn* = nhd. *h-eischen*; an. *æskja* wünschen = engl. *to ask* fragen. — vergl. lit. *j-ëskóju, j-ëskóti* suchen. — ksl. *po-ištą* (= *po-iskją*) *po-iskati* quaerere und *iskają, iskati* suchen. — denominal von *aiska*. — *aista* achten, fordern. altn. *æsta, æsta* etwas verlangen + got. *aistai, aistan, ga-aistan* achten. — vgl. *αἶσα* (= *αἰσ-τα*) *αἰσυμνάω* — lat. *aestimâre*.

In diesen 21 zeilen gibt es kaum ein wort, das nicht 2 oder 3 mal vorkäme; das heifst doch auf sehr beschränkte leser rechnen. es kommt hinzu, dass band I, s. 29 bei indogerm. einheit dasselbe mit nicht geringerer weitschweifigkeit gesagt ist, dann zum 2 mal ibid. s. 286 bei arischer einheit; zum 3 mal ibid. s. 508 f bei europäischer einheit. aufserdem werden wir es konsequent im zweiten band unter graeco- ital., slavoletto-germ. und slavolett. wider bekommen, im ganzen also 7 mal haben.

Wenn der herr verfasser sich in dem vorliegenden 3 bande einfach darauf beschränkt hätte im ganzen und grofsen unter jedem artikel auf den ersten band zu verweisen, also im obigen beispiel neben *ais*; in fällen wo es jedoch nötig schien, nur kurz die wörter verwanter sprachen anzugeben, so hätte er statt auf 366 seiten bequem dasselbe, ja mehr auf 250 liefern können. so vermag man sich des gedankens nicht zu erwehren, es sei blofs darauf abgesehen, das buch in jeder auflage um das doppelte oder dreifache anschwellen zu lassen.

Eine besprechung des ersten bandes, wobei hauptsächlich zu berücksichtigen, in wiefern der herr verfasser germ. lautgesetzen gerecht wird, mag vielleicht erfolgen, wenn der auf bald versprochene zweite erschienen ist, der die slavoletto-germ. einheit bringen soll.

Strafsburg, 10 märz 1875. H. Zimmer.

Heinrich von Neustadt: Apollonius Von gotes zuokunft im auszuge mit einleitung, anmerkungen und glossar herausgegeben von Joseph Strobl. Wien, Braumüller, 1875. xxxvii und 298 ss. 8°.

In seiner einleitung zu Nicolaus von Jeroschin s. xviii hatte Pfeiffer den grundsatz aufgestellt, dass inskünftig nur die werke aus der heimischen heldensage sowie solche denkmäler, die wenigstens nach éiner seite hin ein würkliches und unzweifelhaftes interesse böten, vollständig veröffentlicht werden sollten, alle übrigen dagegen auszugsweise unter beigabe eines umfassenden glossars mitzuteilen seien. dies verfahren an sich war nicht neu, schon Goedeke hatte auf ähnliche weise den Reinfrid von Braunschweig bekannt gemacht; aber erst Pfeiffers vorgang erweckte weitere nachfolge. Bartschs excerpte aus des Strickers Daniel, Zingerles aus des Pleiers Garel und die von Jeitteles aus dem Gauriel Konrads von Stoffeln gelieferten waren in diesem sinne gearbeitet. einen ausläufer derselben richtung bezeichnet das obige, noch unter Pfeiffers auspicien begonnene, aber jetzt erst im drucke vollendete buch. dass man inzwischen auch auf seiten der anhänger Pfeiffers die überzeugung von der unzweckmäfsigkeit eines vorgehens gewonnen hatte, welches die endgültige entscheidung über interesse und wissenschaftliche nützlichkeit eines oder des andern abschnittes in den geschmack des herausgebers legt, bezeugt zur genüge die vollständige herausgabe des Reinfrid durch Bartsch, eines gedichtes, von dem gewis niemand behaupten wird dass es sonderlich fesselnd sei: und von Strobl weifs ich persönlich dass er im laufe der jahre lebhaft bedauerte, sich auf auszüge beschränkt zu haben. doch wir wollen dankbar sein für die gebotene gabe: wer weifs wie lange wir sonst jetzt, wo so wenig lust zur veröffentlichung der vielen noch ungedruckten mhd. gedichte aus der zweiten hälfte des 13 jhs. zu herschen scheint, während dagegen die bekannten fabriken gedichte die längst in brauchbarer gestalt vorliegen wider und wider zu drucken sich beeifern, auf die bekanntschaft mit einem interessanten menschen hätten verzicht leisten müssen. denn ein solcher ist Heinrich von Neustadt. Strobls einleitung bringt manches über ihn bei das beachtenswert ist und sorgfältiges studium verrät:

aber leider ist alles recht ungeordnet mitgeteilt, so dass ein gesammtbild des dichters nicht daraus erwächst. ich versuche die wesentlichen momente die für Heinrichs geistesrichtung characteristisch sind aus seinen beiden gedichten herauszuheben.

Eine gefahr dabei will ich nicht verschweigen. um das psychologische gemälde eines schriftstellers zu entwerfen verfahren wir insgemein so dass wir seine vorlagen vergleichen und verwerten was er diesen zugetan oder von ihnen fortgelassen hat; wir berücksichtigen aber im allgemeinen nicht dass einzelne menschen auf grund irgend welcher eitelkeit, zb. um geistreich zu erscheinen, sich zuweilen forcierter und manierierter ausdrücken werden als das sonst ihr temperament mit sich bringt. so scheint die sache auch bei Heinrich zu liegen; er sagt GZ (= Gottes zukunft; die zahlen ohne weitere bezeichnung gehen auf den Apollonius) 6042: *swer guote püecher dihten wil Der sol sich flîzen daz er vil Glichnusse sage umbe daz Daz in geluste deste paz.* — er war also seinem eigenen zeugnis zufolge arzt zu Wien. die ärztliche kunst spielt daher nicht selten eine rolle in seiner poesie. so werden 1947 ff, als Lucina erkrankt, die ärzte berufen, diese überzeugen sich durch das harnglas von der natur der krankheit, aber ihre arzeneien wollen nichts fruchten, da die krankheit von der liebe kommt. ausführlich wird ferner 2631—2777 erzählt, wie, als die truhe mit der vermeintlich toten Lucina von den wellen ans land geworfen ist, Philomin, der schüler des weisen arztes Orrimonius, widerbelebungsversuche anstellt; welche heilkräuter zu diesem behufe angewendet wurden, ist ins einzelne pharmacologisch genau angegeben. nachdem die ohnmächtige auf diese weise ins leben zurückgerufen, erhält sie ebenfalls namentlich aufgeführte stärkungsmittel. hieher gehört endlich die erwähnung des vogels Galadrias, der durch das ansehen und meiden eines kranken diesem leben oder tod verkündet (s. 21 f der ausgabe; vgl. Zingerle zu Vintler 262). diese durch sein metier veranlasste exactheit und dies interesse für das detail durchzieht das ganze wesen Heinrichs: daher seine minutiöse beschreibung der äufsern erscheinung des volkes Gog und Magog v. 2964 ff; seine langatmige nomenclatur der essbaren fische v. 18319—30, oder der musikalischen instrumente und tätigkeiten GZ 4582 ff, oder der steine 18420—37.[1] in dieselbe categorie lassen sich auch stellen rechnen wie 3619 ff und 18867 ff, an welchen die verschiedenen tätigkeiten und beweggründe der einzelnen personen durch *diser, ener* einander entgegengesetzt werden, oder — und das ist fast zur manier geworden — wenn

[1] das alphabetisch geordnete steinverzeichnis übrigens ist, um das gelegentlich zu bemerken, entlehnt aus Arnoldus Saxo De virtutibus lapidum (Rose in der zs. 18, 428 ff), nicht aus seinem ausschreiber Albertus magnus (opp. ed. Jammy Lugduni 1651 tom. II, 227), denn dieser hat *ophthalmius* gegenüber dem richtigen *optallius, obtallius* bei Arnold und Heinrich.



erzählt wird, was nicht geschah, so 11019. 11523. GZ 6074 ff; ferner die z. 10764. 10834 wo Heinrich sich ausdrücklich dagegen verwahrt, eine erneute beschreibung bereits beschriebener dinge zu geben. wenigstens mit auf rechnung seines ärztlichen berufs dürfte endlich die unbedenklichkeit gehören mit der der dichter vergleiche nicht sehr feiner art und prosaischer aber bezeichnender natur mit vorliebe verwendet; doch teilt er diese offenherzigkeit mit andern österreichischen schriftstellern seiner zeit: also zb. 2981 *ouz ir munde gêt gestanc Reht als ouz einem privât;* das schwert schneidet die drachenhaut *reht als ein gesotenez krout* (s. 47) oder *rehte als ein kabezkrout* 10789; *ir ougen prunnen als ein gluot Die man ouz einem ofen tuot* 10832; *dô wart im der kleine nagel Swarz als ein pernzagel* 11884; *deu was gên ir als ein rint Peid an gepære und an zuht* 15179. und als gelehrter fühlt sich Heinrich denn auch: unter deutlicher nutzanwendung auf sich selbst sagt er GZ 74: *gelêrten leuten sanfte tuot Daz sie ir wort florieren.* mit verachtung sieht er auf die *pouren* herab: *wilen was ein gewonheit Daz man die juncfrouwn an dem zil Lernte gerne seitenspil. Daz tæten doch die pouren niht, Sie sint ze solher frôude enwiht. Ir spil und ir gefuoge Ist singen pî dem pfluoge* 15158 ff; *den stolzen sult ir werder haben, Den swachen lât ruoben graben* 342, vgl. auch 18195 ff. dagegen blickt er mit verehrung auf die grofsen männer der wissenschaft; er lebt (GZ 4712 ff) der überzeugung dass Hippocrates, Ptolomaeus, Pythagoras, Galen, Seneca, Aristoteles, wenn sie auch heiden waren, ihrer kenntnisse und verdienste um die naturkunde halber einen platz im himmel neben den propheten werden angewiesen erhalten. vgl. auch 13641 und GZ 8144. und in der tat, Heinrich ist ein gelehrter vielseitig gebildeter und angeregter mann. zwar wälsch dh. französisch scheint er nach 19026 nicht verstanden zu haben, und die einmischung des ungerischen *zalas* beweist nichts für seine kenntnis dieser sprache. aber lateinisch waren die quellen seiner beiden gedichte und in der lateinischen litteratur zeigt er bedeutende belesenheit; die bibel citiert er 8179 (s. 42). insbesonders aber nennenswert ist seine kunde der deutschen dichtung. dass er Wolfram und Wirnt nachahmte, hat Strobl nachgewiesen. aber in dem hauptteile seines Apollonius, den er frei erfindet und den er in gestalt zweier episoden dem kleineren, der dem lateinischen romane entlehnt ist, einflicht, verfügt er über eine grofse anzahl von motiven, wie sie teils die Artusromane teils die volkspoesie zu verwenden pflegte, und bringt durch cumulierung derselben ein eigenes product hervor. das motiv v. 19007, wo durch einen schlag auf einen an einem baume über einem brunnen aufgehängten schild und das begiefsen mit einem becken das signal zum kampfe gegeben wird, ist zur genüge aus dem Iwein und Lanzelet bekannt. an derselben stelle wird kurz darauf von der *tavelrunde* gesprochen und nicht ungeschickt ihre eigent-

liche erfindung dem Apollonius beigelegt; Artus habe dies nur nachgeahmt. das wilde weib das in der nacht dem Apollonius die waffen stilt (s. 41), erinnert stark an eine episode des Wolfdietrich, das wecken des Ydrogant 10765 ff an den Sigenot, das sperbrechen 18795 ff und seine belohnung durch krone und kuss seitens einer jungfrau an den Rosengarten. und der fahrenden gedenkt auch der dichter häufig (s. 20. 33. v. 18159. 18684). Strobls vermutung dass Heinrich für GZ auch deutsche gedichte vom Entekrist, jüngsten gerichte ua. benutzt habe, dünkt mich nicht unwahrscheinlich; doch fasse ich diese conjectur nicht so dass ihm etwa derartige dichtungen schriftlich vorgelegen hätten und von ihm mit bewuster absicht in sein eigenes werk verarbeitet wären, vielmehr kamen ihm beim schreiben zahlreiche reminiscenzen, wie solche an Marienklagen, passionsspiele, osterlieder (vgl. zb. GZ 3568 mit Hoffmanns Kirchenlied 77 f) sicher vorhanden sind. nicht minder werden die eingeschobenen muntern preislieder 5336 ff. 9749 ff sowie das schöne klagelied der Tharsia 16595 ff würklich gesungenen piecen nachgebildet sein.

Dass diese vielseitigen kenntnisse den sinn des mannes den realen verhältnissen nicht abwandten, seine augen nicht blind machten für die würklichkeit liegt schon in seinem practischen berufe begründet und ergibt sich auch aus einigen bereits angeführten momenten, denen sich weiteres zufügen lässt. so sein ausgebildetes naturgefühl, das sich besonders auf s. 21 geltend macht. ferner seine lebhaftigkeit die in zahlreichen ausrufen und anreden sich ausdruck verschafft: *ey wie ein wünneclîcher tac. Ey waz fröuden man dô pflac!* 5881; *eyâ wie ein smucken, Eyâ wie ein herzendrucken Und wie ein umbevâhen Und wie ein legen nâhen des nahtes wart begangen!* 5927; *ô süezez leben lebelîch O süezez liep und minneclîch* und noch weitere elf zeilen mit *ô* GZ 8238. die Minne wird 148 ff. 160 ff. 15258 ff angeredet, frau Venus 5727, Antiochus 877. 2299. fragen in grofser menge sind GZ 6128 ff gehäuft. daher denn auch die subjectivität in der beschreibung, ganz ähnlich wie bei Wolfram, zb. *sîn pfelle was sô rîche Daz ich mügelîche Die kost niht halbe gereiten mac Deu aleine an dem mantel lac* 550 und das glossar unter *gereiten.* in sonderheit zeigt sich diese subjectivität in der ausmalung lüsterner scenen. also 4295 *wâ ist der den des geluste Daz er die schœnen lieplîch kuste? Er möhte sicherlîchen jehen Im wær von küssen wol geschehen! Het aber er den mînen muot Er næm darumbe kein guot;* 5930 ff *eyâ wie ein legen nâhen Des nahtes wart begangen! Ich wolde lieber hangen Denn ich ez hiet an gesehen, Ez wære denne sô geschehen, Daz ich der schœnen kindelîn Hiet einez an dem arme mîn;* 13365 *wie wol mich des gelüste Sold ich pî ir sîn eine naht! Mîn herze gewunne ein grôze maht.* vgl. noch 5878. 12064. 18600. die berechtigung des schlusses, den man hieraus zu ziehen versucht ist dass der dichter

die freuden der liebe öfters genossen, wird erwiesen durch 327 ff, wenn er auch der liebe leid nicht selten erfahren haben mag, vgl. 175 ff. 215 ff. 1660. wir wissen dass er verheiratet war: und darum preist er mit wärme das glück der ehe 3974, er beschreibt die trauer der frau, wenn der mann sie verlassen muss, teilnamsvoll 13807. ein enthusiastisches lob der ehe, der er den ersten platz unter den glücksgütern des menschenlebens anweist, finden wir bei ihm GZ 8351 ff. die frauen spielen überhaupt eine grofse rolle in seiner gedankenwelt: *wol sol man von wîben sprechen* verlangt er s. 59; *wîn unde wîp Erfröuwet junges mannes lîp* sagt er 3404. 3411 gewissermafsen in opposition zu Ecclesiast. 19, 2: *vinum et mulieres apostatare faciunt sapientes.* bei alledem aber war er ein guter christ: s. 173 hebt er den wert der beichte hervor; 16317 ff empfiehlt er dringend das gebet an: wer nicht beten könne, möge zur see gehen, da werde er es gewis lernen. und mit ernst wendet er sich GZ 466 ff gegen die überhandnehmende völlerei in Österreich, namentlich in Wien; am meisten empört es ihn, dass auch die frauen sich den trunk angewöhnen und schon früh am morgen, ehe sie zur kirche gehen, ein gläschen sich gönnen und ein brathuhn verzehren.

Nimmt man zu all dem angeführten noch die bedeutende formelle gewandtheit Heinrichs, so wird das bild eines talentvollen, kenntnisreichen, lebensfrischen mannes ziemlich abgerundet sich darstellen.

Diese formelle seite, die technik des reims und des innern versbaus ist von Strobl sehr fleifsig untersucht worden, sodass kaum etwas nachzutragen sein möchte. aber wie in betreff der schilderung der individualität Heinrichs, so macht sich auch nach anderen richtungen eine gewisse ungeordnetheit und abgerissenheit der darstellung störend in der einleitung des herausgebers geltend. wir erfahren nicht dass bereits in Jacobs und Ukerts Beiträgen ausführliche auszüge aus dem Apollonius geliefert waren und weitere in KSchröders Griseldis, Apollonius von Tyrus (Mitteilungen der deutschen gesellschaft zu Leipzig 5, 2) 1872 sich finden. auch die frage nach der priorität von GZ ist nicht endgültig entschieden; denn die urkunde von 1312, in welcher Heinrich und seine frau Alheit mit dem Freisinger hofe am graben zu Wien belehnt werden, kann doch nicht beweisen, dass sie möglicher weise nicht schon früher dort wohnten; die urkunde kann sehr wol nur eine erneuerung einer ältern sein; auf diesen grund allein hin darf man also den Apollonius nicht nach 1312 setzen. ebensowenig aber beweist der umstand etwas, dass in GZ der dichter sich nicht als am graben wohnhaft bezeichnet. — das letztere gedicht wird mehrfach (61. 4858. 8578) *Gotes zuokunft nâch der neuwen hant* betitelt. ich vermisse dafür bei Strobl eine erklärung. ähnlich aber drückt sich Vintler aus 3393: *aber nu so ist ain newe hant* = sitte. gemeint also wird

sein das kommen gottes im neuen bunde. auch die quellen für GZ sind sehr unübersichtlich angegeben, zum teil nämlich in der einleitung s. xxv, zum andern in den auszügen. darnach sind es also der Anticlaudianus des Alanus und dessen Planctus naturae, die Visio Philiberti, die bibel, das Compendium theologicae veritatis. so wird die letztere schrift s. 152 citiert. was das für ein werk sei, wo gedruckt, von wem verfasst, ist nicht gesagt; und wer mittelalterlichen quellenforschungen fernsteht, müste völlig im dunkel tappen, wenn nicht ganz gelegentlich s. 160 ein aufsatz RKöhlers über die quellen der Martina Hugos von Langenstein citiert würde; und in diesem (Germ. 8, 23) wird denn allerdings genügende auskunft über das buch geboten. ich will übrigens bei diesem anlass bemerken dass der herausgeber unter den anmerkungen, die auch auf dem titel figurieren, nicht etwa das versteht, was unter dieser überschrift von s. 294 ab sich findet; das sind nur nachträge und berichtigungen, die nun freilich zusammen mit den allzu zahlreichen druckfehlern die benutzung der ausgabe etwas erschweren: vielmehr sollen unter anmerkungen die prosaischen füllstücke zwischen den in extenso mitgeteilten auszügen aus dem gedichte begriffen sein. — das fehlen eines verständigenden wortes über den umfang und die einrichtung des glossars macht sich recht fühlbar. nach Pfeiffers princip hätte dahinein 'der ganze vorrat an neuen und unbekannten, oder auch schon bekannten, aber spärlich belegten oder hier in besonderem sinne gebrauchten wörtern' (Jeroschin s. xx) aufnahme finden sollen. doch ich vermisse zb. aus den im texte mitgeteilten stellen folgende gewis nicht häufige vocabeln: *àkamben* 15182 (so ist zu lesen statt des sinnlosen *abkampen*); *plâstern* GZ 480; *puocharzet* GZ 8554; *gebent* GZ 161 = gebahnt; *wîl* GZ 443. auch stört dass manches mal im glossar die lesart einer andern hs. angeführt wird als im text, dass dort fehler des textes verbessert werden, zb. GZ 5985 *dorn* erst im glossar zu *turn* berichtigt ist. statt des *dringen* übrigens GZ 2043 im text und glossar — an dem letzteren orte steht ein fragezeichen dabei — muss *drîhen* gelesen werden. ein namenregister wäre recht nützlich gewesen: so haben nur einige namen, wie *Heinrich* und *Heinzelîn,* die sprüchwörtlich verwandt sind, aufnahme gefunden, und es erweckt staunen, unter diesen auch *Gundorfer* könig von Indien verzeichnet zu finden; mit demselben rechte hätte priester Johannes von Indien 19255 angeführt werden können. s. 151 unten ist übrigens aus einem mir unersichtlichen grunde *Guondorfer* mit einem fragezeichen versehen; die entstellung der form ist doch nur gering vgl. zb. *Gundoforus* Pass. H. 245, 34. es wäre ferner im glossar strengere gleichförmigkeit im beifügen oder fortlassen der nhd. bedeutung am platze gewesen: denn diese fehlt nicht etwa nur bei worten wo sie jeder, der einigermafsen mit der ältern sprache vertraut ist,

sofort weifs, sondern auch bei solchen, bei denen es von nutzen gewesen wäre die meinung des herausgebers zu erfahren; ich hätte zb. gerne gewust, welche bedeutung derselbe dem subst. *hantwart* Ap. 17783 beilegt.

Was endlich die angaben über die benutzten hss. betrifft, so lassen dieselben zu wünschen übrig. bei der Heidelberger von Gottes zukunft hätte wenigstens die nummer (401) und eine verweisung auf Wilkens beschreibung (s. 467) gegeben werden sollen; warum die Münchner desselben werkes (cgm. 5092 vom j. 1443) dem herausgeber 'leider nicht zugänglich' war, verstehe ich nicht. ich selbst bin in der angenehmen lage, einen ergänzenden beitrag zu Strobls mitteilungen liefern zu können. von der hs. nämlich die er mit A bezeichnet und seiner ausgabe des Apollonius zu grunde legt, stand ihm nur eine abschrift Goldhanns auf der Wiener hofbibliothek zu gebote und er muste daher auf genauere beschreibung des codex verzichten. dieser befindet sich jetzt nicht mehr in TOWeigels besitze, sondern gehört seit einiger zeit der Strafsburger k. landesbibliothek. es ist eine foliohs. in leder gebunden, auf papier zweispaltig von verschiedenen händen geschrieben; nicht selten finden sich correcturen und rasuren. die zeilenzahl schwankt zwischen 35 und 39 auf der spalte, doch kommt es zuweilen vor dass auf éiner zeile zwei verse stehen. schwarze linien sind nur oben und unten auf der seite sowie links von jeder columne vorhanden; die buchstaben, welche die zeile beginnen, sind rot durchstrichen, die absätze haben rote initialen. die hs., die jetzt noch 130 bezeichnete blätter zählt, beginnt mit den worten: *Allzehant nach der geschicht;* die davor fehlenden verse sind auf 3 blättern neuen papiers, denen zwei unbeschriebene vorhergehen, von moderner hand nach der Gothaer hs. ergänzt. gleich aber auf 1^{a1} ist eine lücke: zwischen den vv. *Admiral vnd Alfakey* und *Dy maisten von der haidn̄ lant* ist raum für eine zeile gelassen. eins oder mehrere blätter fehlen nach 4^{b}, welches schliefst: *Rotes goldes hundert pfunt Dy gib ich Dir allhye czestund,* während 5^{a} anhebt: *Mich hat vngelükch her getribn̄.* diese und die folgenden jetzt entbrechenden gröfsern passagen sind hinter bl. 130 in einem appendix (A-F) neuen papiers, der aus einem unbeschriebenen, 12 beschriebenen und nochmals einem unbeschriebenen blatte besteht, aus der Wiener hs. 2886 (app. A auch aus 2879) von derselben hand ergänzt, die den anfang zufügte. wider fehlt etwas zwischen den bll. 14 und 15 (14^{b2} schliefst: *vmb ir lieb slaffgenosz,* 15^{a1} beginnt *Von dem liebn̄ Neuen sein),* ferner zwischen 24 und 25 (24^{b2} *Des wart der Tyrlander gar fro Sein syn nach ern stuend gar ho;* 25^{a1} *Ir schüllt mir sagn̄ auch da pey).* auf 43^{b2} ist zwischen *Zeveld vnd zewalde* und *Hab dir yn In deiner huet* eine zeile leer gelassen. 46^{a1} schliefst auf der mitte mit den worten: *Lonius wart des gemait Er sasz auf vnde rait Als*

er selber seit verjach, aber die dritte dieser zeilen ist mit dunklerer dinte ausgestrichen und der weitere raum leer; die zweite spalte beginnt: *Der trakche zoch den werdñ Mit den* (das letzte wort ausgestrichen) *der chlo zu der erdñ.* platz für eine zeile ist 50^{a2} gelassen zwischen den versen: *Dy hiengñ yr auf dy wangñ* und *Sy pliesñ (ñ* ist ausradiert) *all snel;* für 5 zeilen auf 54^{b2} zwischen: *Do viel er ym zefuesse Er sprach mein swere puesse* und *Vmb den alltñ phylomant;* für eine widerum 64^{a2} zwischen *Matusalem von Marroch* und *Mit ym der edl Chlymodein;* desgl. 64^{b1} zwischen: *Zu Crisanda in dy stat* und *Dar ausz dy geuertñ warñ;* 65^{b2} nach *Der soltz durch irñ willñ tragñ.* auf 73^{a2} ist nach: *Er* (dann *pp* ausgewischt) *plaib da des was er fro* die zeile *Sein gemute das ward ho* von späterer dunklerer dinte (wie 46^{a1} die tilgungsstriche), war also ursprünglich ebenfalls frei gelassen. auf derselben spalte steht in der auf: *Des wart ir hertze frewden vol* folgenden und dem vers: *Dem furstñ was nicht wol geschehñ* vorangehenden zeile nur *D,* es fehlt aber nichts. 5 zeilen leer sind geblieben auf 78^{a1} zwischen: *Mitt so grosser reichhait* und *So wird ewr eer enwicht.* wider mit dunklerer dinte und von jüngerer hand (wie auf 73^{a2}) ergänzt ist auf 89^{a1} vor *Daz er goldes also vil Pey dir hie gelassñ hat* der vers *Gewant vnd silbers also vil.* eine lücke von einer zeile findet sich 96^{b1} zwischen: *Er hat doch paz an mir getan* und *Ich pin von hoher art geporñ.* endlich nochmals mit dunklerer dinte 119^{a1} *Sy ranten wider auf die vart* zwischen *Ein sterkcher sper in die hant* und *Glorant do gestochen wart.* das ganze gedicht endet auf 128^{a2}; 128^{b1} beginnt das *Registrum dicz puches zu ieglicher abenteuer. I. Das erst Capitel* usw., zu jedem der 84 capitel eine kurze inhaltsangabe. diese capitel sind denn auch, wo sie im texte anfangen, sowie am kopfe jeder seite rot angezeigt. das register reicht bis 130^{a}, auf 130^{b} steht nichts als die rote notiz: *Finitus* 1431 *in vigilia annunciationis Marie.* aller wahrscheinlichkeit nach sind 13 bll. von der hs. verloren gegangen: denn unten auf 35^{b} findet sich ein custos und die angabe 4^{9}, auf 47^{b} v^{9}, auf 59^{b} vi^{9} und auf 71^{b} vii^{9}; diese lagenbezeichnungen fehlen nachher, aber nicht die custoden auf 83^{b}. 95^{b}. 107^{b}. 119^{b}. jede lage befasste also 12 blätter: das jetzt fünfunddreifsigste blatt demnach als schluss des vierten senio muss ursprünglich das achtundvierzigste gewesen sein. während diese verluste aber durch loslösen einzelner blätter am anfang oder schluss der lagen eintraten, zeugen die lücken die die schreiber liefsen dafür dass ihre vorlage schwer lesbar war.

Wenn ich auch mannigfachen tadel gegen Strobls ausgabe nicht unterdrücken konnte, so traf derselbe jedoch vielmehr die einrichtung und anordnung des buches als seinen inhalt und die textherstellung. diese bekundet fleifs und vertiefung und erregt den wunsch dass der herausgeber noch andere dichter der spätmhd. zeit uns vorführen möge. STEINMEYER.

FRIDERICI ZARNCKE commentatio 'de patriarcha Johanne quasi praecursore presbyteri Johannis' patrio sermone scripta. Lipsiae (1875). 17 ss. 4°.

FRIDERICI ZARNCKE h. t. decani commentatio 'de epistola, quae sub nomine presbyteri Johannis fertur' patrio sermone conscripta. Lipsiae (1875). 66 ss. 4°.

FRIEDERICI ZARNCKE commentatio 'de epistola Alexandri papae III ad presbyterum Johannem' patrio sermone scripta. Lipsiae (1875). 20 ss. 4°.

Die quellen, welche den deutschen gedichten des mittelalters zu grunde liegen, aufzuspüren und herauszugeben ist man in dem letzten decennium mit erfolg bestrebt gewesen. und nach dieser richtung hin hat sich auch Zarncke durch die vorliegenden drei universitätsschriften ein grofses verdienst erworben. in der zweiten derselben weist er den brief des priesters Johannes als die vorlage für zwei mhd. dichtungen des 13 jhs. nach, deren eine von Hoffmann in den Altd. bll. 1, 308 ediert ist, während die andere, in dem grofsen Ambraser heldenbuch enthalten, noch nicht bekannt gemacht wurde; ferner für die str. 6030—6158 des jüngern Titurels, endlich für 2 spätere deutsche poesien in einer Münchner und einer Heidelberger hs. aber die quelle ist für alle diese deutschen ausflüsse nicht etwa unverändert dieselbe. vielmehr hat Zarncke zuerst in der ausgebreiteten lateinischen überlieferung des briefes (66 hss. und eine reihe alter drucke werden aufgezählt) licht geschaffen und nachgewiesen dass seine ursprüngliche gestalt nur in ganz wenigen aufzeichnungen sich erhalten hat, während er noch im 12 jh. zwei verschiedene interpolationen, die erste in drei stufen, erhielt: der so entstandene vulgattext erfuhr nachher im 13—15 jh. weitere zahlreiche zusätze. demgemäfs entsprechen auch die deutschen bearbeitungen verschiedenen stufen der lat. überlieferung. diese selbst ist am schlusse der abhandlung sehr sorgfältig und im druck übersichtlich herausgegeben. über die quellen des briefes werden untersuchungen in aussicht gestellt, denen wir mit spannung entgegensehen. den apocryphen brief des Johannes setzt dann ein authentisches schreiben pabst Alexanders III aus Venedig vom jahre 1177 voraus, in welchem dieser einen magister Philippus bei Johannes zum zweck des ersten unterrichts in der orthodoxen lehre accreditiert, weil er vernommen dass es des indischen priesterkönigs lebhafter wunsch sei, genauer über die christlichen heilswahrheiten informiert zu werden. dies actenstück, dessen ganze überlieferung zurückgeht auf die chronik des englischen abts Benedict von Peterburg († 1193), teilt Zarncke in der dritten der obigen abhandlungen mit. die erste endlich bespricht und teilt in zwei fassungen den bericht mit über einen besuch des indischen patriarchen Johannes den derselbe 1122 dem pabst Calixtus zu Rom gemacht und was er dort über die wunder

seines landes berichtet habe. in welchen beziehungen diese sage zu der von priester Johannes steht, hat sich noch nicht eruieren lassen; dass vermittelnde fäden vorhanden sind ist klar.

21. 3. 75. STEINMEYER.

Julie von Bondeli und ihr freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Leuchsenring, Usteri, Sophie Laroche, frau v. Sandoz ua. nebst bisher ungedruckten briefen der Bondeli an Zimmermann und Usteri. von EDUARD BODEMANN. Hannover, Hahnsche hofbuchhandlung, 1874. VIII und 375 ss. — 5 m.

Julie von Bondeli, die Berner patrizierin, ist eine der bedeutendsten frauen des achtzehnten jahrhunderts. Rousseau sagte von ihr (s. 93 des vorl. buches), sie vereinige den verstand eines mannes mit dem esprit einer frau, die feder Voltaires mit dem kopfe Leibnitzens. Wieland nennt sie ein unvergleichliches mädchen, welches an allen eigenschaften des geistes und an talent zur schriftstellerei sämmtliche frauen übertrifft, die jemals nach dieser seite hin gefeiert worden sind (Ausgew. br. 2, 198 f). sie gehört der französischen und der deutschen litteraturgeschichte an, jener durch ihre beziehungen zu Rousseau, dieser durch ihre beziehungen zu Wieland, Zimmermann und den anderen oben im titel genannten. sie ist wesentlich französisch gebildet und schreibt fast ausschliefslich französisch (doch vergl. s. 265). aber sie würdigt nicht blofs Voltaire und Rousseau, sie würdigt auch Sterne und Goethe. was die neugewonnene natur und wahrheit besagen wolle, spricht sie ganz scharf aus, wenn sie über den englischen roman äufsert (s. 20): 'die scenen in gefängnissen, in dorfschenken, in verdächtigen häusern, alles das ist garstig, ja! aber alles das ist wahr! und wenn man mit der natur leben muss, muss man sie so sehen wie sie ist.'

Ihr aufsatz *sur le sens moral et l'esprit d'observation*, der in dem kreise ihrer näheren und ferneren freunde grofses aufsehen machte und schon im Mercure de Gotha, aber sehr fehlerhaft, abgedruckt worden sein soll (s. 42 f), ist in dem vorliegenden buche s. 201—206 mitgeteilt.

Von einem andern aufsatze, über Rousseau, haben wir nur indirecte und unsichere kunde. die Denkwürdigkeiten von Johann Jacob Rousseau von Helfrich Peter Sturz sind, nach der angabe des verfassers, zum teil aus einer fremden arbeit entlehnt: 'ein teil dieser nachrichten — sagt Sturz — ist 1763 im persönlichen umgang mit Rousseau von einem schweizerischen gelehrten gesammelt, und aus einem ungedruckten französischen aufsatz einer schweizerischen dame (Mlle. Bondeli) gezogen, den mir mein freund Zimmermann mitgeteilt hat.' der schweizerische

gelehrte war Daniel Wegelin von SGallen, professor der geschichte in Berlin: Körte Briefe der Schweizer (Zürich 1804) s. 343 anm., wo übrigens dem Wegelin selbst die autorschaft des fraglichen aufsatzes zugeschrieben wird. den besuch von 'Mr. Wäguelin' bei Rousseau erwähnt Julie am 29 november 1763 (s. 271), auch dass er zwei französische dialoge für Rousseau gemacht habe, die bald erscheinen sollen (s. 272): aber kein wort von jenem manuscript. definitive aufklärung bleibt noch abzuwarten. (nach s. 300 schickt Julie durch ihre mutter einige mitteilungen über Rousseaus erlebnisse im frühjahr 1765 — die folgen der Lettres de la montagne — an Zimmermann).

Juliens sonstige schriftstellerei beschränkt sich auf briefe. die ersten auszüge aus solchen veröffentlichte Sophie von Laroche 1799 in dem werke Mein schreibetisch 2, 140 ff. in dem vorliegenden buche wird uns, als eine höchst dankenswerte gabe, die vollständige reihe ihrer briefe an Zimmermann (s. 185—320 aus den j. 1761—1775) und an Usteri (s. 320—373 aus den j. 1762—1778), im ganzen 112 briefe, geboten. dazu noch andre briefe von Julie und an Julie, welche den freunden in abschrift mitgeteilt worden waren und sich als beilagen vorfanden: unter diesen ein, wie es scheint, ungedruckter brief von Rousseau an professor Hess in Zürich (s. 93).

Dieser publication hat der herausgeber einige leichte, mit geschmackvoller hand entworfene skizzen vorausgeschickt, worin er Julien charakterisiert (vergl. Schädelin, Julie von Bondeli, Bern 1838), einen teil seiner materialien verwertet und so den gewinn anschaulich macht, der daraus für die litteraturgeschichte erwächst. ein par von Bodemann nicht verwertete notizen zieht ESchmidt Richardson, Rousseau, Goethe s. 327—329 heran. bei der Laroche wird noch mehr zu finden sein. in ihrem Tagebuch einer reise durch die Schweitz (Altenburg 1787) macht sie förmlich profession aus dem Bondeli-cultus (s. 77. 79. 92. 163. 173. 175 f. 178. 201. 287. 294. 314. 334. 336. 339. 340. 351 f. 354. 356. 362 f. 366. 368: die wichtigsten stellen ausgezogen von Bodemann s. 170 ff). sie macht zb. die geistreiche bemerkung: 'sonderbar dass alle die mich in diesem lande kannten und liebten, über die stelle erhaben sind wo ich mich befinde. diese zwei (Henriette Sandoz und Auguste Maucler, welche eine molkenkur gebrauchen) auf gebirgen, wo ich nicht hinkomme, und meine Julia Bondely in der ewigen höhern welt.'

Einige merkwürdige neuigkeiten erfahren wir über W i e l a n d. Wielands liebeswirrnisse vor seiner verheiratung sind uns interessant nicht blofs als beiträge zu seiner persönlichen charakteristik, sondern auch als beiträge zur erkenntnis seiner dichterischen entwicklung. bei ihm, wie bei jedem dichter, unterscheiden wir überlieferte stoffe und überlieferte manier einerseits, persönlichen zusatz der erfindung und behandlung andererseits: und

in dem letzteren elemente steckt auch manches erlebte. Wielands übergang von der seraphisch-platonischen dichtung zur anakreontisch-epikurischen, von Bodmer-Klopstock zu Uz-Gleim-Jacobi — um es ganz allgemein so zu bezeichnen — scheint mit bestimmten inneren erfahrungen zusammenzuhängen. dieser übergang aber ist die grundlage seines ruhmes, dieser übergang gibt ihm seine eigentümliche stellung in unserer litteratur. es leitet uns also bei ihm wie bei Goethe keineswegs gemeine neugierde und klatschsucht, sondern ein ganz ernstes wissenschaftliches interesse, wenn wir nach seinen liebesverhältnissen und liebeserlebnissen forschen. Löbell (Entwickelung der deutschen poesie bd. 2) leistet dafür nichts. ich kann nur die umrisse einer untersuchung andeuten, um den neuen nachrichten des vorliegenden buches ihre stelle anzuweisen.

Wir haben eine doppelte überlieferung: einerseits die gleichzeitigen briefe Wielands und seiner freunde, andererseits die späteren mündlichen mitteilungen Wielands an seinen biographen Gruber und an Böttiger (Histor. taschenb. 10, 359 ff) sowie vereinzelte spätere schriftliche mitteilungen Wielands zb. Denkw. briefe 2, 110 f (vom 19 mai 1808). bei Gruber liegen uns solche überlieferungen am wenigsten rein vor, weil bereits combinationen, und zum teil falsche, mit den briefen eingetreten sind. die unterschiede des wertes und demgemäfs die art der benutzung bedarf keines wortes. vieles kann ich nicht ins reine bringen, weil mir die originalausgaben der betreffenden Wielandschen schriften fehlen, welche in den späteren sammlungen veränderungen erlitten haben. von den für unseren zweck besonders wichtigen Sympathien besitze ich wenigstens eine etwas ältere fassung in den Prosaischen schriften (Zürich 1771).

Der anfang von Wielands schriftstellerischer tätigkeit fällt bekanntlich gerade in die mitte des jahrhunderts: 1750 wurde der plan zur Natur der dinge gefafst, 1751 im februar, märz und april ausgeführt (Ausgew. br. 1, 50. 188. 2, 108). im mai 1751 schrieb er den Lobgesang auf die liebe (im juni und juli den Herrmann: 1, 50). nach den vorberichten und briefen fallen ferner die Moralischen briefe in die zwei letzten monate des j. 1751, die zwei ersten des j. 1752 (1, 44); der Anti-Ovid etwa in den märz 1752 (1, 73); der Frühling und die Moralischen erzählungen in den mai 1752 (1, 71. 78. 81; 86. 95).

'Die damen sind ehemals der hauptressort meines geistes gewesen — schreibt Wieland Ausgew. br. 1, 287 —; ohne gewisse drei damen würden die Natur der dinge, die Moralischen briefe, die Erzählungen, die Sympathien, der Theages und selbst die Christlichen empfindungen nie von mir geschrieben worden sein. Cyrus ist das einzige werk, wozu ich keine muse aufser mir gehabt habe.'

Die erste dieser drei damen ist bekanntlich Wielands cousine

Sophie Gutermann, die spätere Sophie Laroche (vergl. Pros. schr. 1, 105). ihr sind jene producte der jahre 1750—52 gewidmet, und noch bis ende 1753 betrachtet er sie als die herrin seines herzens. poetisch hat er diese zeit später geschildert in dem gedicht Die erste liebe, an Psyche, vergl. dazu noch das andere gedicht an Psyche, das gleichfalls an Sophie gerichtet ist (Briefe an Sophie von Laroche s. 348). in einem früheren briefe versichert er: 'kein könig in Europa kann sich rühmen, eine so liebenswürdige maitresse gehabt zu haben, als ich von meinem siebenzehnten jahre an bis ins einundzwanzigste hatte. man muss sich die nymphen des Correge, die Panthea des Lucian, die Armide des Tasso vorstellen, wenn man sich eine idee von ihr machen will' (Ausgew. br. 1, 335). Lucian setzt das bild seiner Panthea selbst aus den berühmtesten frauengestalten der griechischen kunst, der griechischen poesie, des griechischen lebens zusammen.

In den Moralischen briefen, dem Frühling, dem ersten buch des Anti-Ovid wird Sophie als Doris gefeiert.

Auch du hörest mich, Doris, o du, der jeder gedanke
Meines herzens geweiht ist! Du hörest mich, göttliche Doris,
Meine muse! — doch fern von dir, was kann mir gelingen?

Im zweiten buch des Anti-Ovid heifst sie Panthea. der name Doris begegnet dann auch oft in den briefen für sie. 'ebendieselbe — bezeugt er in einem brief an Georg Jacobi vom 24 december 1769 (Ausgew. br. 2, 346) — welche vor achtzehn jahren Wielands Doris und Panthea war und noch jetzt seine liebe gute base und die freundin seines herzens ist, kurz im reinsten und edelsten verstand des wortes liebe, seine erste liebe.' (vergl. 2, 225. 256).

Aber im herbst 1753 löste sich das verhältnis. am 27 december 1753 wurde Sophie frau von Laroche. Wieland war seit länger als einem jahr, seit mitte october 1752, in Zürich.

Von nun an tritt für Sophie auch der name Serena auf. Serena ist die heldin einer der Moralischen erzählungen. sie wird durch ihren vater gezwungen, Jokasten, 'dem lasterhaftsten jüngling seiner zeit', die hand zu reichen. es entspinnt sich ein schwärmerisches liebesverhältnis zwischen ihr und Arist. sie stirbt aus liebesgram.

Der väterliche zwang, die ehe mit einem ungeliebten mann, gab das tertium comparationis zwischen Sophie und Serena. es ist nun in der tat eine Serena auf der welt 'und leider auch eine unglückliche Serena': so schreibt Wieland an Bodmer (Ausgew. br. 1, 131 f, vergl. 238 f. 314 f).

Neben Sophie oder wol vor Sophie muss aber noch eine andere jugendliebe angenommen werden. diese und die Züricher damen finden wir in den Sympathien beisammen. leider sind die historischen nachrichten Bodmers über die entstehung einzelner

Sympathien (Mörikofer Schweiz. litt. s. 199) in dem wenigen was mir augenblicklich von Bodmer zugänglich, nicht enthalten.

Am 20 februar 1759 schreibt Wieland zusammenfassend an Zimmermann (Ausgew. br. 1, 336 f) über seine Züricher zeit: 'ich wurde mit frauenzimmern bekannt, wovon eine oder zwei mich wegen des verlustes meiner göttin zu trösten fähig waren . . . ein reicher und genereuser negociant und ein edelmann übergaben mir ihre söhne (vergl. s. 252). ich quartierte mich bei dem letztern ein und wurde mit allen möglichen egards tractiert. ich fand an einer der tugendhaftesten und klügsten damen eine zweite mutter. man machte mir die vier letzten vergangenen jahre meines lebens so angenehm, dass sie nur von dem 1750sten übertroffen werden konnten. nun bin ich am ende dieses lebenslaufes. meine eleves sind erzogen' . . .

Wieland wohnte die erste zeit bekanntlich in Bodmers hause. neue arrangements fallen in den mai 1754: 'ich habe heute — schreibt er am 29 mai an Bodmer (Ausgew. br. 1, 131) — einen artigen brief von der frau Gr. G. erhalten, worin sie mich benachrichtigt, dass die fr. A. im Constanzer haus mir bald selbst schreiben und dann benachrichtigen werde, dass wegen schwer überwindlicher hindernisse mein vorschlag, den tisch bei ihr zu haben, nicht angenommen werden könne, hingegen werde man mir die wohnung im besagten hause einräumen.' am 24 juni 1754 verliefs er Bodmers haus (Ausgew. br. 1, 135). dann am 22 januar 1755 meldet er an Schinz (Ausgew. br. 1, 158): 'ich werde zum junker amtmann Gr *** ins haus ziehen, um seinen sohn, zu dem ich gute hoffnung habe, mehr unter meiner aufsicht zu haben. ich werde von allen seinen und seiner frau gemahlin verwandten sehr geschätzt.'

Dazu noch einige weitere quellenstellen über die damen. im november 1754 (Ausgew. br. 1, 141. 143 f) verteidigt er sich gegen Bodmer, der ihm vorgeworfen hatte, seine neuen freundschaften machten sein herz von den alten freunden abwendig. insbesondere war seine 'vortreffliche und hochgeschätzte freundin frau Gr.' damit gemeint. Wieland aber erkennt ihre freundschaft für eines der besten geschenke der vorsicht. die zeit, die er ihr widmet, ist sehr wenig. sie selbst verehrt in Bodmer den menschenfreund, den frommen und weisen dichter und Wielands woltäter. die frauenzimmer überhaupt, mit denen er umgeht oder umgegangen ist, sind wenige und personen von gutem charakter und bekannten edlen sitten.

Am 6 december 1754 (s. 150) erwähnt er dieselbe vortreffliche freundin (ihr und sein und Bodmers held ist Carl Grandison), daneben aber eine gewisse gute Melissa, welche am 22 januar 1755 (s. 158) in gröfserer gesellschaft widerkehrt: Serena, Selima, Diotima, Melissa und Daphne sind seine freundinnen. Daphne ist, wie sich aus anderen briefen mit sicherheit ergibt, frau Schinz

und spielt weiter keine rolle. Serena kennen wir: bleiben als Zürcher freundinnen Selima, Diotima, Melissa. Selima oder Diotima muss frau Gr. sein: nur vorübergehend hatte er früher (1752) Sophie als Diotima bezeichnet (s. 20. 65). eine dieser freundinnen, vermutlich eben diese frau Gr., liest die briefe der erhabenen Serena und hat die lebhafteste bewunderung und zärtlichste liebe für diesen irdischen engel (15 märz 1755. s. 161). die hymne (ich weifs nicht welche, und versuche keine nachforschung, da mir die originaltexte nicht zur hand sind) ist 'ein geheimnis der freundschaft; es sind gewisse buchstaben darin, die eine noch tiefere bedeutung haben, als die zahlen des Pythagoras' (12 september 1756. s. 219 f).

An Zimmermann sendet er 7 november 1756 (s. 228) 'wiewol vielleicht zu spät' die Empfindungen eines christen. sie sind schon 1755 erschienen. er bittet daraus nicht zu viel zu schliefsen und ihn nicht etwa zu einem seraph, heiligen oder luftgeist zu machen: 'ich bin ganz und gar ein mensch, und schäme mich dessen nicht im mindesten.'

Er meldet 15 december 1756 (s. 231): er besuche etwa ein halb dutzend häuser und habe drei oder vier liebe freundinnen, deren umgang ihm das leben versüfse. diese freundinnen werden am 11 januar 1757 (s. 239 f) näher charakterisiert: die eine hat viel witz und lebhaftigkeit, sie ist sehr belesen ohne es gegen leute, die nicht ihre intime freunde sind, anders als durch vorzügliche bescheidenheit merken zu lassen. die zweite hat eine recht englische unschuld und güte des herzens, alles was man unter dem wort schönheit der seele versteht; mit einer demut, die den wert ihres herzens und ihre vielen natürlichen fähigkeiten und vorzüge halb verhüllt; diese ist die Eulalia und die ungenannte der Sympathien. drittens die Cyane in den Sympathien ist auch eine würkliche person, nach dem leben geschildert, sie wohnt aber nicht in Zürich (s. 190: Cyane wohnt zwei stunden von Zürich auf dem lande und ist nach dem leben gemalt; vgl. s. 197). viertens: 'noch eine meiner liebsten freundinnen ist ein satirischer kopf, eine halbe philosophin, ein *thinker*, ein naseweises spitzfündiges geschöpf, das sich sehr geschickt albern stellen kann, um einem jeden andern seine torheit zu insinuieren.'

Alle diese damen aber sind über vierzig jahre; 'keine davon ist jemals eine beauté gewesen; alle sind einer unverstellten tugend wegen hochachtungswürdig.'

Eine weitere parallelstelle bringt s. 285 (vom 6 september 1758): 'Arete, Sacharissa, Cyane, Alcest, Eulalia, Ismene und diejenige welche p. 56 in der ersten edition der Sympathien angeredet wird (ohne zweifel die obige ungenannte), sind die einzigen würklichen personen, die unter den erdichteten namen bezeichnet sind (vergl. über Maja s. 284; selbst über J ** s. 173).

Sacharissa ist das rosenwangichte mädchen, welches Sie vor einiger zeit gesehen und fälschlich für meine gebieterin angesehen haben. Cyane ist ein landfräulein, die in einem leibe aus dem man wenigstens drei engländische mädchen machen könnte, eine sehr idealische seele hat. Arete und Eulalia sind nur eine person. Ismene war ein mädchen das ich einst geliebt habe. Alcest ist Ihr gehorsamer diener Wieland.'

Die beiden stellen ergänzen sich. die hauptperson erscheint dreimal: als Eulalia (Prosaische schriften 1, 49; Werke abschn. 10 der Sympathien), als Arete (s. 57; abschn. 12) und als ungenannte (s. 44; abschn. 9 in Selima verwandelt). die erste anrede lautet: 'O du, welche nur der enthüllung vom leibe bedarf, um ein engel zu sein, schöne harmonische seele; desto schöner, da demuth und bescheidenes mistrauen deine eigene vortrefflichkeit vor dir verbirgt.' man erkennt die obige charakteristik, und viel mehr liefern die frommen tugendhaften betrachtungen nicht, die ihr gewidmet sind.

Aber die briefe geben neue aufschlüsse: Wielands Theages ist die frucht einer sehr heftigen und sehr platonischen liebe, die er zu einem frauenzimmer trug, das schon über 40 jahr alt war (s. 285 f). gleichwol ist die Aspasia im Theages kein porträt dieser dame: Aspasia ist ein bloſses geschöpf seiner einbildungskraft, aus hundert zerstreuten zügen zusammengelesen (s. 300).

Das schlieſst indessen nicht aus, dass einzelne dieser züge von jener geliebten dame entlehnt sein könnten. und wenn Aspasia (nach dichterisch galanter voraussetzung) nahe an vierzig aber wol erhalten ist, wenn sie als jungfrau und reiche erbin dargestellt wird, wenn sie die freiheit liebt und sich nicht entschlieſsen kann, einen mann zu ihrem herren zu machen, weil sie nie einen Carl Grandison angetroffen; so bietet sich hiefür unter der annahme geringer veränderungen in der tat ein original: jene dame von 44, für welche der 22jährige Wieland sich begeisterte, die geistreichste und gebildetste frau in Zürich, eben verwittwet und doch jungfrau (Denkw. br. 2, 110), jene dame die mit Wieland für Richardsons Grandison schwärmte, wie wir sahen, und die schon auf frau Gr. gedeutet ist. ihr sind die Sympathien und der Theages gewidmet. und auch ihr name ist uns bekannt durch Wielands erzählung bei Böttiger s. 399: 'meine feurigste liebe in Zürich war zu einer frau v. Grebel, einer jungfräulichen wittwe von (ungefähr) 40 jahren.' jungfer Lochmann hatte einen junker v. Grebel geheiratet, einen schwächling, der eine pflegerin und vorleserin brauchte und in ihr die treueste und hingebendste fand. sie hatten viele jahre mit einander gelebt und gewohnt, und als er starb, hat sie ihn ernstlich betrauert. gerade in dieser zeit kam Wieland nach Zürich. sie hatte seine Briefe der todten gelesen (1753 erschienen!), die zu ihrer stimmung passten, und wünschte den verfasser kennen zu

lernen. er sah sie zuerst in schwarzer trauerhülle, die aber ihren blitzenden augen sehr wol tat. indessen machte sie erst beim zweiten widersehen einen tiefen eindruck auf ihn. allmälich kam es zum einverständnis. näherer verkehr war in dem strengen Zürich nicht leicht und muste mit list und heimlichkeit bewerkstelligt werden. aus der freundschaft wurde eine art von platonischer liebe. doch blieb ein feuriger händekuss der einzige oberste lohn seiner minne.

Vergl. Zimmermann Über die einsamkeit 4 (1785), 178 f ... 'so stille erhaben und so unaussprechlich edel liebte Wieland in seinen frühesten und feurigsten jahren ein schönes, liebevolles und liebeathmendes frauenzimmer in Zürich; denn dieser grofse geist wuste wol dass das geheimnis der liebe auf gewisse weise schon im ersten kusse, im ersten seufzer erstirbt. ich fragte darum einst dieses frauenzimmer: Mademoiselle, wann hat Wieland sie zum ersten mal geküsst? die schöne Züricherin erwiderte mir: Wieland küsste mir zum ersten mal am ende des vierten jahres unserer bekanntschaft die hand.' doch ist die geschichte, schon wegen der anrede 'Mademoiselle' nur unsicher auf frau v. Grebel zu beziehen.

Wieland fährt fort (Denkw. br. 2, 110 f): jene platonische liebe würde wol, trotz seiner ihm anklebenden kindischen schüchternheit, sich in eine reinmenschliche art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die dame nicht besonnener als er gewesen wäre und in ihrer weisheit beschlossen hätte, ihn allmälich mit guter art zu entfernen und die zweite frau eines Zürichschen magnaten zu werden, der sie nach einigen jahren wolbehalten hinterliefs. nach Böttiger s. 403 hätte sie ihn zum vertrauten des antrages dieses magnaten gemacht: 'es muste ihr schmeicheln eine frau statthalterin, die nächste nach der bürgermeisterin, zu werden und ihr ansehnliches vermögen mit einem ebenso ansehnlichen zu verdoppeln. dies überblickte ich sehr wol und riet selbst herzlich zu dieser neuen verbindung.' (den statthalter Hirzel erwähnt er Ausgew. br. 1, 347. 2, 62). indessen wird noch bis herbst 1759 in den briefen an Zimmermann die frau Gr. oder G. als seine hauptfreundin in Zürich fortwährend erwähnt (Ausgew. br. 2, 1. 63. 79. 86. 101. 103. 105. 108). und dass jene späteren berichte nicht getreu sind, bezeugt der gleichzeitige brief an Zimmermann (Ausgew. br. 1, 285; vergl. 287): 'so viel versichere ich Ihnen, dass ich nie jemand platonischer geliebt habe als dieses frauenzimmer. ich weifs aber nicht wie es weiter gegangen wäre.' vergl. Ausgew. br. 1, 241: 'die ungenannte der Sympathien ist die königin meines herzens. das war sie und wird es allezeit sein. ach! sie war es so sehr, die zauberin, dass sie mich, gleich der Circe, etliche stunden lang sogar in einen anakreontischen dichterling verwandeln konnte. leider!' — 'zu allem glück — fährt er an

der früheren stelle fort — charmierte mich eine andere noch mehr, gerade um die zeit da meine sublime liebe anfangen wollte sich ein wenig zu bekörpern. dieser umstand machte es mir leicht in die schranken der gesetzten freundschaft mit ihr zu kommen.'

Gruber (1, 213) versichert, diese andere sei unter Melissa zu verstehen, ein junges reizendes geistreiches mädchen. durch Wielands umgang gebildet, habe sie sich bald vor den übrigen ausgezeichnet. ihr vater war zu reich und stolz, um sie einem unbemittelten gelehrten zur frau zu geben. sie wurde nachmals Hallers schwiegertochter. Sophie Laroche (Tagebuch einer reise durch die Schweitz s. 340) gibt uns bestätigung und weiteren aufschluss: sie sieht am 3 august 1784 in Bern frau von Haller, geborne Schulthess aus Zürich, welche Wieland als Melissa — wie sie selbst als Doris — besungen, welche ihr durch Wieland und Zimmermann als eine sehr schöne und liebenswürdige person genannt war und von der sie viele artige briefe gelesen hatte (88, vgl. 99. 355). auch Julie Bondeli bei Bodemann s. 200 bestätigt dass Madem. Schulthess mit Wieland noch nach Biberach correspondierte. — darf man mit der bemerkung Grubers weiterhin den rückblick Wielands combinieren (vom 17 april 1758. Ausgew. br. 1, 270) auf eine zeit, wo er junge mädchen in der platonischen philosophie unterrichtete?

Weitere ermittelungen sind leider recht schwierig und keineswegs sicher. die nähere beziehung zu frau v. Grebel kann nicht wol vor anfang 1754 fallen (wofern sich nicht der unten für Selima in anspruch genommene brief an die Laroche s. 24 vom 3 juni 1753 auf sie bezieht). ende 1754 aber tritt schon Melissa auf. da Wieland die namen Selima, Diotima, Melissa später fallen lässt und da mindestens die freundschaft zu frau Grebel durchgeht, so darf man fragen, ob er diese damen nicht später umgetauft hat. für Eulalia und Arete, die schöne seele frau Grebel, möchte ich unbedingt den namen Diotima in anspruch nehmen (vergl. Laroche Tagebuch 103: 'gern hätte ich noch eine Zürcher dame gesehen, welche in herrn Wielands schriften den namen Diotima trägt und, nach ihren briefen zu urteilen, viele kenntnisse und feinheit des geschmacks haben muss'). findet sich auch Melissa später wider?

Da es sich um ein junges mädchen handelt, so läge der gedanke an die rotwangige Sacharissa nahe. der betreffende abschnitt der Sympathien (s. 22; abschn. 3) redet im tone der ermahnung zu ihr. sie wird gewarnt vor dem bösen genius, der sich oft hinter angeblich unschuldige jugendfreuden verberge. 'glaube nicht dem unbedachtsamen, der dich geistreich nennt, weil deine augen mit ihren lieblichen blitzen sein herz geschmelzt haben; und dich tugendhaft glaubt, weil er sich beredet dass in einem blendenden busen notwendig die schnee-

weifse unschuld wohnen müsse.' tugendhafte romanfiguren wie Clarissa, Byron, werden ihr als muster vorgehalten. es genüge nicht, ihnen diese oder jene empfindung abgelernt zu haben. Sacharissa habe alle zärtlichkeit jener heldinnen, aber 'zärtlichkeit des gemütes ohne stärke, ohne grofsmut, ist weichlichkeit.'

Ähnliche gedanken kehren wider in den Erinnerungen (dh. ermahnungen) an eine freundin (1754). auch sie sind an ein junges mädchen gerichtet: 'in deinem arm wird einst ein edler mann sein wolgebrauchtes leben süfser fühlen; nach dir wird sich dereinst an deinem busen der schönen tochter weiche seele bilden.' sie selbst wird aufgefordert, diese erinnerungen in ihre 'weiche seele' zu drücken.

Und wenn mein schicksal deiner gegenwart
Mich einst entzieht, so sei dies blatt dir oft
Ein nicht unwertes denkmal unsrer freundschaft.

Die hohe würde der seele soll ihr stets vor augen schweben. sie soll nicht sorgen, wie sie gefallen möge. sie soll den schmeichler verachten, der auf ihre schwäche rechnet.

Der schmeichler lügt der deine rosenwangen
Und was an dir einst welket, englisch nennt.

Anna Howes und Clarissens freundschaft, aufserdem die biblischen frauen in Bodmers patriarchaden werden ihr als muster hingestellt: einige gegenbilder treten auf, die selbstgefällige Narcisse, die schöne aber geistlose Agnes, die kokette Zelinde. daneben ideale wie Panthea und die sittsame Stella.

Die polemik gegen den witz, den falschen witz, der sich begnügt, wenn wir lachen, den leichten witz, der ohne die vernunft ein tönend nichts sei, — scheint persönlichen bezug zu haben und einen fehler der angeredeten freundin indirect zu treffen. auch in der hergehörigen Sympathie wird, vielleicht bedeutungsvoll, der böse genius des menschen, speciell dieser dame, mit dem betrüglichen witz verglichen, der die gefährliche gabe besitze, allerlei gestalten anzunehmen.

Man möchte daher an die vierte oben charakterisierte freundin denken, das naseweise, spitzfindige geschöpf, den satirischen kopf. es müste dann nur angenommen werden, dass die angabe, alle dort besprochenen seien über vierzig, eine absichtliche oder unabsichtliche unwahrheit enthalte: unabsichtlich etwa weil die aufzählung, an deren spitze jene angabe steht, mit älteren damen tatsächlich begann und an die vierte nicht sogleich gedacht wurde oder deren nennung nicht von vornherein beabsichtigt war; oder absichtlich um die allzu genauen und deutlichen angaben durch eine irreführende notiz zu paralysieren. übrigens drängt sich wie wir gleich sehen werden, auch bei der dritten in der reihe, Cyane, der verdacht auf, ihr alter sei übertrieben.

So wäre denn Melissa-Sacharissa Schulthess das eine mal

als ‘gut’, das andre mal als ‘satirischer kopf’ hingestellt. in den poetischen schilderungen aber finden sich beide züge und es liegt ganz in Wielands manier zu idealisieren, dass er jedesmal eine einzelne eigenschaft übertreibend hervorhebt. überdies streiten um Sacharissa zwei genien. doch will ich ja meine vermutung keineswegs für sicher ausgeben.

Was Cyane anlangt, so zeigt auch der auf sie bezügliche abschnitt der Sympathien (s. 26; abschn. 4) das landfräulein: ‘in welchen gefilden irrest du izt, von der morgenröte umgeben, o Cyane; welche schatten, welche selbstgewachsene laube bedeckt dich? welche blume zieht dein immer heitres auge auf ihre sittsame einfärbige schönheit, als ob sie sich sehnte, an deinem busen aufzublühen? oder hörst du still lauschend der wirbelnden lerche zu ...! wie zufrieden lächelt dein denkendes antlitz, aus dem eine ungeschminkte seele glänzt .... wie froh wandelst du in diesen einsamen gebüschen! .... unentweiht von den sitten der verdorbenen welt, kennest du kaum die namen der verstellung, der affectation, der geschminkten tugenden und der schlauen künste städtischer buhlerinnen, buhlerinnen um ruhm oder wollust.’ usw.

Wir empfangen doch so viele porträtzüge, dass ich wider eine combination wagen möchte: mit jener M. welche im sommer 1759 bei Zimmermanns ist und grofsen enthusiasmus bei Wielands freund erregt. ‘M. ist bei Ihnen?’ fragt Wieland sehr erstaunt am 28 juli 1759 (Ausgew. br. 2, 52). ‘Sie haben den brief vom zehnten juli an sie gelesen?’ er stand also noch in correspondenz mit ihr, schickt ihr auch jetzt einen neuen brief (s. 53). ‘Si M. pourroit vivre une seule année avec vous, je crois qu’elle deviendroit bien aimable; elle deviendroit discrète, sage, sans prétentions’ (s. 56): es fehlt ihr also an cultur. er nennt sie auch cette jolie babillarde (s. 56). Zimmermann will in M. ein mädchen aus dem goldnen zeitalter gefunden haben (s. 59). Wieland ist darüber sehr erstaunt bis er sich besinnt dass ihn dieselbe M. wenigstens zwei oder drei mal innerhalb fünf jahren in den gleichen enthusiasmus versetzt (s. 60). er will den freund nicht entzaubern, er überlässt das der dame selbst, die manches herz erobert, aber noch keines festgehalten habe (s. 61). er nennt M. eine ziemlich runde, drollichte und rosenwangichte seele (s. 62); eine dame in Bern, welche Wieland augenblicklich bewundert, sei wenigstens ein hundert pfund weniger materiell als M. (s. 61): das stimmt zu der personsbeschreibung Cyanens, aus deren leibe man drei Engländerinnen machen kann. und wenn Cyane zwei stunden von Zürich lebt, so kann sie darum in Brugg doch Wielands Zürcherische freundin (s. 53) oder die schöne Zürcherin (s. 59) heifsen; auch hat sie sich gewis zeitweilig für tage oder wochen in Zürich aufgehalten.

Auch das folgende kann uns teils die identität bestätigen,

teils unsere kenntnis bereichern. c'est proprement — schreibt Wieland an Zimmermann weiter (2, 64) — l'innocence, la naïve vertu, la belle nature qui vous enchante. M. sei verführerisch für einen philosophen 'précisement par les mêmes qualités qui la rendroient ridicule à un homme du monde.' vergl. s. 78. 80 f (11 august 1759): 'M. ist kein falsches geschöpfe und doch ist sie nicht was sie scheint. dieses rätsel kann Ihnen vielleicht niemand auflösen, als ich .... auch meine aufführung gegen sie ist ein rätsel. ich bin genötigt eine gewisse rolle zu spielen .... ich will Ihnen meine geschichte mit diesem sonderbaren frauenzimmer so erzählen, wie ich sie selbst weiſs, und Ihnen alsdann das urteil über mich ruhig überlassen' (vergl. s. 52 f). also auch hier ein stück roman? ich möchte darauf noch s. 84 beziehen, gleichfalls an Zimmermann gerichtet: 'Ihr einfall dass die herren von Bern mich mit einer pension von 2000 pfund zum prof. extraord. der philosophie machen sollten, gefällt mir besser als das annexum, das gute mädchen ** zu heuraten.'

Sophie Laroche schreibt zu Knonau auf dem wege von Zürich nach Zug in ihr reisetagebuch (s. 116): 'Knonau hatte für mich noch ein verdienst, die erinnerung aus Wielands zeiten; indem ich unter den vielen schönen briefen, welche er aus der Schweiz hatte, einige von einer Meyer von Knonau gelesen, welche einen vortrefflich gebildeten muntern geist und ein gefühlvolles herz anzeigten.' auf die letztere charakteristik ist nichts zu geben: die Laroche charakterisiert immer vag idealisierend: alles aus einem farbtopf angestrichen. wenn ich M. in den briefen an Zimmermann auch nicht zu Meyer ergänzen will — man erwartet einen taufnamen (ob M. nicht Melissa sein könne, habe ich natürlich erwogen, bin aber zu einem negativen resultate gelangt) — so hat doch dieses Zürcherische landfräulein die nächsten ansprüche, für Cyane gehalten zu werden, wenn auch die angabe Wielands über die entfernung ihres wohnortes von Zürich auffallend niedrig gegriffen ist. man fährt jetzt mit dem schnellzug fast eine stunde.

Auch Mörikofers bericht über den fabeldichter Ludwig Meyer von Knonau (Schweiz. litt. s. 281) darf hieher gezogen werden: 'Meyer war ein landedelmann, der auf seinem herschaftsgute einer heitern und sinnigen naturbetrachtung lebte, mit lust die jagd betrieb und sich mit tier-, namentlich vogelmalerei beschäftigte. er gewährte nebst seiner gebildeten familie seinen freunden einen für erholung und unterhaltung anziehenden kreis, worin unter andern Wieland glückliche tage verlebte.' dieses Meyers tochter wird Cyane gewesen sein. Meyer war mit Bodmer sehr befreundet, und seit 1754 war Wieland jeder neuen damenbekanntschaft höchst zugänglich.

Wir kehren zurück zu der stelle, worin Wieland am ende seines Züricher aufenthaltes seine hauptwerke auf drei gewisse

damen zurückführt. da er die Erinnerungen an eine freundin nicht mit nennt, so kann Melissa-Sacharissa nicht wol gemeint sein. auf Cyane-M. lässt sich nichts zurückführen aufser jenem abschnitt der Sympathien. also haben wir Sophie Laroche für die ersten schriften, frau v. Grebel-Eulalia-Arete-Diotima-Aspasia für die Sympathien und Theages. es bleiben nur die Empfindungen eines christen übrig, und diese müssen einer dritten dame gehören: wer ist sie?

Ich ziehe gleich Wielands erzählung vom 17 febr. 1796, bei Böttiger s. 397—399, herbei: 'ich wohnte in Zürich bei einer devoten im hause, die mich durch ihre frömmelnde sprödigkeit oft in vergötternde ekstasen, oft in verzweiflung setzte. ihr zu gefallen dichtete ich damals auch die Empfindungen des christen. als mir später die schuppen von den augen fielen, ergrimmte ich besonders über diese heilige prüderie und affectierte züchtigkeit, und die marter, die mir damals jene tantalisierende fromme, mit der ich unter einem dache wohnte, angetan hatte, die erfahrungen die ich damals gemacht hatte, haben gewis vorzüglich viel dazu beigetragen, dass ich zu meinen gedichten dem anschein nach so wollüstige und lockende themen genommen und con amore ausgemalt habe. ich wollte gewissen tartüffen und keuschheitskrämerinnen dadurch wehe tun' usw. ich lasse den letzteren einseitigen pragmatismus dahingestellt, der wenig wert hat.

Die deutung fällt nicht schwer. dass Wieland zum junker amtmann Gr*** ins haus ziehen werde, offenbar des edelmanns dessen söhne er unterrichtete, meldet er, wie wir sahen am 22 januar 1755. aus Gruber (1, 185) aber ist längst bekannt dass Wieland vier jahre lang in dem hause des herrn v. Grebel wohnte, dessen söhne er unterrichtete. also eine zweite frau Grebel. er nennt sie Fr. Gr. G. (dh. Grebel mit einem zweiten hinzugefügten namen) in dem brief an Bodmer vom 29 mai 1754: sie correspondiert mit ihm, als dem lehrer ihrer kinder, über kost und wohnung, wofür sie sorgt, bis er ins haus zieht. sie ist ohne zweifel die zweite mutter, die er in Zürich fand. sie ist Selima, ein name aus Wielands Moralischen erzählungen: Selim, ein blinder, wird durch Selima, seine geliebte, geheilt; durch sie erblickt er zum ersten mal die welt. schrieb Wieland dieser dame einen ähnlichen einfluss in moralischer beziehung zu? (die stelle Ausgew. br. 1, 261 kann ebensogut auf Sophie oder auf Eulalia-Diotima gehen). sie muss ferner die erste am 11 januar 1757 geschilderte freundin sein: darnach hatte sie viel witz und lebhaftigkeit und war sehr belesen, ohne es in weiterem kreise merken zu lassen. ihre frömmigkeit würde in dem Züricher damenkreise nicht unterscheidend gewesen sein, und die andern dinge, die er später erzählt, konnte er in jenem briefe nicht vorbringen. in den Sympathien fehlt sie, wenn wir uns an Wielands

eigenes zeugnis halten, wie wir müssen. vielleicht aber war sie die erste dame überhaupt, die ihm in Zürich tieferes interesse einflöfste, und von der er an Sophie Laroche am 3 juni 1753 (s. 24) schreibt: er sei mit einer dame von sonderbarem und verwickeltem charakter bekannt geworden, den er nach zwei conversationen noch nicht ergründen könne. in drei oder vier tagen würde er mit einem jungen geistlichen auf ihr landgut gehen, 'ihr da die unsterblichkeit der seele zu predigen.'

Wir übersehen nun Wielands ganzes Züricher 'serail', wie er es nennt, bis zum abschluss der Sympathien. Züricher localforscher würden ohne grofse mühe über einige puncte genaueres mitteilen können.

Von Wielands in Zürich verfassten schriften scheinen die briefe von verstorbenen an lebende seinen besonderen ruhm in frommen damenkreisen gegründet zu haben. sein anonym veröffentlichter plan einer privatschule führte dazu, ihm erziehungsaufgaben zu übertragen. ob zuerst herr amtmann von Grebel und durch ihn frau Grebel-G. gewonnen wurde, oder ob die sache umgekehrt verlief, bleibe dahin gestellt. jedesfalls blieb frau v. Grebel-G. in der rolle der mütterlichen, aber doch nicht ungefährlichen freundin. daran schloss sich das verhältnis zu frau v. Grebel, geb. Lochmann, das auf dem besten wege zu einer sinnlichen leidenschaft war, als ein junges witziges mädchen Melissa-Sacharissa Schulthess sie in seinem herzen verdunkelte und sie wider auf die stelle der ersten und verehrtesten freundin beschränkte, die ihr unbestritten blieb. wann der vater Melissas jede hoffnung abschnitt, ob es zu ausdrücklichen erörterungen darüber kam und wie dieselben auf Wielands verkehr mit der geliebten einwürkten, wie lange dieses verhältnis überhaupt dauerte: das wissen wir nicht. auch nicht, in welchen zeitpunkt die zwei oder drei enthusiastischen aufwallungen fielen, worein das dicke landfräulein Cyane (Meyer von Knonau?) den leicht erreglichen versetzte. es mögen überhaupt manche schwankungen vorgekommen sein, die wir unmöglich unterscheiden können.

Die Sympathien weisen uns nun aber auch über Zürich zurück in eine frühere zeit. Ismene (s. 53; abschn. 11) war ein mädchen, die er einst geliebt. jetzt ist Ismene todt und ihrem andenken widmet er einen abschnitt der Sympathien: 'sie starb, die liebenswürdige Ismene, und ihr freund hat nicht ihren letzten entfliehenden hauch aufgefasst noch ihr geheiligtes grab mit blumen bestreut.' aber keine entfernung der örter soll den geist hindern, sie auf dem kirchhof zu besuchen. er fragt sie: 'bist du (etwa), von sympathie und ewiger liebe gezogen, bist du itzo der genius deiner S***, der edelsten und schönsten seele, die noch im irdischen leibe wallet?' seine freundschaft mit Ismene war von der tugend gestiftet und von der weisheit geleitet. er lobt sich selber, dass ihre blühende jugendfarbe und

reizende anmut ihn nicht verblendeten, sie für etwas anderes als eine unsterbliche anzusehen. heifst das in prosa: dass er sich nicht verleiten liefs, sie zu verführen?

Durch S*** sind wir jedesfalls in Wielands heimat verwiesen. denn S***, wofür die werke irreführend Selima setzen, ist ohne zweifel Sophie. in der tat heifst es in einem briefe an die Laroche (s. 30), am 30 januar 1754, also nach der auflösung des verhältnisses zu Wieland und nach Sophiens verbeiratung geschrieben: 'beiliegender brief von Ihrer Ismene ist mir zugeschickt worden, und ich weifs nichts anderes mit ihm anzufangen, als ihn an Sie zu schicken, wenn Sie gleich nimmer Doris sind. dieses gute mädchen, welches die zärtlichsten gesinnungen und die ungemeinste hochachtung gegen Sie trägt, weifs noch nichts von den letztern unerbaulichen begebenheiten. ich überlasse es Ihrem herzen, madame, ob Sie den briefwechsel mit dieser Ihrer zärtlichkeit gewis würdigen person fortsetzen wollen oder nicht; und ein gleiches tue ich wegen Ihrer ehemaligen ungemeinen freundschaft gegen die gute jungfer M . . ., welcher der verlust ihrer freundin sehr nahe geht. wie vielen vortrefflichen herzen haben Sie wehe getan!'

Von dieser jungfer M. weifs ich gar nichts. aber für Ismene drängt sich mir eine seltsame vermutung auf, die ich nicht unterdrücken will und die, wenn sie das richtige träfe, einen ganz komischen beleg für Wielands übertreibende art zu idealisieren bieten würde.

Am 8 october 1791 erzählte Wieland in Goethes und Böttigers gegenwart (Böttiger s. 392, vergl. Düntzer Freundesbilder s. 361) von seiner ersten liebe im hause seiner eltern zu Biberach. 'dort habe ein niedliches funfzehnjähriges mädchen von der post die briefe in die stadt ausgetragen. er habe gefunden, dass sie einige volkslieder recht hübsch singen könne und seine eltern beredet, dass sie sie mehrmals beim abendessen hätten vor sich singen lassen. er sei würklich in sie verliebt gewesen. aber zum unglück habe das mädchen in der ganzen stadt der postklepper geheifsen. dieser zuname habe seine delicatesse zu sehr choquiert und so sei es bei platonischen ideen geblieben.' den letzteren punct, das platonische des verhältnisses und seine enthaltsamkeit, muss Wieland näher ausgeführt haben, wie aus den von Böttiger berichteten anmerkungen Goethes hervorgeht, welche zugleich eine merkwürdige und sonst nicht beobachtete vertrautheit mit den minnesingern bekunden.

Der 'postklepper' und Ismene! aber zuzutrauen ist es Wieland doch. jene Ismene steht zu Sophie deutlich in einem respectverhältnis, sie ist ihr untergeordnet und hat die fortsetzung des briefwechsels fast wie eine gnade zu erwarten. man müste annehmen, Wieland habe mit dem mädchen bildungsversuche gemacht: wie mit seinen eltern, so hätte er sie auch mit Sophie

in beziehung gesetzt. die unsicherheit der annahme verkenne ich nicht. eine combination Ismenens mit der einzigen uns bekannten jugendfreundin Sophiens, mit Elise Schorrer, ist nicht möglich, weil diese Wieland sicherlich nicht bekannt war und schon 1748 starb (Assing Sophie Laroche s. 24 f). auch mit Ismene in der Moral. erzählung 'Melinde' wüste ich nichts anzufangen. —

In Zürich — um dahin zurückzukehren — scheint nach dem abschluss der Sympathien noch allerlei interessantes gespielt zu haben. am 24 februar 1758 (Ausgew. br. 1, 253) schreibt er an Zimmermann: j'aime un peu une certaine fille, qui me paroit belle et sage et bonne, et que sais-je moi? vous savez cela déjà, et c'est tout dire que de vous dire que je l'aime ... avec tout cela je ne passe pas moins que deux soirées avec elle toutes les semaines. Il vous faut savoir qu'elle chante bien et qu'elle a la voix très agréable et que nous aimons tous les deux peut-être plus qu'il ne faut, elle à chanter et moi à accompagner sur le clavecin des airs Italiens ... am 12 märz 1758 erfolgt näheres (s. 258): c'est une fille simple, ingenue, peu vive, qui n'a rien ni dans la figure ni dans l'esprit qui puisse frapper un homme tel que mon Zimmermann. vous vous étonnerez peut-être comment elle a su faire pour m'inspirer de la tendresse et comment je puis passer avec elle une si bonne partie de mon tems ... je ne suis pas aussi platonique que vous me croyez, Monsieur le docteur, je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas-monde.

Hierauf aber verstummt jegliche kunde. ich weifs nicht, ob dazu gehört, was Wieland bei Böttiger berichtet (s. 403): 'auf vierzehn tage liebte ich in Zürich auch eine jungfer Füssli, fand aber bald, dass das artige lärvchen kein gehirn hatte.'

Sehr despectierlich redet er am 1 februar 1759 von seinen älteren freundinnen als von etlichen veralteten weibern (Ausgew. br. 1, 324). und höchst leichtsinnig schreibt er am 26 april 1759 an Zimmermann: 'seien Sie so gütig ... der frau doctorin so viel küsse in meinem namen zu geben, als ich der jungfer * in Ihrem namen gegeben habe.' der name ist wol nicht bei der edition des briefes erst unterdrückt, er war etwa schon von Wieland offen gelassen. ist es noch das obige mädchen? oder eine andere? Etwa Cyane-M.? sie wird wol identisch sein mit der jungfer *** welche ihm am 25 mai 1759 zwei gesänge des Cyrus vorlas und 'diese art von versen ungemein gut liest' (Ausgew. br. 2, 10).

Der vollständigkeit wegen erwähne ich noch die klatscherei, welche aus einem briefe von 1760 Bodemann s. 53 anm. mitteilt: Wieland habe eine magd im Bodmerschen hause verführen wollen und das sei einer der hauptgründe gewesen, welche ihn bestimmten Zürich zu verlassen. doch liegt dabei vielleicht nur eine andere fassung einer schon bekannten, von Wieland selbst

(Ausgew. br. 3, 391) berichtigten anekdote vor, wonach eine Bodmerische magd aus liebe zu ihm wahnsinnig geworden wäre.

Die späteren rückblicke auf Zürich ergeben in der form in der sie uns mitgeteilt werden, mit unterdrückung der namen, nichts oder so gut wie nichts. die stellen über frau Grebel-Lochmann und über M. sind bereits gesammelt: die erstere ist vielleicht auch zu verstehn unter madame **, deren verdienste aller welt einen allgemeinen beifall abzwingen (Ausgew. br. 2, 80). und wenn als ausgezeichnete Zürcherinnen einmal (Ausgew. br. 2, 62) 'die frau **, die frau **, die jungfer **' hervorgehoben werden, so mag man an die beiden damen v. Grebel und an jungfer Schulthess denken. neues und aufschluss gebendes — darauf kommt es nur an — steckt jedesfalls nicht in solchen notizen. auch die mademoiselle S. der Ausgew. br. 2, 54 ist mir ebenso unbekannt wie gleichgiltig.

Gruber (1, 211) führt auf frau Grebel-Lochmann nicht blofs die Sympathien und Theages, sondern auch die Christlichen empfindungen und Araspes und Panthea zurück. was die Christlichen empfindungen anlangt, so irrt er sich, wie wir bereits wissen. was Araspes und Panthea betrifft, so hat er, wie ich glaube, recht. und hier bin ich an den punct gelangt, wo, meiner meinung nach, der oben erwähnte übergang Wielands in neue bahnen deutlich zu erfassen ist.

Wieland schreibt an professor Leonhard Meister in jenen bekannten autobiographischen notizen vom 28 december 1787 (Ausgew. br. 3, 379 ff. vergl. 375 f): 'mit meinem übergang aus der platonischen schwärmerei zur mystischen (ao. 1755. 56) und mit meinem herabsteigen aus den wolken auf die erde gieng es natürlich und gradatim zu. mein Cyrus und meine Panthea und Araspes waren die ersten früchte der widerherstellung meiner seele in ihre natürliche lage' (s. 385). der Cyrus beruht auf Xenophons Cyropädie, die Panthea ist eine episode aus demselben roman. 'Plato war einst mein liebling, jetzt ist es Xenophon' schreibt er am 17 october 1758 (Ausgew. br. 1, 293).

Aber wann ist Araspes und Panthea entstanden? Bobertag Wielands roman (Bresl. programm 1871) s. 3 meint: in Bern 1758. aber seine gründe sind nichtig. und in Bern war Wieland nicht 1758, sondern 1759 und 1760 (s. unten s. 45). Wieland selbst freilich begeht im vorbericht (Werke 1857. bd. 27) denselben irrtum. meldet er doch auch an Meister (aao. 384), er sei bis ostern 1759 in der Schweiz gewesen. er irrt sich um ein ganzes jahr. nehmen wir denselben irrtum in der datierung des Araspes an, so kämen wir auf das jahr 1757. und dazu stimmt der brief an provisor Künzli in Winterthur über den Araspes aus Zürich 23 october 1757 (Ausgew. br. 1, 242).

Wieland hat in Bern allerdings noch am Araspes änderungen vorgenommen wie sich aus Julie Bondelis brief 43 bei Bodemann

s. 283 ergibt. aber die erste fassung mindestens war in Zürich fertig. das datum jenes briefes an Künzli ist ganz unverdächtig. wollte man 1758 dafür setzen, so käme man in eine zeit lebhafter correspondenz mit Zimmermann, dem gerade der erste gesang des Cyrus zugeschickt wird (Ausgew. br. 1, 292. 301. vergl. 303). wie seltsam, dass er vom Araspes kein wort gesagt haben sollte. er schreibt überhaupt nie vom Araspes an Zimmermann. das erklärt sich sehr gut, wenn wir das überlieferte datum jenes briefes an Künzli beibehalten. der brief fällt dann in eine unterbrechung der correspondenz mit Zimmermann, die fast ein jahr lang dauerte (januar 1757 bis januar 1758), und Wieland meldet darin, dass er den Araspes liegen und für geraume zeit nicht ans tageslicht treten lassen wolle. der grund? Wieland merkte beim abschreiben des dritten teiles, dass Araspes zu schlimm werde, um mitleiden zu verdienen. dh. seine liebe wird zu leidenschaftlich geschildert: Wieland wagte sich mit dieser schilderung in Zürich nicht hervor. in der ursprünglichen fassung standen, nach Julie Bondeli, noch stärkere sachen als in der veröffentlichten gestalt.

Schon in einer Moral. erzählung hatte Wieland einen Lovelace namens Lysander geschildert, der die schöne Melinde auf einem nächtlichen mondscheinspaziergang — sie hat sich in eine grotte (oder laube) einsam hingelegt — überwältigen will und schliefslich durch eine tugendhafte rede dieser dame beschämt und abgewehrt wird.

Araspes ist kein Lovelace von hause aus, aber er hat (Wieland las eben wider Richardsons Clarissa, als er ihn zeichnete) züge von Lovelace erhalten. der einsame gartenspaziergang der geliebten kehrt wider, ebenso die stürmischen bewerbungen und umarmungen des liebhabers, der auch hier schliefslich vor der majestät der tugend und einer tüchtigen strafrede, womit sie ihn überschüttet, zurückweicht. auch hier findet sich eine grotte, worin Panthea belauscht wird. aber weit mehr sinnenreiz würkt auf unsere phantasie. Araspes belauscht sie des morgens im bade. der anblick ihres unverhüllten körpers erst facht seine leidenschaft zur hellsten flamme an und macht einen Lovelace aus ihm. ‘noch vor wenigen tagen — bemerkt ihm sein vertrauter Arasambes (Pros. schriften 2, 304) — liebtest du nur ihre seele, so rein, so begierdenfrei, wie ein sylphe die junge schöne liebt, deren gleitende unschuld er bewachen soll.’ ‘schweige von diesen hochfliegenden einbildungen — erwidert Araspes — die erfahrung ist meine lehrerin gewesen. der mensch ist nicht zur aetherischen liebe gemacht.’ er hofft in der tat, seine absicht bei Panthea zu erreichen und ist bis zur unzurechnungsfähigkeit erregt.

Ich gehe wol nicht fehl, wenn ich sage: da haben wir Wieland, den die liebe zu frau Grebel-Lochmann zum anakreontiker

macht. er schildert, nicht im einzelnen, versteht sich, aber im grofsen und ganzen erlebtes, indem er den übergang von platonischer schwärmerei zum sinnlichen begehren, kurz 'das verführerische der platonischen liebe' (Pros. schr. 1, 103) anschaulich macht.

Er hat aber vollkommen recht, wenn er im vorbericht die gemütsstimmung, worin er den Araspes verfasste, als die grundlage derjenigen bezeichnet worin 'die idee der geschichte Agathons in seiner seele lebendig zu werden anfieng und sich nach und nach ausbildete.' dh. also, wenn man es recht verstehen will, die grundlage für seine ganze spätere poesie.

Aber ich muss dem vorbericht widersprechen, wenn er den Araspes für einen übrig gebliebenen und nachträglich behandelten rest des aufgegebenen Cyrus erklärt. davon kann angesichts der gleichzeitigen urkunden keine rede sein. der Araspes ist älter als der Cyrus. die sache verhält sich eher umgekehrt und etwa so.

Schon in Klosterbergen, in seinem vierzehnten und fünfzehnten jahre trug Xenophon 'sehr viel zu seiner bildung bei' (an Meister aao. 382; anders allerdings an Bodmer Ausgew. br. 1, 45 ff). die 'schönste episode der Cyropädie' (vorbericht zu Araspes) wird ihn schon damals bewegt haben. und wenn er später seine geliebte Sophie aus Doris in Panthea umtaufte, so wird er zwar zunächst an die Panthea des Lucian, daneben aber auch an die des Xenophon gedacht haben: in der letzten von schwärmerei geheilten Züricher zeit treten wider Xenophon und Lucian (Ausgew. br. 1, 345. 348. 352. 361; Bodemann s. 283) zusammen als die beherscher seiner phantasie auf. auch in den Erinnerungen an eine freundin tritt Panthea, wenngleich nur vorübergehend auf. seine erfahrungen gegenüber der schönen jungfräulichen wittwe musten ihm die episode besonders lebhaft ins gedächtnis zurückrufen. im Theages spielt er auf die hauptscene an (Pros. schr. 1, 123) und die idealische Pasithea, Theages tochter, ist wol nur eine andere Panthea. wenn im october 1757 das drama bereits von ihm verurteilt ist, so könnte die ausarbeitung bis in den frühling 1757 zurückgehen, und die verwandlung in den anakreontischen dichterling, die er am 11 januar 1757 an Zimmermann gesteht, ist vielleicht noch nicht sehr lange vorüber: doch können wir das im grunde gar nicht wissen.[1] sicherer ist zu sagen, wann er aus jener erfahrung

[1] die vollendung des Theages wird unterbrochen, weil die 'sehr philosophische amourette' zu frau Grebel-Lochmann eine diversion bekam dadurch dass ihn eine andere noch mehr charmierte (Ausgew. br. 1, 287. 286). der Theages war ursprünglich jener dame dediciert: die erste ausgabe des fragments, wovon nur zwölf exemplare mit lateinischen lettern gedruckt wurden (s. 287), scheint verloren. Theages oder Unterredungen über schönheit und liebe beruht auf den ideen von Plato und Shaftesbury und schliefst sich insofern an die Platonischen betrachtungen über den

nutzen zieht und sie zur grundlage einer principiellen umwandelung macht. am 7 november 1756 betont er, er sei ganz und gar ein mensch (Ausgew. br. 1, 228) und am 15 december 1756 steht es ihm schon länger fest dass Xenophons menschen mehr wert seien als alle heiligen der römischen kirche (s. 234). der abschluss der Sympathien fällt vorher, s. die zeugnisse vom 14 februar 1756 (s. 173) und vom 21 juni 1756 (s. 190: doch ist das datum hier nicht ganz sicher). in derselben zeit (s. 190) will er eremit werden, der torheiten der welt und seiner eigenen müde. vergl. dass er als die vornehmste lehre des Araspes (Ausgew. br. 1, 243) hinstellt: 'man könne, notabene in gewissen fällen, der gewalt der liebe nur durch die flucht entrinnen'? darnach würde es ungefähr richtig sein, wenn er die zeit seiner mystischen schwärmerei in die j. 1755 und 1756 setzt: wogegen es falsch zu sein scheint, wenn, wie in den Werken, die Sympathien und die Erinnerungen an eine freundin dem j. 1754 zugeteilt werden.

Die wendung zum irdischen und zum weltlichen fällt also etwa in das ende des j. 1756. damals gewann die Cyropädie für ihn noch eine andere bedeutung.

Im sommer 1756 war der siebenjährige krieg ausgebrochen. die begeisterung für Friederich den grofsen manifestiert sich bei Wieland brieflich zuerst 15 december 1756 (s. 236): die Züricher aristokratie stand zum teil auf Frankreichs seite, aber 'unser pöbel nebst allen ehrlichen leuten sind für den könig von Preufsen, und die katholischen wollen ihn zu todt beten.' etwa ein jahr später ('seit etlichen monaten' 14 februar 1758 s. 250) arbeitet Wieland an einem heldengedicht 'einem eigentlichen menschlichen heldengedicht' von 18 gesängen, worin imaginäre schlachten gewonnen werden, wie sie der könig von Preufsen in realität gewinnt (s. 252 f): sein heros ist ein sehr grofser und sehr rechtschaffener mann, vir bonus et honestus, *καλὸς καὶ ἀγαθός*, und gleichwol ein eroberer; er hat grofse ähnlichkeit mit einem gewissen könige, er versteht die künste des kriegs wie die künste des friedens, liebt das menschliche geschlecht, hat ein edles und fühlendes herz, das er jedoch zu beherschen weifs: er macht nur keine verse und spielt nicht die flöte: mit einem wort, es ist Cyrus.

Er denkt daran, sein epos ins französische übersetzen zu

menschen, welche Wieland im vorbericht der Pros. schr. ausdrücklich dem j. 1755 zuteilt. die verwandschaft der beiden Amors die oft unversehens ihre kleider tauschen (Theages, Pros. schr. 1, 152) erinnert an Araspes. doch muste das resultat dort wol die verwürklichung der reinen platonischen liebe sein, vermutlich zwischen Nicias (dessen sicherheit seine furchtsamkeit ist s. 154, vergl. Wieland selbst Denkw. br. 2, 111) und dem 'würklichen original' der moralischen Gratien (Pros. schr. 1, 131) dh. ohne zweifel Theages tochter Pasithea (s. 133 ff. 141).



lassen, um den könig für sich zu gewinnen (s. 262) und fängt selbst an, zu seiner übung französische briefe zu schreiben. gleichzeitig arbeitet Zimmermann an einer ode auf den grofsen könig, dem er später noch so nahe kommen sollte (s. 264. 266 vergl. 305 f).

Im april tut Wieland freilich als ob es ihm gleichgiltig wäre, ob der Cyrus übersetzt werde oder nicht, ob der könig ihn lese oder nicht (s. 268). aber nach dem erscheinen der ersten sammlung seiner prosaischen schriften möchte er doch einiges gern ins französische übersetzen lassen (s. 282). im november sind bald drei gesänge des Cyrus fertig und Zimmermann denkt daran, des freundes übersetzer zu werden (s. 303). doch erklärt dieser am 17 november 1758 (s. 313) nach reiflichem nachdenken, dass er keine seiner schriften der übersetzung wert erachte.

Anfang september 1759 in Bern, nachdem der Cyrus, so weit er überhaupt fertig wurde, erschienen war, fängt er an den könig Friedrich wie alle diese Nimrode, diese Attilas zu 'detestieren': 'ich bin des würgens so überdrüssig, dass mir sogar der Cyrus verhasst zu werden anfängt' (Ausgew. br. 2, 93). zugleich aber gesteht er, dass er seit einiger zeit von dem einfall geritten werde, mitglied der Berliner akademie zu werden und möchte den Cyrus und die Natur der dinge dafür geltend gemacht wissen (s. 94). und noch von Biberach aus, den 11 februar 1763, ruft er unwillig aus: 'ist denn kein mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unserer zeit auf eine erträgliche art bekannt zu werden, nur wenigstens so viel, dass er mich zur direction irgend eines von seinen unzählbaren gymnasien tüchtiger hielte, als einen jeden andern?'

Schon viel früher war zwischen Sulzer und Bodmer die möglichkeit erörtert worden, Wieland nach Berlin zu ziehen (Briefe der Schweizer s. 225). und Bodmer an Gleim nennt Friedrich den zweiten Cyrus (ibid. 313).

Auch in Araspes und Panthea ist die anspielung auf den anfang des siebenjährigen krieges bis zur lächerlichkeit deutlich (Pros. schr. 2, 204 ff). Cyrus wird enthusiastisch gepriesen: er scheint von dem obersten beherscher der geister dazu bestimmt, einen grofsen teil des menschlichen geschlechts zu beglücken und den königen, die auf ihn folgen werden, ein vorbild zu sein.

Dies nebenbei als einen kleinen beitrag zu dem kapitel 'Friedrich der grofse und die deutsche litteratur.' es ist ganz im geiste der renaissance-litteratur, völlig gemäfs dem princip der idealen ferne, dass der grofse könig gleichsam maskiert auftritt. aber er ist doch ein würklicher, naher, angeschauter und menschlicher held. der dichter schildert in ihm ein stück würklichkeit, wie im Araspes und Agathon sich selbst. diese beobachtung und poetische behandlung seiner selbst aber und die verherlichung des politischen helden der gegenwart geschieht fast gleichzeitig und

an der hand desselben führers: Xenophons. es kann sein, dass die eigenen liebesangelegenheiten ihm erst die form nahelegten, welche ihm für seine gröſsere aufgabe als die angemessene erschien.

In Bern war Wieland vom 12 juni 1759[1] bis etwa zum 22 mai 1760 (Ausgew. br. 2, 141). er war bis ende august 1759 hofmeister im hause des herrn von Sinner und lebte dann als unabhängiger gelehrter, der vier jungen Bernern vorlesungen über philosophie hielt (Gruber 1, 263; Ausgew. br. 2, 47. 85. 89. 90 ff). litterarisch hat er in dem zerstreuenden Berner leben nicht viel mehr als die Clementine von Porretta produciert. ein gedicht über die agricultur in gereimten versen (Ausgew. br. 2, 41. 44) kam nicht zu stande, ebensowenig die früher beabsichtigten Moralischen versuche (s. 87), die mit Shaftesbury, Diderot und Rousseau wetteifern sollten (s. 47). auch eine buchhandlung und druckerei in Zofingen, welche zunächst eine übersetzung des Shaftesbury, des Xenophon und eine philosophisch-poetische zeitschrift bringen sollte (s. 131 ff), blieb project.

Wielands persönliche verhältnisse in Bern sind nicht leicht ins klare zu bringen. seine brieflichen mitteilungen über intimen verkehr mit männern und frauen erstrecken sich nur bis in den anfang september. eine zwischen ihm und Zimmermann eingetretene verstimmung raubt uns für acht monate alle näheren nachrichten. aber auch die erste zeit, in der ausführliche berichte nicht fehlen, bleibt mehrfach dunkel, denn er stand zu ziemlich vielen personen in beziehung, ihre namen sind von dem herausgeber der correspondenz sehr oft unterdrückt oder durch die anfangsbuchstaben ersetzt, welche unglücklicherweise hier noch weniger sicherheit gewähren als sonst. hr v. Sinner, in dessen diensten Wieland stand, ist meistens leicht zu erkennen. aber er verkehrt noch mit mehreren dieses namens. gleich bei seiner ankunft wird ihm an der tafel von den guten eigenschaften und dem ansehen der herren S(inner) erzählt. ‘nach dem essen kamen herr St(apfer), herr S(inner) und herr Tsch(arner) mich zu bewillkommnen. ich gieng mit herrn S(inner) nach hause’ usw. die folgenden tage macht er unter andern besuch bei herrn landvogt Sinner von Sanen und erhält besuch ua. von herrn Sinner von Rohrbach (s. 39). auf s. 57 wird Monsieur Sinner de Sanen und Mr Sinner le bibliothécaire unterschieden. an Zimmermann

[1] Gruber (1, 260) gibt das datum 13 juni an. das ist eine falsche berechnung die von einem falschen datum ausgeht. ‘ich bin nun schon zwölf tage in Bern’ sagt Wieland Ausgew. br. 2, 38 in einem briefe der das datum 25 juni 1759 trägt. aber der brief ist an einem sonnabend geschrieben, wie sich aus dem nächsten vom 1 juli 1759 ergibt. und der 25 juni war im j. 1759 ein montag. es ist also der 23 juni zu lesen, und wenn man von da 12 tage zurückzählt, so muss der 23 juni als der erste tag gerechnet werden. der spaziergang den Wieland ‘gleich am samstag’ mit Fellenberg macht (s. 40) fällt daher auf den 16 juni, acht tage früher.



soll er s. 49 wol über hrn S(inner) von (Sanen) näheres berichten. herr S **, petit maître antiquaire (s. 40), ist wol derselbe welcher s. 117 petit maître Egyptien genannt wird und dissertationen über den knoblauch und guymauve fabriciert. die charakteristik des herrn von S **, dessen passion für malerei und kupferstiche bis zur schwachheit geht (s. 48 f), bezieht Gruber (4, 262) auf den ratsherrn von Sinner, bei welchem Wieland als hofmeister wohnte. einige gemälde im kunstmuseum zu Bern bezeichnet der katalog als vermächtnis des herrn v. Sinner v. Beaumont.

Die stellung behagte dem dichter wenig. die knäblein (Sinner) fand er unwissend, ungeschickt, kindisch und ungelehrig (s. 41). zwei ungenannte dachten sofort daran, ihm eine andere stellung zu schaffen (ebenda): der eine davon ist professor Stapfer (s. 47), zu welchem Wieland schon durch Zimmermann ältere beziehungen hatte, der andere vermutlich der ratsherr von Bonstetten (wenn s. 111 Monsieur B. kein druckfehler ist, vergl. s. 40. 43 f. 48, wo von Bonstetten die rede ist).

Frau von Sinner, die mutter seiner zöglinge, empfieng ihn 'sehr polit; wie anders? sie ist eine Bernerin' (s. 39). aber nähere beziehungen ergaben sich zu ihr nicht. beim scheiden aus dem Sinnerschen hause bemerkt er: 'keinen freund habe ich weder an ihm noch an seiner gemalin verloren' (s. 90).

Auf frau von Sinner ist jedesfalls n i c h t mit Gruber (1, 262) die folgende notiz in dem ersten briefe an Zimmermann zu beziehen: 'die frau ** hat würklich sehr viele ähnlichkeit mit den engeln des Paul Veronese oder des Parmesano (so). sie auf einem lehnstuhl sitzend, ihr lächelndes töchterchen auf ihrem schofs und ein kleiner artiger hund, der neben ihr lag, machten zusammen ein reizendes gemälde aus. ich betrachtete es unverwandt in stiller entzückung (mit Ihrer erlaubnis, mein freund). dies ist alles was ich noch sagen kann' (s. 40). dieses also sagt er zur bestätigung des urteils von Zimmermann, der ihn mithin auf die dame vorbereitet hatte. · wer ist sie? vermutlich die schöne schwägerin der frau des herrn **, welche Wieland auch ohne ihre schöne schwägerin nicht bemerkt haben würde (s. 40). vermutlich diejenige von welcher Wieland s. 49 schreibt: 'die frau ** ist sehr schön, concedo! aber ich wünschte dass sie so viel grazie als schönheit und also mehr geist und leben hätte, als sie hat. alsdann wäre sie so etwas, das einem engel gleichen möchte. indessen ist sie, wie sie ist, eine sehr liebliche frau.' vermutlich die schöne sylphide (s. 61 f) von der er noch nicht weifs, ob sie aus aether oder erde gemacht ist, ob sie wie luft unter den händen ausweicht oder ob sie fühlbar ist: 'und allem ansehen nach — fährt er fort — werde ich über diesen punkt nie gelehrter werden. kurz sie ist in absicht meiner eine würkliche sylphin, eine nymphe, ein engel, und ich bin der

platonischste unter allen liebhabern.' jedesfalls dieselbe, von der es s. 63 heifst: 'meine augen zu ergetzen ist ** und ihr knabe gemacht. die natur hat niemals etwas schöneres hervorgebracht als diese mutter und dieses kind.' auch wol dieselbe deren schönheit mit Julie Bondelis geist parallelisiert wird s. 59: Julie müste so schön sein als die frau ** oder frau ** müste so geistreich sein als jungfer Bondeli, wenn eine von beiden mich verliebt machen sollte' (vergl. s. 100). aber wer ist sie? wie heifst sie?

Die einzige spur die sich darbietet führt in die familie Tscharner.

Anfang septembers befindet sich Wieland 'meistens in der angenehmen Bellevue des herrn Tscharner' (s. 91. 89). Bellevue ist auch s. 111 z. 4 von unten zu ergänzen. wir wissen daher wer gemeint ist, wenn es in einem briefe an Zimmermann vom 24 juli 1759 (s. 58) heifst: 'seit vergangenem donnerstag abend bin ich bis gestern abends [dh. vom 19 juli bis 23 juli] bei unserm würdigen freunde zu Bellevue gewesen. sein umgang, seine freundschaft und die gesellschaft des anmutigen engels, bei welchem er zu schlafen die ehre hat, ist meine gröste glückseligkeit in Bern. am freitag [20 juli] machten wir [das kann doch nichts anderes heifsen als die bewohner von Bellevue, Tscharners, und ich] machten wir einen besuch zu Kersaz. stellen Sie sich Ihren freund neben der frau [Tscharner] in einem phaeton vor, wie er ihr sagt, dass er wünschte, sich in eine mücke verwandeln zu können, um das vergnügen zu haben, auf ihren wangen zu ruhn, indes dass herr [Tscharner] als kutscher auf einen vordersitz gepflanzt ist und in vollem trab mit uns davon fliegt — macht das nicht ein ergetzliches gemälde?'

Uns ist vor allem ergetzlich, mit welcher unschuldigen selbstgefälligkeit sich Wieland hier als liebenswürdiger schwerenöter aufspielt. im übrigen aber kann man diese frau Tscharner wenigstens nicht ohne weiteres für die sylphide oder die schöne mutter erklären, obwol diese annahme sich schliefslich als die wahrscheinlichste erweisen dürfte.

In dem ersten brief an Bodmer vom 26 juni schreibt Wieland (s. 44): 'die herren Tscharner sind sehr meine freunde'. wie verhalten sich dazu die eingehenderen briefe an Zimmermann? der eben citierte mit dem ausflug nach Kersaz ist der fünfte in der reihe. von dem flüchtigen unbedeutenden zweiten dürfen wir absehen. im ersten und dritten kommt der name Tscharner nicht vor, dh. er ist uns nicht überliefert, aber im vierten zählt er Monsieur Tscharner an der spitze seiner freunde auf (s. 53) und erklärt ausdrücklich: Monsieur Tscharner me devient de jour en jour plus cher (s. 54). dieser brief ist mittwoch den 18 juli [1]

[1] das überlieferte datum '28 juli 1759' ist unrichtig und steht schon mit der ganz richtigen und sicheren einreihung vor dem 24 juli in wider-



geschrieben. tags darauf abends gieng er, wie wir sahen, zu Tscharners nach Bellevue. unmöglich darnach, dass Tscharner nicht früher als im vierten brief erwähnt worden. besonders da ihn Zimmermann kannte, wie aus der bezeichnung 'unser würdiger freund' und aus s. 114 hervorgeht: 'Monsieur Tsch(arner) [die ergänzung ist sicher] est le plus sur et le plus invariable de vos amis.' der erste und dritte brief sind ausführlich orientierend: darin muste notwendig Tscharner vorkommen. im dritten brief ist aber nur eine stelle für ihn, da wir sonst überall ausgeschriebene namen oder doch anfangsbuchstaben besitzen, die für ihn nicht passen: 'herr ** ist an witz ein Franzose, an genie ein Engländer und, geist und person zusammengenommen, ein vollkommen liebenswürdiger mann. ich bin sehr von ihm eingenommen. wie viel oder wenig er auf mich hält, weifs ich nicht zuverlässig' (s. 49). daran schliefst sich sogleich der obige passus: 'die frau ** ist sehr schön, concedo!' usw. dennoch ist nicht sicher, ob wir es mit der frau des vorhergenannten mannes zu tun haben. denn im ersten briefe bleibt ein zweifel. unter denjenigen, welche Wieland bewillkommnen, ist herr T ** (s. 39) wo keine andere ergänzung möglich als Tscharner. aber muss auch s. 40 gelesen werden: 'herr [Tscharner] hat würklich das air, das Sie ihm zuschreiben. seine frau würde ich auch ohne ihre schöne schwägerin nicht bemerkt haben'?

Die 'herren Tscharner' des briefes an Bodmer sind die beiden brüder dieses namens: Tscharner von Bellevue und Tscharner von Schenkenberg, 'zwei brüder — sagt Sophie Laroche (Tagebuch s. 163) — welche jedes männliche verdienst des geists und des herzens unter sich geteilt hatten, patrioten und menschenfreunde in jeder handlung, jedem augenblick ihres lebens, edel und bescheiden.' so kannte sie sie durch Wieland und Julie

spruch. die verbesserung '18 juli' wird kaum anfechtbar sein. der erste brief aus Bern an Zimmermann ist von (sonnabend) dem 23 juni (s. oben s. 45), der zweite mit bezug auf einen von Zimmermann am 30 juni (sonnabend) empfangenen ist von (sonntag) dem 1 juli, der dritte von (mittwoch) dem 4 juli, der vierte also von (mittwoch) dem 18 juli. es stimmt dazu was darin steht (s. 53): 'vergangenen sonntag [15 juli] habe ich Ihnen einen grofsen brief geschrieben, den ich aber schon wider zerrissen habe . . . der vornehmste inhalt davon war eine art von journal von der vergangenen woche [8—14 juli: aus der vorvergangenen woche gibt ohnedies der dritte brief nachricht].' ferner s. 52: 'Sie haben den brief vom zehnten juli an sie gelesen' dh. an die oben besprochene M. der brief müste freilich sehr rasch gegangen sein: er gieng nach Zürich vermutlich oder in die nähe von Zürich, M. kam nach Brugg, und Zimmermanns nachricht hievon wäre schon am 18 juni in Bern? während nach s. 45 Zimmermann Wielands brief vom 23 juni noch nicht hatte als er den am 30 juni eingetroffenen brief schrieb. indessen wir kennen die posttage nicht. einer ist jedesfalls sonntag, nach s. 112: abgang in Bern um 10 uhr vormittag. der andere vielleicht mittwoch. aufserdem sind immer zufällige verspätungen möglich.

Bondeli. vergl. s. 357: 'ehrwürdiger Tscharner! als gatte, vater, bruder und patriot! Ihre bekanntschaft ist ein teil des glücks meines lebens.' gemeint ist Bernhard Tscharner v. Bellevue, landvogt zu Aubonne (vergl. Bodemann s. 9), der übersetzer (Mörikofer s. 38) und lobredner (Jördens 2, 327) Albrechts von Haller. er hat nach Gödeke (s. 568) auch ein lehrgedicht Die wässerung der äcker (Zürich 1754) geschrieben: und da begreift sich wie Wieland in dieser umgebung auf den gedanken eines lehrgedichtes über die agricultur verfallen konnte und wie derselbe bei herrn Ts. (Tscharner: oder etwa Tschiffeli, stifter der ökon. gesellschaft?) anklang finden muste (Ausgew. br. 2, 42).

Welcher Tscharner ist nun bei Wieland s. 40 gemeint? nehmen wir denjenigen an, von dem sonst ohne zweifel die rede ist, Bernhard Tscharner von Bellevue, derselbe von welchem Julie Bondeli ausschliefslich an Zimmermann zu schreiben scheint; so hatte er eine unbedeutende und unbeachtenswerte frau; während der andere, niemals erwähnte bruder, sich des besitzes jener sylphe, jener madonna nach Paolo Veronese oder Parmegianino, erfreute.

Doch wie seltsam: die zuerst s. 40 ganz unbeachtete frau Bernhard Tscharner ist s. 58 ein anmutiger engel? freilich Wieland ist in sehr galanter stimmung und um diese zeit höchst freigebig mit der bezeichnung engel. auch frau Zimmermann heifst s. 46: 'der engel den Sie ihre frau zu nennen billig stolz sind.' aber frau Zimmermann erfreut sich der ganz besondern verehrung Wielands, sie steht in seinem herzen neben frau Grebel-Lochmann (s. 63. 79. 103): ihnen gesellt sich später Julie Bondeli als dritte bei (s. 101. 105. 108).

Und ein weiteres bedenken: sollte bei dem grofsen interesse für die frau der mann würklich gar nie erwähnt werden in diesen briefen an Zimmermann, die so viele persönlichkeiten vorführen?

Ich denke, der zweite Tscharner war so unbeachtenswert wie seine frau, er ist s. 40 gemeint, und 'das air das Sie ihm zuschreiben' ist eine ungünstige bemerkung; Zimmermann hatte ihm vorher gesagt, der andere bruder Tscharner könne ihn nicht interessieren. und er ist durch diese bemerkung in Wielands brief, welche Zimmermanns urteil bestätigt, ein für allemal beseitigt.

So bleibt keine weitere schwierigkeit. die erste dame welcher Wielands huldigungen in Bern gelten, ist aller wahrscheinlichkeit nach frau Bernhard Tscharner von Bellevue, dieselbe welche frau von Laroche 1784 in 'Kehrsatz' besuchte (Tagebuch s. 357, vergl. 162 f. 341. 361. 368).

Wer ist die zweite? Gruber berichtet (1, 264): 'Marianne Fels war im besitze seines herzens, als die neugier ihn trieb, die nähere bekanntschaft von Julie Bondeli zu machen.' das ist ebenso unrichtig wie die weitere angabe dass Julie die tochter

des diaconus Bondeli [Wieland Ausgew. br. 2, 40] war (s. Laroche Mein schreibetisch 2, 142; Wieland bei Böttiger s. 404; Bodemann s. 3). gleich im ersten brief an Zimmermann meldet Wieland (s. 40): 'es sind einige damen die mich sehen wollen, die merkwürdigste ist eine mademoiselle Bondeli, zu der mich herr S **, petit maitre antiquaire, nächsten tages führen wird.' wenn dieser vorsatz realisiert wurde, so hat Wieland Julien am sonntag dem 24 juni 1759 zum ersten male gesehen. gleich am 4 juli berichtet er an Zimmermann über den ersten, keineswegs günstigen eindruck.

Dagegen Marianne Fels erwähnt er überhaupt nur einmal in den briefen aus Bern, und zwar nicht früher als am 8 september (s. 99) zusammen mit Julie: 'meine freundinnen, die Mlle. Bondely und Mlle. F **.' die deutung ist unzweifelhaft. Marianne war Juliens nächste freundin, vergl. Wieland an Meister (Ausgew. br. 3, 384): 'zwei freundinnen, die wenig ihres gleichen an geist und herz und cultur hatten, Julie Bondely und Marianne Fels.' Wieland erzählte später (bei Böttiger s. 404): 'Julie hatte eine freundin, Marianne Fels, eine geschworene männerfeindin, die lange zeit bei Julien alles aufbot, um ihre neigung gegen mich zu bekämpfen, sich aber endlich doch mit unserer liebe aussöhnte, da sie blofs geistiger art und von jeder sinnlichkeit völlig entkörpert war.' und an die Laroche schreibt er 2 april 1787 (Briefe an Sophie Laroche s. 273): 'die zwei zeilen, die Sie mir aus einem briefe von Marianne *** mitgeteilt, haben mir unendliche freude gemacht. es ist noch immer etwas unendlich interessantes in dem blofsen klang dieses namens für meine ganze seele, und es erwachten mit ihm auf einmal alle eindrücke, die das jahr 1758 und 59 [immer derselbe irrtum, der schon oben s. 40 hervorgehoben wurde; vielmehr 1759 und 60] unauslöschlich in mein herz gegraben hat. sagen Sie dieser edlen freundin in meinem namen alles schöne, was Ihnen Ihr herz für mich eingibt. ich werde Horazen nun noch einmal so lieb haben, weil er die gelegenheit gegeben hat, mich wider in die gute meinung einzusetzen, in der ich vor dreifsig jahren bei dieser nämlichen Marianne stand, die mit der ewig unvergesslichen Julie Bondely einst mein herz teilte.' er nennt sie ein frauenzimmer von der seltensten vorzüglichkeit (s. 275), eine liebe geistvolle humoristin (s. 296). Marianne hatte geschrieben: je crois sans vanité et sans médisance qu'il lui est bien plus resté un charme physique qu'une impression morale. Wieland protestiert dagegen und versichert, dass der eindruck der ihm von Mariannen geblieben, obgleich ihre seele damals noch in der knospe war, ganz und gar nichts mit dem gemein habe, was sie physischen zauber zu nennen beliebe (s. 276).

Sophie Laroche selbst in ihrem reisetagebuch (s. 334. 350. 356. 360 ff) bringt auch über Marianne Fels nichts wissens-

würdiges bei. dagegen erfahren wir vieles, wenigstens über geschmack und persönliche schicksale, aus den briefen Juliens, welche Bodemann veröffentlicht: diese materialien zu verwerten überlasse ich anderen.

Über Wielands verhältnis zu Julie verweise ich auf Gruber 1, 264 ff, Böttiger s. 404 ff und Bodemann s. 53 ff. bei der ersten begegnung hatte sie ihre maske vor (s. Laroche Mein schreibetisch 2, 282) und Wieland war aufser sich über die philosophische gelehrsamkeit, mit der sie ihn überstürzte (Ausgew. br. 2, 49 f), jedes mädchen aus dem Oberland hätte er ihr damals vorgezogen (s. 50). aber so sehr sie ihm das erste mal misfiel, so sehr entzückte sie ihn das zweite mal. das dritte mal fand er schon, dass sie ein vortreffliches herz habe. und am 18 juli erklärte er (s. 54) dass sie une fille de mérite sei. sie war sehr offen gegen ihn, sie gieng so weit ihm erklärungen zu machen, welche ein mädchen nur einem philosophen machen wird, den sie für einen ehrenmann hält und als fremden kennt. noch aber würde er eine durch den umgang mit frau Zimmermann gebildete M. (Cyane? Meyer von Knonau?) zehntausend Bondelis vorziehen (s. 56). am 24 juli behauptet er, sie sei eine prude par principes und wolle nichts von liebe hören: 'sie ist meine freundin und ich soll ihr freund sein.' in der tat sei er nicht verliebt (s. 59).

Aber der august und anfang september, die zeit unmittelbar vor und nach seiner trennung von dem herrn von Sinner, brachte einen grofsen umschwung. am 24 august meldet er dass er vierzehn tage lang täglich bei jungfer Bondeli war, die ihm schon näher steht als alle übrigen Berner freunde (s. 85 f. 87). vierzehn weitere tage hat er in Bellevue Julien fast täglich gesehen (s. 99. 111) und am 8 september stehen ihm abermals vierzehn tage bevor, die er ununterbrochen in ihrer gesellschaft, mit ihr unter einem dache, zubringen soll (s. 99. 103 f).

In einem grofsen brief vom 8 september gibt er eine ausführliche charakteristik der freundin, die ihm 'un composé d'une femme, d'un génie et d'un philosophe' ist. er hofft auf ihren besitz, obgleich er vor der hand keine möglichkeit dazu sieht.

Am 21 september (s. 97) möchte er seinen ersten und seinen letzten brief über Julie von Zimmermann zurück haben, um ihr beide zu zeigen: jene abfällige und diese enthusiastische charakteristik (vergl. Bodemann s. 209).

Die weitere entwicklung des verhältnisses aber entgeht uns durch die schon berührte unterbrechung der correspondenz mit Zimmermann. einmal später schildert er zusammenfassend seine empfindung: er betete sie an, er atmete für sie, ein einziger blick von ihr brachte ruhe, freude und eine art von seligkeit in seine seele (2, 156). im märz 1760 trägt er sich mit entwürfen, welche zum zweck haben, ihm und einer person, welche

der himmel selbst zur gefährtin seines lebens bestimmt zu haben scheine, eine glückliche retraite zu verschaffen (Ausgew. br. 2, 127). und diese schriftstellerisch-buchhändlerischen projecte werden dann näher bezeichnet. aber kein wort mehr über empfindung und intime erlebnisse.

Nur so viel steht fest. Julie und Wieland betrachteten sich als verlobte, wenn auch vielleicht noch keine bindenden versprechungen stattgefunden hatten. die stellung in seiner vaterstadt Biberach nahm Wieland an, weil sie das einzige glück zu beschleunigen schien, das für ihn auf erden vorhanden war (s. 139).

Wie er sich dann aber in Biberach benahm, das ist ein unvergleichliches zeugnis für die fabelhafte schwäche seines herzens.

Er fällt ohne weiteres in die schlingen einer ganz gewöhnlichen kokette, Käthchen Gutermann, jüngere schwester der frau von Laroche, jetzt frau bürgermeisterin von Hillern in Biberach. gleich beim ersten anblick ist er verliebt, nach drei wochen erklärt er sie schon für ein muster der vollkommenheit und für eine zweite Panthea. er wird ein spielzeug in ihren und ihres mannes händen. das hat die schlimmsten folgen für ihn, einen process, der sich dann jahre lang hinzog, und vielfache verfolgung. im october 1760 ist der zauber schon gebrochen, obgleich er die liaison mit ihrem mann für dauerhaft hält (Ausgew. br. 2, 148). im december will er eine junge person heiraten, die gar nicht zu ihm passt. im januar 1761 erfolgt daher die lösung des verhältnisses und eine andere heirat wird projectiert, wie es scheint durch frau v. Hillern, welche dem früheren feurigen anbeter ihre stieftochter verkuppeln möchte (Bodemann s. 195 f, vergl. 185. Böttiger s. 407 f). Julie wünscht im januar, er möge heiraten, wenn er dadurch unabhängig werden könne: 'aber gnade gott der armen frau: — fügt sie hinzu — wenn sie nicht verstand genug hat um ihren mann zu leiten, so wird ihr lofs nicht sehr heiter sein.'

Wieland seinerseits versank in stillschweigen. am 3 august 1761 hatte Julie noch keine antwort auf ihren letzten brief vom 29 märz, obgleich er am 23 mai in einem brief an einen Berner freund versprochen hatte, ihr demnächst zu schreiben.

Da starb, ende august oder anfang september 1761, Juliens vater (vor dem 12 september, Bodemann s. 198). fräulein Schulthess (Melissa) glaubt Wieland davon unterrichtet und spricht in einem briefe in allgemeinen ausdrücken von dem schlage der Julien getroffen habe. Wieland, welcher vermutet, Marianne Fels sei vielleicht gestorben, gerät in grofse aufregung, schreibt an Julie etwa am 8 october und bittet ihn aus der ungewisheit zu reifsen: was sie sofort tut. erst in diesem briefe verrät er eine ahnung des unrechts, das er Julien gegenüber auf sich geladen. sie merkt das, er dauert sie, aber in der zartesten weise muss

sie ihm andeuten dass von einer gänzlichen vergebung keine rede sein könne: denn es gebe fälle wo die feste überzeugung des verstandes selbst über die weitgehendste herzensgüte den sieg davon tragen müsse (Bodemann s. 200).

Das gefühl seiner schuld gegen Julie gibt er auch in einem brief an Zimmermann vom 14 october 1761 kund (Ausgew. br. 2, 149 ff), aber noch glaubt er verzeihung zu erlangen, noch hofft er ihr seine hand anbieten zu dürfen. am 21 october wird er dringender, bittet Zimmermann um seine vermittelung, der im november etwa selbst nach Bern gieng. Wieland, der keine nachricht von ihm erhält, ängstigt sich und schreibt von neuem 18 december 1761. diesen brief sendet Zimmermann an Julie, welche darauf 26 december antwortet (Bodemann s. 208): Wielands brief habe ihr zorn und mitleid zu gleicher zeit eingeflöfst. am 8 januar 1762 (s. 209) schickt sie den letzten brief Wielands nicht mit, weil er nur die alten dinge widerhole (er bot ihr den termin von acht jahren an, um sich für ihn zu entscheiden s. 214): das einzig neue sei, dass er langsam am Shakespeare übersetzt und den Agathon angefangen habe: in wahrheit arbeitet er am Agathon schon etliche monate (Ausgew. br. 2, 163 f).

In dem brief an Zimmermann vom 5 januar 1762 (Ausgew. br. 2, 165) sieht er nur allzuwol, dass es umsonst ist, sich hoffnungen zu machen. aber immer redet er noch wie einer der sich gleichwol hoffnungen macht. heiratsvorschläge, die ihm alle tage gemacht werden, sind ihm Juliens wegen unerträglich.

Damit verstummt aber auch sein schmerz um Julie für immer. im februar ist davon nicht mehr die rede: es sind in seinen umständen 'viele veränderungen vorgegangen' (s. 169), wovon sogleich ein wort.

Der vorstehende bericht gründet sich auf die durch Bodemann neu eröffnete quelle. eine ergänzung dazu ist aus Wielands eigener späterer mitteilung bei Böttiger (s. 408 f) zu entnehmen, die sich zum teil wider aus den briefen bestätigen lässt.

Wieland machte also, etwa im juli 1760, seine Hilleriade, wie Julie es nennt. er schrieb immer feuriger und lobpreisender von der neuen herzensfreundin, die er weit entfernt war zu durchschauen. Julie, unter Mariannens assistenz, konnte sich nicht teuschen, dass es sich um eine neue liebe handle. einige winke Juliens verstand er nicht. da meldet sie plötzlich, ein sehr interessanter bildschöner junger Berner von ihrer jugendbekanntschaft sei aus holländischen diensten nach hause gekommen und viel bei und mit ihr. nun macht Wieland seinerseits vorwürfe. sie antwortet mit abschriften aus seinen briefen, worin er die Biberacher freundin glorificiert. er will recht behalten und schreibt mit seinen entschuldigungen neue vorwürfe. nun kam ein völliger aufkündigungsbrief: der nebel ihrer illusion sei zerflossen, er

habe sie nie aufrichtig geliebt usw. er wurde halb wütend über diesen brief, wälzte sich wie ein unsinniger auf dem boden des hauses im stroh herum und schrieb brief auf brief, von denen keiner mehr beantwortet wurde. nach länger als einem monat erhielt er von Marianne Fels die nachricht, Julie sei tödtlich krank gewesen, habe ein schreckliches gallenfieber gehabt und bitte ihn, ihrer zu schonen. 'Marianne machte mir dabei die hölle recht heifs, und unsere liebe hatte ein ende.'

Ein ende — nicht so eigentlich: denn alle diese dinge müssen vor den anfang der correspondenz Juliens mit Zimmermann fallen dh. vor den januar 1761, wie denn auch Wieland selbst sich auf die correspondenz bis zum december 1760 zu seiner quasi-rechtfertigung beruft (Ausgew. br. 2, 161). die medicinischen mitteilungen im zweiten und dritten brief Juliens an Zimmermann hat der herausgeber grofsenteils unterdrückt: ich möchte doch wissen, ob darin jenes gallenfieber vorkommt: von der galle im allgemeinen ist viel die rede. Marianne Fels erscheint als beraterin Juliens Bodem. s. 185 und s. 208 auch als correspondentin Wielands in sachen Juliens. die anschuldigungen Wielands im herbst 1761 nach dem tode von Juliens vater, gegen die er sich an Zimmermann verteidigt, sind ihm ohne zweifel durch Marianne zugekommen. an Marianne richtet er auch im verfolg dieser erörterungen die frage, was aus einem gewissen herrn K. geworden sei. die ergänzung Bodemanns 'K(irchberger?)' ist nicht wahrscheinlich: diesen kannte ja Zimmermann und ihn kannte vermutlich auch Wieland, wie sich zeigen wird. Julie setzt hinzu: 'le pauvre homme s'en prend à tout le monde de son malheur excepté à lui-même.' mithin hatte Wieland diesem hrn K. eine beziehung auf sein unglück gegeben: mithin ist damit niemand anders gemeint als jener landsmann der aus holländischen diensten zurückkehrte. diese angelegenheit kann auch Wieland nur im auge haben, wenn er von der schuld Juliens gegen ihn meint sprechen zu dürfen, 'considérée dans le jour où elle s'étoit placée elle-même vis-à-vis de moi' (Ausgew. br. 2, 154).

Das heiratsproject vom december 1760 war der schluss eines streites von vier monaten, sagt Julie (Bodem. s. 208). nicht diesen schritt nahm sie ihm übel, sondern die schlechten scherze (les mauvaises plaisanteries, les gentils propos) womit er die ankündigung desselben begleitete, und die vorausgegangene Hilleriade. vier monate, das führt in den monat august 1760. damals etwa hätte Julie von dem schönen landsmann und jugendfreund geschrieben. im october ergab sich, dass der nimbus der frau von Hillern zu schwinden begann. um so mehr mochte sich Wieland seinerseits zu vorwürfen berechtigt glauben. und als Julie ihm auseinandersetzte, sie habe sich in ihm geteuscht, er habe sie nie geliebt, als ihn diese aufkündigung in jenen rasereiartigen zustand versetzte, da mag der grund gelegt worden

sein zu jener verlobung, vollends wenn dieselbe das werk der frau von Hillern war: zu ihr fühlte er sich ohne zweifel zurückgeführt, als Julie sich von ihm losriss. die verlobung ist wol das resultat jener zeit, in der seine briefe nicht beantwortet wurden. und der brief Mariannens war vielleicht die erwiderung auf seine unpassende verlobungsanzeige.

Doch sind mir alle versuche, die beiden überlieferungsreihen zu combinieren, recht bedenklich: denn Wielands bericht ist durch das schweigen über die verlobung so sehr entstellt, dass man durchaus nicht wissen kann, wie weit die entstellung geht. sicherlich nur waren seine briefe nach Juliens aufkündigung keine reuigen briefe, denn eine ahnung seiner schuld dämmerte ihm erst im october 1761 auf.

Julie überwand sich so weit, dass sie eine freundschaftliche correspondenz mit Wieland auch fernerhin unterhalten wollte. ihr benehmen in dieser ganzen krisis ist bewunderungswürdig. so viel würde und hoheit, so viel scharfer und unbestochener blick bis in das innerste von Wielands gesinnung und handlungsweise, deren finessen und inconsequenzen sie nicht ohne behagen aufdeckt — und dabei so viel wahre und würkliche güte. sie behandelt die sache, als ob Julie Wielands geliebte eine ganz andere person wäre als Julie Wielands freundin. der schimpf, welchen er der geliebten angetan, hindert sie nicht seine freundin zu bleiben. nur macht sie der geliebten deutlich, dass ihre herzensgüte nicht so weit gehen dürfe, jene schmählichen dinge gänzlich zu vergessen. ich müste mich sehr irren und auf den unterschied von weiblicher tugendheuchelei und weiblicher herzensgröfse auch nicht ein bischen verstehen, wenn ich die worte nicht für ernstgemeint und tiefgefühlt halten sollte: 'Parmi tous les voeux que j'ai formé pour lui, le plus ardent de tous étoit qu'il ne sentit jamais les torts, qu'il a eu avec moi' (Bodemann s. 200).

Ich vermisse in der publication von Bodemann die stete hinweisung auf die briefe Wielands an Zimmermann, welche in der correspondenz Juliens fortwährend besprochen werden. es ist nicht schwer, sich die betreffenden citate auf dem rande nachzutragen: aber es wäre langweilig, die nachträge hier mitzuteilen.

Im juli 1762 beginnen auszüge Juliens aus briefen der Laroche, die sich auf Wieland beziehen (s. 226), nachdem am 3 juli durch Julien die verbindung eingeleitet war (s. 225; Laroche Mein schreibetisch 2, 143). schon im october 1761 meldet Julie, dass frau von Laroche, sa véritable déesse de jadis, in Wielands nähe dh. in Warthausen sei und ihr demnächst schreiben wolle (Bodemann s. 200). er selbst spricht schon ende märz 1761 von dem nahen widersehen mit ihr (Briefe an Sophie von Laroche s. 39).

Durch die nachrichten der Laroche wird endlich eine bisher ziemlich dunkle angelegenheit aufgeklärt.

Zimmermann hatte Wieland seine verwunderung ausgesprochen dass dieser in den für ihn so bewegten jahren 1761 und 1762 habe den Agathon schreiben können. 'verwundern Sie sich weniger oder mehr — erwidert Wieland 20 december 1762 (Ausgew. br. 2, 204) — wenn ich Ihnen sage dass es eine kleine zauberin war, welche dieses wunder würkte? ohne sie würde ich tausendmal unter der last der verzweiflung erlegen oder in anstöfsen von trübsinn, unmut und wildheit auf verderbliche extremitäten gefallen sein.' (im folgenden eine beziehung auf Bodemann s. 247). dazu s. 219 'ma petite amie' (21 juni 1763, vergl. 227? 242 f). war das vielleicht die in den briefen an Sophie Laroche s. 60 erwähnte Bibi?

Allerdings. im december 1762 erhielt Julie die ersten andeutungen von dieser affaire (Bodemann s. 247), im juli 1763 meldet sie: 'point de nouvelles de Bibi' (s. 258), dagegen im august und november fliefsen diese nachrichten sehr reichlich (s. 267 ff), im juli 1764 erfolgen die letzten. bei Bodemann s. 73 ff lässt sich die geschichte bequem überschauen: das schlichte und einfache mädchen, dessen hauptreiz eine schöne stimme und kunstloser gesang gewesen zu sein scheint, hatte sich ihm gänzlich ergeben; im december 1762 schon scheint er daran zu denken sie nach Strafsburg in pension zu bringen (Ausgew. br. 2, 204), im nächsten jahr wurde Augsburg gewählt, frau von Laroche vermittelte ihre aufnahme im kloster der englischen fräulein, — da erst bekannte Wieland die wahre natur des verhältnisses, seit monat mai sei sie die seinige, er will sie noch vor weihnachten aus dem kloster nehmen und gleich heiraten. die erzkatholische mutter des mädchens widersetzt sich, entführt sie aus Augsburg, tragisches widersehen, das mädchen wird weggebracht in ein kleines dorf, 14 stunden von Biberach, wo sie Wieland heimlich besucht, voll von projecten für seinen künftigen hausstand . . . im sommer 1764 ist die unglückliche Bibi in Augsburg und ernährt sich von ihrer hände arbeit. das kind ist in Kempten und heifst Cäcilie Sophie Christine. 'die arme kleine mutter hat fünf meilen in der nacht zu fufs gemacht, um Wieland auf ihrer reise nach Augsburg zu sehen.' die erwähnung Bibis an die Laroche s. 60 wird wol vom 30 october 1764 sein (der herausgeber setzt sie 1765!): 'ma pauvre Bibi — elle me tient à coeur; je sens quelquefois bien douloureusement sa privation — elle est malheureuse et je ne peux pas y remédier' . . . .

Eine rührende geschichte, worin Wieland sich nicht zu seinem vorteile zeigt. seine phantasie ist immer stärker als sein gewissen. von würde und kraft keine spur. ich denke, die beziehung hat zu anfang 1762 begonnen, das sind die veränderten

umstände auf die er um jene zeit anspielt, und er dachte das mädchen würklich zu heiraten.

Als aber herr von Hillern starb, warb er um die wittwe und — erhielt einen korb. Julie schreibt davon 19 mai 1764 (Bodemann s. 287) und Wieland selbst erzählt die begebenheit nebst den übrigen schicksalen der dame bei Böttiger s. 410 ff.

Am 21 (28?) october 1765 endlich verheiratete er sich mit der Augsburger kaufmannstochter Dorothea Hillenbrandt, um seine liebesodyssee für immer abzuschliefsen (Bodemann s. 304).

In einem brief an Julie Bondeli vom 16 juli 1764, seinem rechtfertigungsschreiben über den Biribinker, dem einzigen uns erhaltenen an Julie überhaupt, behauptet Wieland, er habe seit seinem siebzehnten jahr wenigstens ein dutzend reizender frauen geliebt (Ausgew. br. 2, 243). ich weifs nicht, ob das dutzend durch die vorstehenden untersuchungen voll geworden ist: Ismene, Sophie, Selima, Diotima, Melissa, Cyane, jungfer Füssli, frau von Tscharner, Julie, frau von Hillern, die braut vom december 1760, Bibi — es sind in der tat zwölf. frau Zimmermann ist natürlich ebenso wenig mitgerechnet, wie etwa frau Schinz-Daphne oder Marianne Fels. —

Ich greife noch einmal auf Wielands aufenthalt in Bern zurück. in der zeit, aus der uns genauere nachrichten fehlen, muss ihm ein freund nahe getreten sein, den er bei Böttiger s. 398 unter dem namen Kirchhof erwähnt. damit ist nichts anzufangen: sollte Kirchberg zu lesen sein? Sophie Laroche erwähnt in ihrem reisetagebuch s. 368 einen freund von Julie, Rousseau und Wieland, Kirchberg von Gottstadt (vergl. Düntzer Freundesbilder s. 621) und s. 341 ff ihren alten edelmütigen freund den canzler von Kirchberg. der name steckt wol auch in dem K—g der briefe an die Laroche (Denkw. br. 1, 127; Briefe an Sophie Laroche s. 41. 57. 60; vergl. Gruber 1, 317 ff). in den briefen Juliens wird, ohne zweifel richtiger, Kirchberger geschrieben. ein Kirchberger verkehrt würklich mit Rousseau. einer ist zeitweilig in Kopenhagen wo er mit Klopstock verkehrt (Bodemann s. 222), er heifst in folge dessen Kirchberger le Danois und nimmt im september 1764 einen brief Juliens an Wieland mit, ihre antwort auf Wielands rechtfertigungsbrief (s. 292).

Zur biographie Juliens selbst sei mir noch eine hypothese gestattet. am 7 juli 1762 (s. 225) beruhigt sie Zimmermann, der eine neue annäherung an Wieland fürchtet, mit folgenden worten: 'Pour achever de vous rassurer à ce sujet, je vous dirai naïvement, que depuis cinq mois (also seit februar) je suis retournée à mes premiers moutons. Il est des faiseurs de droit des gens dans le monde, dont les procédés honnêtes sont si soutenus, qu' il faudroit être bien vilaine pour ne pas leur donner la préférence sur les poètes inconséquents.'

Wer ist gemeint? der verfasser eines völkerrechts ohne

zweifel. s. 236 steht der name. es ist der bekannteste völkerrechtslehrer überhaupt, Mr. de Vattel. Julie bezieht sich aao. auf eine mitteilung Vattels aus dem jahre 1754: sie muss ihn damals täglich gesehen haben (chaque jour j'avais un nouveau conte).

Vattel, geboren in Neuchatel april 1714, war seit 1746 königlich polnischer gesandter in Bern. im j. 1758 wurde er nach Dresden zurückberufen und kam erst 1766 zeitweilig zur herstellung seiner angegriffenen gesundheit in sein vaterland zurück; im nächsten jahre widerholte er die reise und starb 20 december 1767.

Wenn der lebensabriss vor der ausgabe des völkerrechts Neuchatel 1777, dem diese angaben entlehnt sind, genau ist, so hat Juliens widerannäherung aus der ferne stattgefunden. bedeutsam fällt Vattels abberufung ein jahr vor Wielands ankunft in Bern.

Und hat Julie nicht doch vielleicht an Vattel eine neue teuschung erlebt? bezieht sich auf ihn die melancholische betrachtung vom 22 juli 1763 (s. 258): O, comme les philosophes sont la dupe des gens du monde! usw.? Vattel verheiratete sich nämlich in Dresden 1764 mit Mlle. Marianne de Chêne.

Vattel war ein grofser anhänger von Leibnitz und Wolf, deren studium für ihn den wissenschaftlichen ausgangspunct bildete. vielleicht war er der persönliche vermittler, durch welchen diese philosophen Julien nahe traten. oder mindestens trafen die beiden in ihren philosophischen neigungen zusammen.

So lang und ausführlich die vorstehende recension geworden ist, so habe ich doch nur einige wenige puncte herausgegriffen, zu deren erörterung das gegenwärtige buch veranlassung bietet. nicht einmal die Wielandmaterialien sind erschöpft. nicht einmal die frage ist aufgeworfen wie weit das neugewonnene bild seiner erlebnisse in Bern und Biberach sich etwa zum näheren verständnis seiner gleichzeitigen schriften verwerten liefse: der Agathon zb. würde manches neue licht empfangen. auch das wenig schmeichelhafte bild Lavaters das uns hier entgegen tritt, könnte den ausgangspunct einer besonderen erörterung bilden. für den merkwürdigen Franz Leuchsenring, der die zweifelhafte ehre genoss zwei deutschen dichtern (Goethe und Arnim) modell zu stehen für keineswegs ideale gestalten, würde sich mancher interessante zug ergeben. und so weiter.

Die briefe Juliens an Zimmermann, welche der herausgeber veröffentlicht, sind dem handschriftlichen nachlasse Zimmermanns entnommen, der sich auf der k. öffentlichen bibliothek in Hannover befindet. es wäre wünschenswert ein vollständiges verzeichnis dieses nachlasses zu erhalten, mich interessiert besonders die frage, ob Wielands briefe an Zimmermann darin noch vorhanden sind: manche der im vorstehenden aufgeworfenen und

meist nur durch vermutung erledigten fragen würden voraussichtlich eine endgiltige beantwortung erfahren. auch von Zürich und Bern her könnte uns mancher aufschluss geboten werden, wo ich zu combinationen gezwungen war, die vielleicht recht verfehlt sind: denn einige zufälle bleiben bei solchen untersuchungen stets ausgeschlossen und unbeachtet, welche doch möglicherweise gerade stattgefunden haben könnten. ich bemerke noch dass mir das buch von Schädelin über Julie Bondeli nicht zugänglich war. [ich habe es jetzt. es ergibt sich daraus s. 20. 75 dass 'hr. S ** petit maître antiquaire' oben s. 46 und 50 Samuel Schmidt von Rossens, ein damals sehr bekannter und anerkannter gelehrter, ist. — 22. 6. 75].

22. 3. 75. SCHERER.

Vorträge und aufsätze zur geschichte des geistigen lebens in Deutschland und Österreich. von WILHELM SCHERER. Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1874. VII und 431 ss. — 8 m.[1]

Das buch enthält zwanzig nummern verschiedenen umfangs, welche teils in den Preufsischen jahrbüchern, teils in der Österreichischen wochenschrift, teils im feuilleton der Wiener presse, der Deutschen zeitung und der Spenerschen zeitung erschienen waren. durchgearbeitet, berichtigt, verbessert ist mit wenigen ausnahmen alles. ganz neu ist (abgesehen vom eingang) der aufsatz 'die entdeckung Germaniens' (Pytheas) s. 21—44; die vorrede s. 193—196, der abschnitt 'Reliquien' s. 269—292 ua. in der monographie über Grillparzer; der zweite und dritte artikel über Caroline Michaelis s. 366—372; der artikel über Ludwig Spachs roman Henri Farel s. 422—431. stark verändert ist der vortrag über den ursprung der deutschen litteratur (erläuterung

[1] [besprechungen des buches sind bisher folgende erschienen:
1874 Strafsburger zeitung nr 253. 254. 255 (Spach). — Norddeutsche allgem. zeitung 273. — Im neuen reich nr 47 s. 839 f (Hirzel). — Wiener abendpost nr 266 s. 2124 f. — Bohemia nr 320 beilage. — Neue freie presse nr 3685 s. 4. — Deutsche zeitung nr 1068 s. 4 (Heinzel). — Volkszeitung nr 267. 302. 303. 304 (RElcho). — Schwäbische kronik nr 286. — Elberfelder zeitung nr 327.
1875 Ruppius sonntagsblatt nr 6 (Daniel Jacoby). — Danziger zeitung nr 8987. 8991. 8992 (FWernick). — Preufsische jahrbücher bd. 35 s. 313 bis 322 (Julian Schmidt). — Deutsche rundschau I heft 4 (januar) s. 124 f (Kreyfsig). — Kölnische zeitung vom 19 april (Kruse). — Darmstädter zeitung nr 29. — Unterhaltungsblatt des fränkischen kurier nr 1. — Litteraturblatt der (Grazer) tagespost nr 17. 18 (25 april. 2 mai). — ich trage bei der correctur (18. 6) nach: Weserzeitung nr 10197 (EHMeyer) und der curiosität halber: Deutsche wochenschrift von dr Adolph Stamm V nr 23. — Beiträge zu unserm schul- und erziehungswesen. von einem vaterlandsfreunde. Teschen 1875. s. 30 ff. ST.]

der stelle Einhards über Karls des grofsen litterarische bestrebungen s. 80—84). die dem Nibelungenlied zu grunde liegenden historischen vorgänge sind s. 109f freilich in äufserster kürze nach den neuesten forschungen dargestellt. s. 143 f suche ich zusammenfassend Maximilians I einwürkung auf die cultur der Deutschen, s. 187 f Abrahams a SClara historische position gegenüber älterer verwandter kanzelberedsamkeit zu präcisieren. die charakteristik des widerkirchlichen elements in der deutschen litteratur des zwölften und dreizehnten jahrhunderts s. 332 f ist einem andern hier unterdrückten aufsatz entnommen. die einschränkende anmerkung s. 335 bitte ich nicht zu übersehen.

Die vorstehenden notizen schienen mir zweckmäfsig um den fachgenossen, welche sich für eines oder das andere dieser stücke in einer älteren gestalt vielleicht interessierten, die benutzung der neuen fassung zu erleichtern.

Die fünfte bis zehnte nummer der sammlung s. 101—321 beschäftigen sich mit dem geistigen leben Österreichs. es ist nicht gerade eine vollständige geschichte der österreichischen litteratur oder der deutschen litteratur in Österreich, insbesondere für das achtzehnte und neunzehnte jahrhundert sind gröfsere lücken vorhanden und eine ergänzende betrachtung der musik hätte eigentlich hinzutreten müssen, zu der mir vorläufig der mut fehlte. aber eine ähnliche aufgabe hat mir doch vorgeschwebt wie ich sie in der Geschichte des Elsasses für einen teil des alemannischen stammes zu lösen suchte: ich wollte die eigentümliche art, wie sich die Deutschen Österreichs an der litteratur beteiligten, zusammenfassend und einheitlich bestimmen. weil ich die tatsachen und ihre verkettung im einzelnen noch nicht genug kenne, so habe ich nur zaghaft allgemeine formeln aufgestellt. und wenn ein leser mir speciell hierin nachgehen will, so mag er mit dem aufsatz über Bauernfeld s. 310—312 beginnen, dazu s. 301—303 (Grillparzer und Wien) nehmen, um dann nach s. 142. 146. 189 ff sich die schattenseiten zu vergegenwärtigen.

Ich habe schon an der Geschichte des Elsasses die wunderliche erfahrung gemacht dass man, wie es scheint, büchern ohne gelehrte anmerkungen in Deutschland nicht mehr die etwa darin steckende gelehrte forschung anmerkt. meine behandlung der elsässischen litteratur des sechszehnten und siebzehnten jahrhunderts, welche verschiedene neue beiträge für die geschichte der deutschen dichtung zu bieten hatte, ist weder in recensionen und bibliographien noch in neueren einschlägigen darstellungen irgendwie berücksichtigt worden. ich will daher einen satz des vorliegenden buches kurz erläutern, dem man ohne solche erläuterung eine quellenmäfsige begründung vermutlich nicht zutrauen würde. ich meine s. 311: 'durch die besten österreichischen schriften der reformationszeit geht ein eigener weicher ton

schlichter herzlichkeit und sanftmütiger liebe, frommer, kindlicher einfalt und williger ergebung.'

Die 'österreichischen dichter des sechzehnten jahrhunderts' verzeichnet Joseph Maria Wagner in der sobenannten schrift welche 1864 als separatabdruck aus dem Serapeum (jahrg. 25) erschien. es ist eine recht kleine zahl. ich habe nicht alle gelesen, zum teil waren sie mir nicht zugänglich. der wertvollste schien mir Thomas Brunner, protestantischer schulhalter zu Steyer (Wagner s. 24—27). unter seinen schulcomödien hat mir 'Jacob und seine söhne' (1566) einen tieferen eindruck gemacht. dem verkauften Joseph redet einer der Ismaeliten mut ein. da erwidert der knabe:

Ich traw meim Gott im Himelreich
Er wird sich mir erzeigen lindt,
Er ist mein Vatter, ich sein Kindt,
Wie ers mit mir macht, ist mir ebn,
Er tödt mich oder lafs mich lebn.

ich habe fast alle lateinischen und deutschen schauspiele des 16/17 jhs. gelesen, welche den ägyptischen Joseph behandeln, und darf darnach behaupten, was sonst verwunderlich scheinen könnte, dass diese äusserung Josephs entschieden charakteristisch ist. derselbe ton aber geht durch das ganze stück. schon in der vorrede weht ein ähnlicher geist: glaubenssichere festigkeit mit einem zug von resignation, der hier ergebung in den göttlichen willen bedeutet. sanftmütige liebe ist den reden der familienglieder aufgeprägt; aber so sprechen auch gleich Potiphar und Pharao zu Joseph. das laster wird gar nicht ausgemalt. ich hatte im lesen den eindruck: das wäre eigentliche schulcomödie im geiste einer jugendlicheren idealistisch-rosenfarben lebensauffassung, welche alle frommen herzlichen gefühle bestärkt. es sind etwa die sanften elemente von Luthers wesen, welche sich da vereinigen.

Auch im 'Tobias' (1569) empfand ich von vornherein den warmen ton, der mir im Joseph so sehr auffiel. es ist alles so gar herzlich und gemütvoll. der prolog führt aus: Tobias muste viel spott und schmach erleiden, die tyrannen stellten ihm nach, aber Gott schützte ihn dennoch. man erkennt sofort die analogie mit dem verfolgten protestantismus in Österreich.

Ebenso verläugnet sich in dem dritten stück, dem Isaak (1569), die weichheit des tones keineswegs, wenn sie auch minder charakteristisch hervortritt.

Die combination eines solchen litterarhistorischen phänomens mit den schicksalen des evangeliums in Österreich liegt nahe. wir finden nicht trotzige opposition, entschlossenen mut des widerstandes: sondern höchstens bereitwilligkeit des martyriums.

1. 4. 75. SCHERER.

Über den etruskischen tauschhandel nach dem norden. von HERMANN GENTHE, professor am gymnasium zu Frankfurt a. M. neue, erweiterte bearbeitung. mit einer archaeologischen fundkarte. Frankfurt a. M., Zimmer. 1874. VIII, 176 und VII ss. 8°.

In Oberitalien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland, Österreich, England und dem norden hat man in neuerer zeit eine grofse menge der verschiedenartigsten metallgegenstände entdeckt, welche nach dem urteil der archaeologen einen offenkundig etruskischen charakter tragen und von denen viele die nächste verwandtschaft mit den in Etrurien selbst getanen gräberfunden aufweisen. es befindet sich darunter allerlei hausrat als eimer, kessel, messer, beile, meifsel, sicheln, pferdegeschirr; es begegnen da sowol schmucksachen als waffen zum angriff und zur verteidigung, aber nur wenig opfergerätschaften. alle diese reste sorgfältig aufgezählt und — hierin einer andeutung Mommsens folgend — als spuren eines uralten langandauernden tauschhandels den die etruskischen broncefabriken nach dem norden betrieben eingehend dargestellt zu haben ist das verdienst obiger kleinen schrift, welche zuerst als osterprogramm des Frankfurter gymnasiums von 1873 veröffentlicht wurde. aber der verfasser geht noch weiter, er begnügt sich nicht diese tatsache zu constatieren, er will auch ermitteln, wann der tauschverkehr begonnen und welche strafsen er sich gebahnt habe. es ist klar dass eine unwiderlegliche beantwortung beider fragen von der tiefgreifendsten bedeutung für die altertumskunde, insbesondere für die deutsche, sein würde. aber ich kann mich nicht überzeugen dass Genthes resultate zweifellos seien. sie sind nur möglichkeiten. er stellt im 7 kapitel den grundsatz auf, dass die notwendigkeit, den unbequemeren landhandel zu cultivieren um ein neues absatzgebiet zu gewinnen, für die etruskischen fabrikanten erst eingetreten sei, als das volk seine seehegemonie verloren hatte, also um das jahr 500 vor unserer aera; und demgemäfs bestimmt er das alter der handelsbeziehungen mit dem norden, in denen er vier perioden dem wechsel der politischen lage entsprechend unterscheidet. aber mit demselben oder besserem rechte darf man behaupten: eine rege technische production wird stets bestrebt sein sich nach allen seiten hin absatzquellen zu erschliefsen. ebensowenig kann ich es für methodisch richtig erachten, aus den fundorten die vorhanden gewesenen handelsstrafsen bestimmen zu wollen: gewis doch können handelsartikel durch ihre besitzer weit von dem erwerbsorte entfernt in ganz entlegenen gegenden als unbrauchbar fortgeworfen oder einem toten mit ins grab gegeben sein (oder wie man sonst die erhaltung dieser dinge bis auf unseren tag erklären will). es würde nicht einmal erlaubt sein, auf grund zweier oder dreier solcher funde strafsenzüge zu construieren, geschweige denn feste handels-

strafsen, wie deren in seinem 6 kapitel Genthe 8 annimmt, darauf hin zu statuieren. — protestieren endlich muss ich gegen die s. 117 vorgetragene erklärung der bekannten stelle der Germania c. 19 *litterarum secreta ignorant:* diese bedeutet nun und nimmer, wie Genthe will: eine (obscoene) geheimlitteratur kennen sie nicht, sondern: sie können weder lesen noch schreiben, und darum ist keine liebescorrespondenz möglich.

STEINMEYER.

BEILEIDSBEZEIGUNG.

Herrn prof. Bartsch ist ein kleiner unfall begegnet, über den ich meine collegiale condolenzvisite in Heidelberg abzustatten nicht unterlassen möchte.

Bartsch hat in dem eben erschienenen hefte der Germania (bd. 20, s. 1. 2) eine 'pfälzische beichte aus Rom' als ineditum veröffentlicht, welche mit der sächsischen beichte näher verwandt ist als irgend eine andere althochdeutsche beichtformel und daher, bei dem innigen weitgreifenden zusammenhang, in welchem alle stücke dieser gattung mit einander stehen, eine ganz besondere wichtigkeit besitzt. Bartsch citiert die sächsische beichte als nr LXXII der Denkmäler; sie war in der ersten ausgabe als nr LXXI bezeichnet; er hat also die zweite ausgabe des genannten buches zur hand gehabt. wenn er die güte haben will, darin s. 630 aufzuschlagen, so wird er seine 'pfälzische beichte aus Rom' dort als 'Lorscher beichte' gedruckt finden. dabei ausführliche würdigung ihres verhältnisses zu der sächsischen und den übrigen alten formeln nebst einigen anmerkungen. das merkwürdige denkmal fand auch aufserhalb des engsten kreises der altdeutschen philologen bereits beachtung: Dümmler zeigte in dieser zeitschrift 18, 308 dass die handschrift worin es überliefert, um das jahr 882 entstanden sein müsse. endlich ist die Lorscher beichte von dr Braune in sein Althochdeutsches lesebuch (Halle 1875) s. 51 f als nr 19 aufgenommen.

Jeder mensch hat seine fehler. 'wir stolpern wol auf unsrer lebensreise' sagt Goethe. Bartsch hat die verzeihliche schwäche, nicht gerne umzublättern, wie das bereits Wilmanns bd. 15 s. 291 dieser zeitschrift nachwies (vgl. auch Deutsche studien II, 45). das unglück ist übrigens wie gesagt nicht grofs und vielleicht hilft es uns noch den text verbessern.

Meine ausgabe beruhte auf einer abschrift von dr Hinck,

Bartschens ausgabe gründet sich auf eine abschrift von dr Mau. in den meisten fällen war jene frühere entschieden die genauere. ich verzeichne die abweichungen.

Denkm. z. 16; Bartsch z. 18 *minan:* dr Hinck gewährt die genauere angabe dass das *a* aus *o* von der nämlichen hand corrigiert ist. mehreres andere dergleichen erwähne ich hier nicht, man mag es in den anmerkungen der Denkm. nachsehen.

Denkm. 18 *nintfiang,* Bartsch 20 *nintfianc:* dr Hinck gab eine nachbildung des letzten buchstaben, die ich als '*g* aus einem andern buchstaben corrigiert' auffassen zu dürfen glaubte.

D. 20 das zweite mal *gilaupta* nach ausdrücklicher versicherung von dr Hinck auf nochmalige anfrage, B. 22 *giloupta.*

D. 23 f *anafanges,* B. 27 anm. *anafanger,* von Bartsch selbst bezweifelt.

D. 35 *uuidar gotes,* B. 42 *uuithar gotes.*

D. 41 *gibuozanne,* B. 50 *gibuozzanne.*

In den beiden letzten fällen wäre erneuerte vergleichung der handschrift wünschenswert. die sonst nicht vorkommende schreibung *uuithar,* zugleich das einzige innere *th* in dem denkmal, wäre sehr merkwürdig. in *gibuozanne* hat das einfache *z* die gröfsere wahrscheinlichkeit für sich, da regelmäfsig hier nach langem vocal *z,* nach kurzem *zz* gesetzt wird. aber freilich ist die gleiche regel für die verschobene germanische gutturale tenuis im inlaut auch nicht ganz consequent durchgeführt, es steht einmal *gisahane* für *gisahhane,* s. anm. zu z. 18. auch für die verschobene labiale tenuis scheint die regel zu gelten: *biscoffa* 31, aber *doufi* 5, *slâfandi* 37.

Aus den bemerkungen, mit denen Bartsch seine ausgabe begleitet, habe ich zwar nichts neues gelernt, aber ich freue mich doch hier vielfach mit den ansichten eines mannes zusammenzutreffen, der sonst so oft mein gegner ist, und darf daher wol auch in seinem sinne mit den worten eines dichters schliefsen, der wenigstens ihm bekannt sein wird:

Kann ein gedanke wol uns beiden
Mehr trost verleihn, indem wir scheiden?

Strafsburg 1 mai 75. SCHERER.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

I, 2 DECEMBER 1875

Quellen und forschungen zur sprach- und culturgeschichte der germanischen völker. herausgeg. von Bernhard ten Brink und Wilhelm Scherer. vii heft. Geistliche poeten der deutschen kaiserzeit. studien von Wilhelm Scherer. 2 heft. Drei sammlungen geistlicher gedichte. Strafsburg, Karl J. Trübner. 1875. (vi) und 90 ss. 8°. — m. 2, 40.

Nach behandlung der Genesis und Exodus des Wiener codex im ersten hefte der Geistlichen poeten tritt Scherer im vorliegenden an die reichsten schatzkammern für die geistliche poesie des 11 und 12 jhs., an die Millstätter und Vorauer hs., und schliefst daran die trümmer einer anderen sammlung, die Karajan 1846 in seinen Deutschen sprachdenkmalen des 12 jhs. bekannt machte.

Schon im vorwort zum ersten heft bemerkte Scherer, er habe sich entschliefsen müssen einfach herauszugeben was er habe und wie er es habe, fertiges und unfertiges. man wird vom zweiten hefte mit einem stärkeren gefühl des unabgeschlossenen scheiden als vom ersten. der verf. sagt ja mehrfach selbst wie er hier oder da noch nicht zu völliger klarheit gelangt sei, wie er dies oder jenes weiterer prüfung überlasse. allein wir können uns am gegebenen schon genug erfreuen. wir haben in diesem (und dem ersten) hefte den ersten schritt zu kritischen ausgaben zahlreicher dichtungen und, was noch wichtiger ist, bedeutende vorarbeiten für eine würkliche litteraturgeschichte des ausgehenden 11 und des 12 jhs. wir sind daran gewöhnt in den vorhandenen darstellungen nur nach dem inhalt geordnete aufzählungen der erzeugnisse dieser zeit zu finden, nur kahle zusammenstellungen. Scherer ist der erste der sich eine charakteristik der werke und ihrer verfasser hat angelegen sein lassen, der den etwa der dichtung zu grunde liegenden plan herausgeschält und dem wesen des dichters auf der schwachen fährte nachgespürt hat die ein schriftsteller der sich über sein werk völlig vergafs hinterlassen konnte. gerade diese partien sind vorzüglich gelungen und werden dazu beitragen den bisher vernachlässigten denkmälern freunde zu erwerben.

Grofses gewicht hat Scherer ferner darauf gelegt das verhältnis der dichtungen und ihre einwürkungen auf einander klar



zu stellen. weniger bei denen welche überarbeitungen älterer werke sind, wie die Millstätter und Vorauer Genesis gegenüber der Wiener, wie der Millstätter physiologus gegenüber dem Wiener, als vielmehr bei den inhaltlich verschiedenen denkmälern. wir gewinnen dadurch ein bild von der verbreitung der einzelnen und, je nachdem sie längere oder kürzere zeit gelesen blieben, ein urteil über die aufnahme welche sie beim publikum fanden.

Da ist denn besonders merkwürdig dass der gewaltige eindruck den Ezzos lied nach dem zeugnis des interpolators auf die zeitgenossen machte nicht sobald verschwunden scheint. (zugleich übrigens eine bestätigung der glaubwürdigkeit des nachdichters). die Vorauer Genesis benutzte es, und zwar (was für die zeitbestimmung beider gedichte von wert ist) schon in der interpolierten gestalt (s. 43). ferner der Moses (s. 48), das zweite und dritte gedicht im Leben Jesu (s. 66. 73), endlich die nach Kärnten gehörige Wahrheit (s. 54). das andere wundervolle Bamberger denkmal, Himmel und hölle (MSD nr xxx) ist nur von frau Ava im Jüngsten gericht verwertet (s. 75). die form desselben mag seinem beliebtwerden im wege gestanden haben. dagegen scheint Ava den Ezzo nicht gekannt zu haben (s. 74), wiewol sie oder besser ihre söhne, welche ihr den stoff lieferten (s. 75), nicht unbelesen waren, zumal in der kärntischen litteratur. dass die dichterin den Kärnter Joseph benutzte zeigte Scherer schon Geistl. poet. 1, 57 (vgl. 2, 75). aber auch das Millstätter Recht, die Hochzeit und Sündenklage waren ihr bekannt. mit dem Jüngst. ger. 286, 28

sô chumet der vinfzehente tach,
sô nâhet uns der gotes slach

und 285, 20

sô zevallent die burge,
die durch ruom geworeht wurden;
berge unde veste,
daz muoz allez zebresten

vgl. Vom rechte 5, 19

unz an den tach
daz danne chumet der gotes slach.
so ist dehein burch sô veste
geworht ûzzir listen,
sine werde zerstôret (hs. *-ot)*
garwe (hs. *gare) zerfuoret.*

zum Jüngst. ger. 287, 23 (verbessert nach den Fundgr.)

sô rihtet er rehte
dem hêrren und dem chnehte,
der frouwen und der diuwe

halte man Hochzeit 35, 19

dâ rihtit got vil rehte
dem herren joch dem chnehte,
der vrouwen joch der diuwe

und die gleichlautenden verse 51, 5—7 aus der Sündenklage. vgl. auch Vom rechte 7, 14.

für Jüngst. ger. 289, 1

dâ sceidet sich diu helewe von dem chorne.
die (hs. *diu) guoten ze der zesewen*
daz sint die genesenen,
die ubelen ze der winsteren

ist herbei zu ziehen Sündenkl. 51, 9

sô werdent dâ gescheiden
die lieben von den leiden.
die sælegen ze der zeswen
die sint die genesenen.

vom letzten wort ist in der hs. nur *sin* erhalten; Karajan ergänzte *ouz erlesin.*

Mit diesen beiden stellen hat Diemer in seinen Beiträgen 5, 117 Hartmanns Credo 1598 ff verglichen und daraus auf beziehungen zwischen dem Credo und Jüngsten gericht geschlossen. allein ganz ähnliches kommt in der Summa theologiae (MSD nr XXXIV) vor. dort heifst es str. 29, 7

zi jungist in offinimo zorni
dî heliwin scheiditer von demo chorni.

vgl. die anm. ferner in Arnolds gedicht Von der siebenzahl 339, 1

sô maht wir gesinnen
daz wir niene werden gesceiden
dâ got sunderet die lieben von den leiden (hs. *lieden).*

Es gibt noch andere parallelen zwischen dem Credo und der Millstätter sündenklage, sie betreffen aber gleichfalls vielfach gebrauchtes. so Sündenkl. 52, 20

sô heizzet er si wîsen
in daz schône paradîse.

Credo 1894

zô dem frônen paradîse
dar woldistu in wîse.

Vorauer Genesis 7, 14

ich wil dich wîsen
in daz paradîse.

Wahrheit 85, 16

diu genâde ist daz paradîse.
dar werdent alle di gewîset . . . .

Vorauer sündenklage 298, 4

daz uns dâ sol wîsen
zû deme vrônen paradîse.



Sündenklage 57, 8 ist zu ergänzen

durch [des ganges êre]
dô du ze dem chrûzze gienge,
[dô dich die juden] viengen
und dich dar an hiengen.

der raum für die dritte zeile ist freilich etwas knapp, aber man vgl. Credo 1846

dô dih dî juden viengen
und an daz crûce hiengin.

Fundgr. 2, 135, 19

als in dî judin vîngin
und an daz crûce hîngin.

Vorauer sündenkl. 303, 5

dureh des ganges êre
den du zû dem crûce gienge,
dô dich dî juden hiengen.

überall sind die juden ausdrücklich genannt.

Beziehungen zwischen Credo und Millstätter sündenklage dürften also nicht anzunehmen sein. dagegen besteht eine, noch nicht bemerkte, verwantschaft des Vorauer Moses und Leben Jesu.

Mos. 32, 20 *dô hiez si îlen gengen,*
eine ammen gewinnen.

Leb. Jesu II 234, 24 *dô hiez er îlen gengen,*
die chunige gewinnen.

Mos. 49, 3 *nû sule wir besuochen*
mit michelen ruochen.

Leb. Jesu III 266, 25 *mit michelen ruochen*
begunden si in suochen.

verwant sind aufserdem Moses und das Marien lob (MSD nr XL):

Mos. 51, 2 . . . *dî guoten,*
dî wîsen und dî fruoten.

Mar. lob 3, 3 *tiuren unde guoten,*
edelen unde fruoten.

Mos. 61, 12 *gesach in got der si geoppherot hât.*

Mar. lob 4, 16 *gesah in got der in hât.*

dazu vgl. Vom rechte 15, 17

gesach got den man
der iegeliches verdenchen chan

und Hochzeit 19, 3 *gesach in got der ez begât.*

Durch die letzte parallele wird man darin bestärkt werden das Marien lob mit Scherer s. 49 nach Kärnten zu setzen. ich kann die formel für das 11 und 12 jh. nicht weiter belegen: sie scheint local beschränkt zu sein. mithin würde auch der Moses nach Kärnten gehören. die mystischen deutungen erinnern an Arnolds Siebenzahl (und den Balaam), die rücksicht auf die armen und vermahnung der gebietenden (s. 47) an das Recht. beide denkmale stammen aus Kärnten. beachten wir weiterhin

dass nur im Moses und dem Leben Jesu der auffallende inf. *gengen* vorkommt (vgl. Lexer 1, 733. Weinhold BG s. 285. über *gangen* auch AG s. 331), so möchten wir auch das Leben Jesu dorthin verweisen. es benutzte übrigens den Kärnter Joseph vielleicht nicht nur an den von Scherer s. 73 angegebenen stellen, sondern der reim *beroubet: getoubet* 272, 2 könnte aus dem Joseph 5564 ff stammen:

er hât uberwunten
al unser vîante.
er hât si gitoubit,
die helle hât er biroubit.

derselbe reim Vom Recht 4, 25 und Hochzeit 42, 2

diu helle wart beroubôt,
der vîant getoubôt.

Setzen wir den Moses nach Kärnten, so würde dazu stimmen dass der verfasser die Exodus gekannt zu haben scheint (s. 48) und dass er, was Scherer entgieng, die Wiener Genesis benutzte. dort heifst es in der Schöpfung 907

der er doch mit puozze
dar nâch chumet zantlâzze,

im Kain und Abel 1125

sô gibet er uns puozze
mit der suntône antlâzze,
1147 *mit wârer puozze*
chomen zantlâzze.

ähnlich Moses 39, 1

doch muoze wir ez puozen
mit pîhte und mit antlâze

und 49, 21

mit pîhte und mit puoze,
mit gewisseme antlâze.

aus Kärnten endlich muss auch der Balaam herrühren, weil der dichter desselben aus dem Moses schöpfte (s. 50) und auf ihn rücksicht nahm (s. 51), wegen des reimes *aver sâ* und der formel *zewâre des phlige ich mich* (s. 51). die Wahrheit weist schon Scherer s. 54 Kärnten zu und so wird denn wol die ganze nach der Kaiserchronik in die Vorauer hs. aufgenommene sammlung, wie sie zuerst zu den Denkm. nr XL reconstruiert ist, aus kärntischen werken bestehen.

Die ganze, sage ich, denn ich setze auch die Vorauer Genesis dorthin. zunächst verzeichne ich einen anklang an den Moses.

19, 21 *dô wuohs daz kint lussam,*
er wart ein êrlîch man.

und Moses 34, 13

dô was daz kint lussam,
vil manege tugent er gewan.

29, 3 *der gotes werde.* dieselbe formel Moses 38, 3 und Leben Jesu 251, 26. ferner sprachliches. das ntr. *gemachedin* gemahlin lesen wir 6, 26. es lässt sich aufserdem belegen durch den Wiener Physiologus (Mafsmann) s. 315 (zweimal) und in der form *machide* s. 317. *gemæchede* und *gemachede* in den entsprechenden stellen bei Karajan 84, 4. 14. 88, 2. *diu geloube* Vor. Gen. 12, 10. 16, 22. 18, 26. Wiener Gen. (Joseph) 5726. Balaam 82, 22. 83, 1. mit ausnahme des Balaam sind das lauter werke welche Scherer schon Kärnten zusprach. endlich noch *dâre* = *dâ* : *Sâra* Vor. Gen. 17, 28. 18, 4. : *ze wâre* 24, 12. ebenso Moses 59, 1. 16. : *hêrre* Leben Jesu 271, 11. : *perscrutari* in Arnolds Siebenzahl 342, 16.[1] als ihre heimat aber betrachtet Scherer (s. 89) Steiermark oder Kärnten.

Wenn dann gerade alle diese dichtungen Ezzos lied gekannt haben,[2] wie wir oben s. 66 sahen, so wollen wir uns daran erinnern dass Geistl. poeten 1, 69 vermutet wurde, dass die gründung des benedictinerklosters Arnoldstein in Kärnten durch bischof Otto I von Bamberg im jahre 1107 vieles zur geistigen vermittelung werde beigetragen haben.

Über die weitere composition der Vorauer hs., sowie über die der beiden anderen von Scherer behandelten sammlungen gibt uns das inhaltsverzeichnis seines büchleins ein getreues bild. es sei daher gestattet dasselbe hier vorzuführen.

Die Millstätter hs. I Genesis. II Physiologus. III Exodus. IV Vom rechte. V Die hochzeit. VI Millstätter sündenklage. VII Paternoster. VIII Das himmlische Jerusalem.

Karajans fragmente. I Paulus. II Von der zukunft nach dem tode.

Die Vorauer handschrift. I Kaiserchronik. II Vorauer Genesis. III Joseph in Aegypten. IV Moses. V Marien lob. VI Balaam. VII Die wahrheit. VIII Summa theologiae. IX Lob Salomos. X Die drei jünglinge im feuerofen. XI Judith. XII Die jüngere Judith. XIII Lambrechts Alexander. XIV Leben Jesu. XV Frau Ava von den gaben des heiligen geistes. XVI Ava vom Antichrist. XVII Ava vom jüngsten gericht. XVIII Vorauer sündenklage. XIX Ezzos gesang von den wundern Christi. XX Priester Arnolds gedicht. XXI Das himmlische Jerusalem. XXII Gebet einer frau.

Einige erläuterungen dazu sind erforderlich.

Der titel Millstätter sündenklage (VI) ist an stelle des unpassenden Vom verlornen sohne getreten, den Karajan nach der

[1] *dâre* für *dâ* ist auch md. Mereg. (MSD XXXII) 1ᵃ, 64 : *ze uuâra*, 2ᵃ, 74 : *umbâra*. : *ze jâre* Credo 2799.

[2] benutzung des Ezzo im zweiten teil der Vor. Gen. möchte ich nun für die formel *ligentez unde lebentez* 12, 14 doch annehmen. vgl. Scherer s. 44.

48, 25—49, 17 eingeflochtenen biblischen erzählung gewählt hatte. diese bildet aber durchaus nicht den mittelpunkt des werkes, sondern ist vielmehr auf seine disposition von gar keinem einfluss. ebenso unzutreffend nannte Diemer das in der Vorauer hs. erhaltene gedicht gleiches stoffes, die Vorauer sündenklage (XVIII), Loblied auf die jungfrau Maria, weil deren beistand gleich zuerst in ausführlichem ergusse (295, 7—302, 12) herabgefleht wird. für den SPaul der Karajanschen fragmente ist Müllenhoffs bemerkung (vgl. s. 22) verwertet, dass der SPaulus nur den einen der beiden pergamentstreifen (= Karaj. 109. 110) einnehme, der andere dagegen zu einem gedicht Von der zukunft nach dem tode gehöre. von Diemer nicht aus einander gehaltene stücke der Vorauer hs. wurden bereits früher gesondert: Moses, Marien lob, Balaam, Wahrheit (bei Diemer als bücher Mosis bezeichnet), hinzu kam der Moses in den Geistl. poet. 1, 4 und jetzt frau Ava von den gaben des heiligen geistes (Diemer 276, 4—279, 29). durch die verse

Nû sculen wir bevinden
in dirre heilegen minne
wî sich der geist von der hôhe
misket in unser brôde

trennt sich das folgende, dessen vorwurf zugleich darin angegeben wird, aufs deutlichste vom Leben Jesu. gehörte es dazu, so hätte es etwa nach 273, 33 seinen platz finden müssen. vielleicht aber haben 273, 14 ff die veranlassung gegeben das gedicht dem Leben Jesu beizufügen.

Die hauptresultate der Schererschen arbeit dürften etwa folgende sein.

Für das Recht ist die planmäfsige, zum teil durch widerholte verse markierte anlage nachgewiesen, für die Hochzeit der versuch gemacht starke interpolationen auszuscheiden (vgl. namentlich s. 18). auch ihre disposition wird uns dargelegt, ebenso die der Millstätter sündenklage. dasselbe ist für die Zukunft nach dem tode geschehen, auch der zum teil verderbte text gebessert. von den in die Vorauer hs. aufgenommenen sammelhss., über das princip ihrer anordnung und das in der Millstätter sammlung befolgte handeln s. 28 ff. ein interessantes zeugnis zur heldensage finden wir s. 31 aus einer hs. der Kaiserchronik. von einzelnen teilen dieser compilation sind Faustinianus, Crescentia, Silvester s. 33 ff auf die reime hin beobachtet, besonders genau der erste. an der Vorauer Genesis unterscheidet Scherer drei teile, die beiden letzten vielleicht von demselben verfasser. den gang des gedichtes von der Wahrheit veranschaulichen uns s. 51 ff. die benutzung von Anselms Meditationen ist für die Summa theologiae nachgewiesen (s. 55 f). im abschnitt über Lambrechts Alexander begegnen uns s. 62 ff höchst feine und treffende bemerkungen

über die anonymität der autoren im 11 und 12 jh. und eine sehr beachtenswerte 'bescheidene anfrage' wegen der Kudrunstrophe und sage. im Leben Jesu erkennt Scherer drei gedichte. die werke der frau Ava und ihre datierung besprechen s. 73—77, die Vorauer sündenklage s. 77—81. die sprache und metrik dieses denkmals ist besonders berücksichtigt. Arnolds gedicht Von der siebenzahl setzt sich nach Scherer aus acht verschiedenen stücken zusammen.

Alle einzelheiten anzuführen, alle ergebnisse und untersuchungen nachzuprüfen ist hier natürlich nicht tunlich. wir müssen uns auf weniges beschränken.

In der Millstätter sündenklage 53, 7 ist die form *ir bint : chint* auffallend. Weinhold BG s. 300 hat keinen weiteren bairischen beleg dafür. sie ist auch nur alemannisch (vgl. AG s. 352), wie schon das *nt* zeigt. aber auch vielleicht mitteldeutsch. wenigstens sind im Jüngsten gericht, Fundgr. 2, 135 ff, 137, 1. 26 *ir bint : kint* gebunden und 137, 6 steht *ir bint* im innern der zeile. da aber auch 137, 27. 43 *ir sint* sich findet, eine entschieden alemannische form (AG s. 351), aufserdem 138, 6 *ir hânt, ir gênt,* 138, 11 *ir dûnt,* so wird man das stück richtiger für die umschrift einer alem. vorlage erklären. die Millstätter sündenklage aber könnte, wenn man bedenkt dass der Rheinauer Paulus darin enthalten, leicht die österreichische bearbeitung eines ursprünglich alemannischen denkmals sein.

In der merkwürdigen strophischen gruppe welche s. 32 aus der Crescentia ausgehoben wurde ist zu bemerken vergessen dass, um die symmetrie vollständig zu erreichen, im zehnten abschnitt (373, 3—10) eine lücke von zwei versen angenommen werden müste.

Nach den zusammenstellungen welche s. 39 zur geschichte von Cosdras und Eraclius aus den Schade-Barackschen fragmenten und der Kaiserchronik gegeben werden scheint mir die verwantschaft derselben nur eine sehr entfernte zu sein. benutzung der fragmente durch die Kaiserchronik geht daraus schwerlich hervor (Scherer behauptet das auch nicht etwa), ja sogar nicht die einer unmittelbar gemeinsamen quelle. höchstens stammen die verschiedenen vorlagen der beiden gedichte aus einem und demselben werke. denn stellen wie *the cristenheit her cestôrde* und *den cristen tet er michel herzelait, Eraclîus ein godes thrût* und *Heraclîus hete ze gote michel minne* sprechen doch nur denselben (die beiden letzten nicht einmal ganz) historischen tatbestand aus, der in jedem berichte vorkommen muste. die teilweise übereinstimmung der 4 aufeinander folgenden reimzeilen ist so bedeutsam nicht. denn der anfang der erzählung mit der bindung *Cosdras : was* ist am ende sehr naheliegend. man vgl. zb. Kaiserchr. 163, 9

ain kunic was ad Affricam,
gehaizen was er Hylas (?),
want er Milianis bruoder was. [1]

zwei verse darauf folgt auch *besante : lante.* und dass ein könig gewaltig genannt wird ist gar nicht selten. vgl. Jüng. Jud. 128, 20

Artaxersis,
ein chunich hêr unde rîch,
der saz gewelticlîche
ze Perse in sînem rîche.

nachher 130, 13 von Nabuchodonosor

der habete ouch wîten gewalt

und 130, 25 *Arfaxat* (so!), *der gueltige chunich.* Lambr. Alexander 53 (bei Maſsmann, Ged. des 12 jhs.)

ouh wâren kunige creftich,
hêr unde mehtich,
ubir manige diet gwaldich.

3048 *man saget Darius, edele kunich,*
dû sís gwaldich unde frumich.

dass sie gott sein wollten wird den mächtigen heidenkönigen, die ja immer im orient sitzen, allgemein vorgeworfen: wol eine folge des *προςκυνεῖν.* so Jüng. Jud. 131, 21

er wolde daz si in anbetten als er iz wære got.

139, 23 *daz si muosen beten an in,*
wande er wolde got hien erde sîn.

164, 10 *si bette an in*
sam erz got solde sîn.

Ruther 2568 heiſst es von Imelot

her wolde selve wesen got.

auch vom Antichrist wird in der Wiener Genesis (Joseph) 5725 gesagt

er wil wesin got.

vgl. Avas Antichr. 282, 2 ff.

Der reim *gesteine : kleine* ist ganz typisch und lässt sich sehr oft belegen. hier nur einige beweise. Ruther 4573

und mit edelem gesteine
gewîret vile cleine.

4581 *. . . daz gesteine*
mit den isperlîn cleine.

Orend. 921

ergraben harte cleine
daz guote edel gesteine.

besonders beliebt ist *steine* (oder *gesteine) grôz unde kleine.* zb. Ruth. 4939

[1] da als grund seines namens angegeben wird dass er Milians bruder war, so sollte man einen ähnlicheren erwarten, der nur im anlaut differiert.

dar umme lâgin steine
grôz unde cleine.

Alex. 2265 (Maſsmann)

sinewelle steine
grôz unde cleine.

Jüng. Judith 164, 7

und mit edelen gesteinen
grôzen unde chlainen.

womit zu vergleichen Orend. 1229. Alex. 5455. 5571. 7039.

Zevuoren und *zestôren* gehören auch zu den wörtern die gern verbunden werden. meist reimen sie mit einander. man sehe Kaiserchr. 28, 23. 170, 29. 221, 13. 421, 9. 451, 9. 470, 27. Jüng. Jud. 142, 2. 6. 146, 23. Lampr. Alex. 973. 6169. Karaj. 5, 22. das übereinstimmende *ein einwic geloben* wird aus der lat. vorlage resultieren, dagegen sind *vehten knehte gerehte* oft im reim verbunden. *kneht : gereht* Kaiserchr. 9, 15. vgl. 144, 4. 200, 1. 213, 27. 224, 29. 426, 24. Rul. 35, 3. 96, 26. 106, 5. 113, 21. 121, 16. 287, 9. Orend. 2189. *knehte : fehten* Kaiserchr. 432, 24. 458, 29. Judith MSD xxxvii 4, 3. Jüng. Jud. 130, 16. 135, 9. Rul. 21, 9. 84, 23. 127, 3. 137, 30. 149, 1. 157, 6. 268, 7. 271, 10. Ruth. 656. Orend. 281. 2697. Alex. 1017. 1839. 1951. 1987. 3322. 4202. 4620. Ernst B 1441. 1651. 3737. 4829. *gerehten : vehten* Rul. 34, 10. *strît erheben* endlich ist der gewöhnliche ausdruck für *proelium inire.* diese oder eine ähnliche phrase mag der dichter der fragmente nur etwas poetischer übersetzt haben, wie er ja auch durch den schluss des zweikampfes die Kaiserchr. übertrifft (s. 39). hätte dem compilator der Kaiserchr. das deutsche gedicht vorgelegen, so würde er diese stelle gewis nicht geändert haben. denn die reime sind die gleichen und er hat sich doch sonst mit viel schlechteren begnügt, wie zb. in dem mit dem Annoliede parallel laufenden abschnitt. und dass er es nicht liebte stark umzuarbeiten zeigt ferner das von mir gefundene lied mit seinen daktylischen strophenschlüssen (vgl. s. 32).

Übrigens gibt diese erzählung von Cosdras und Heraclius und der widergewinnung des kreuzes auch Honorius von Autun, Spec. eccl., De exaltatione SCrucis (bei Migne sp. 1004 ff), kürzer zwar und abweichend in einzelheiten, aber doch mit so vielen anklängen, dass man daraus auf dieselbe quelle schliefsen möchte. in ähnlichem verhältnis stehen noch einige andere abschnitte der Kaiserchronik zu Honorius spec. eccl. zur belagerung und zerstörung Jerusalems durch Vespasianus und Titus (Kaiserchronik 27, 22—35, 8) vgl. Dominica x (Migne sp. 1051 f). es wird auch dort auf die vorausdeutung Christi hingewiesen (secundum verba domini 1051 C. Kaiserchr. 27, 32) und den schluss bildet an beiden orten die bemerkung dass man je 30 von den Juden um einen pfenning verkauft habe (Migne 1052 A. Kchr. 35, 3).

Faustinian (Kchr. 38, 27—125, 14, vgl. Scherer s. 33 ff) halte man zu der predigt de SClemente (Migne sp. 1029 ff). Peters und Pauls kämpfe mit Simon dem gaukeler, die schliefslich ihre marter veranlassten, berichtet die Kchr. 127, 21—130, 31, das Spec. eccl. de SSPetro et Paulo (Migne sp. 976). Trajans urteil (Kchr. 180, 27—184, 7) benutzt Honorius in seiner mahnung ad judices im Sermo generalis (Migne sp. 863 f), ohne aber den namen des kaisers zu nennen. näher stimmt zur Kchr. SGregorii magni vita auctore Ioanne Diacono lib. 2 cap. 44 (Gregorii opp. ed. Migne 1, 56 f). damit vgl. man Gregors vita von Paulus Diaconus cap. 27 (ebenfalls aao.). die legenden von Laurentius und Yppolitus (Kchr. 190, 20. Spec. eccl., de SLaurentio, Migne sp. 989 ff) und von SMauricius (Kchr. 199, 15 bis 202, 6. Spec. eccl. de SMauricio et sociis ejus, Migne 1005 ff) sind jedesfalls häufiger aufgezeichnet und müsten erst mit diesen anderen erzählungen verglichen werden, ehe man entscheiden könnte ob sie etwa durch besondere züge für die auffindung der gemeinsamen quelle wertvoll sind.

Dass der Moses ein volkstümliches gedicht sei will ich durchaus nicht behaupten, aber ich möchte ihm doch nicht mit Scherer (s. 46) jeden anklang an populäre poesie absprechen. auf die stelle 54, 27

si wâren gûte knehte,
si getorsten wole fekten

ist allerdings gewicht zu legen. man vgl. Diemers anm. dazu, der beispiele aus dem Vor. Alex. gibt. ferner Ruth. 656

ich sie dûre guote knechte,
die turrin wol vechten.

Strafsb. Alex. 1839

man saget von gûten knehten
di wol getorsten vehten.

1951 *mit alsô tûren knehten*
di wol getorsten vehten.

1987 *mit funzich tûsint knehten*
di wol getorsten vehten.

Herz. Ernst B 1441

mit vil guoten knehten
die wol getorsten vehten.

vgl. 1651, auch 3737. 4829. *guoter kneht, guote knehte* zumal ist aufserordentlich beliebt. man sehe aufser den oben s. 74 angeführten reimen, die meist hieher gehören, Ruth. 24. 501. 622. 656. 997. 1014. 3049. 3314. 3976. 4059. 4063. 4206. 4353. 4364. 4485. 4615. 4701. 4819. Ernst B 3. 21. 63. 954. 982. 1073 usw. *tîerlîche chnehte* 64, 27 ist hier anzureihen.

Dazu kommt anderes von unverkennbar volksmäfsigem charakter.

33, 27 *dô sprach der chunic uberlût,*
er hiz loufen sînen trût.
53, 28 *si sageten ime zewâre*
diu starchen niumâre.

vgl. 63, 3. *die starken nûmdre* auch Ruth. 545. 628. 2594. *nûmdre* allein oder mit anderen adj. 634. 3261. 3663. 3708. 4764. 5085. spielmannsmäfsig sind auch die vielfachen beteuerungen der richtigkeit des gesagten. *zewâre* ist am häufigsten. aufserdem 34, 3 *wizzet daz in alwâr.* 38, 27 *nu sehet daz ich iu nîne lîge.* 43, 8 *daz ist alzoges wâr.* 48, 6 *nû wizzet daz ez wâr ist.* 58, 30 *daz wizzet wol zewâre.* 59, 15. 25 *nû wizzet wol zewâre.* 60, 20 *daz scult ir wol gelouben.* ausrufe: 40, 10. 50, 8 *hei wie.* 48, 26 *ouwê wî.* 47, 22 *wi frôlîchen.* 55, 6 *wî harte.* 58, 7 *wî gerne.* 60, 1 *wi schône.*. wenn gott zu Mose sagt *ich pin der haltente Crist* (37, 1), so erinnert das an Die drei jünglinge im feuerofen (MSD XXXVI) *wir giloubin ani den Crist* (6, 3; vgl. 7, 16. MSD XXXVII, 6, 3), und mit ihrem ton und dem der älteren Judith teilt der anfang des Moses auch die frische und das schnelle fortschreiten der erzählung. die allegorischen deutungen lähmen nachher den gang und zerstören den ersten eindruck. der verfasser gelangt durch sie bis zum ekelhaften und abscheulichen. denn diese beurteilung verdient wol der schluss der deutung des lammes 42, 4

sô sul wir die tougen
vil rehte wol gelouben,
daz der heilige Christ
wârer menske und wârer got ist.
sô habe wir in in dem fiure gebrâten
als uns von Moyse wart gerâten.

dass dem dichter aber volksmäfsige poesie durch spielleute bekannt geworden war scheint sich dadurch zu bestätigen dass er das kind Mose einen *spileman* nennt (33, 12) und dass er 35, 27 ff die *wadelâre* schilt, die vaganten und goliarden (vgl. Scherer s. 47). vielleicht deshalb so heftig weil er ihrer gewanten weise nicht nachzukommen vermochte. charakteristisch ist übrigens dass es von Mos. 46, 11 heifst *do irbaizte der guote.* er machte also den zug zu pferde, wie auch Joseph in der Wiener Genesis seinem vater zu rosse entgegen kommt, nicht zu wagen wie in der bibel (vgl. Geistl. poeten 1, 50, sowie 39).

Auch darin kann ich mich Scherer nicht anschliefsen dass er einen abschnitt nach 67, 15, nach Mosis tode läugnet (s. 46). in derselben manier geht es weiter und in der augenscheinlichen absicht einer fortsetzung, aber es hebt ein anderer dichter an. Josua wird ganz neu eingeführt

In râte si dô wâren
wâ si einen herzogen nâmen.

dô funden si under der menige
ze trôste deme herige
einen vil gûten man,
Jêsus was er geheizan (hs. *geheizen),*
der aller chuoniste helt:
got hete in erwelt.
er was ein alsô gût man
sô er gote zeineme genannen wole zam.

dabei aber begegnet uns Josua nicht zum ersten male. schon beim aufstand gegen Moses spielt er eine rolle (65, 1) und 66, 4 bezeichnet ihn gott als denjenigen der mit Kaleph in das gelobte land einziehen soll. und wie heifst er an beiden stellen? nicht *Jêsus,* sondern *Jôsuê,* beide male: *gen.* wird derselbe dichter den namen seines helden in zwei formen gebrauchen? noch dazu wenn ihn nicht einmal reimnot zwingt? denn *Jêsus* steht nie am versende, könnte also überall mit *Jôsuê* vertauscht werden. ferner erhält *Jêsus* 67, 24 das epitheton *der guote wîgant,* 68, 9 *der gotes wîgant,* 68, 4 *der guote hirte,* 68, 29 *der gotes genanne:* sie sind früher nie verwendet worden. Moses hiefs gewöhnlich *der guote man* (35, 3. 29. 36, 26. 46, 2 in gleichlautenden versparen. 36, 8. 37, 6. 46, 4. 53, 20. 54, 4. 55, 5. 19. 65, 7. vgl. 66, 16), *der guote* (41, 4. 42, 28. 45, 26. 46, 11. 52, 5. 53, 7. 23), *der heilige man* 37, 26, *der gotes werde* 38, 3, *der gotes degen* 54, 15, gottes *trût* 52, 11, gottes *lîber man* 67, 11, und 55, 12 redet ihn gott an *Moyses, mîn man.* 68, 4 reimt *hirte : gerte;* 35, 8 stehen auch *hirte* und *gerte* nahe bei einander, aber der reim ist vermieden worden. 68, 15 haben wir eine vorausdeutung: im ersten teile findet sich das ebenso wenig als die berufung auf *diu buoch* 67, 23. es ist dort nur gesagt *als ich vernomen habe* (43, 12) und *alse wir virnomen haben* (58, 23). neu ist auch *dî genôzen* 68, 7, von den Juden gebraucht.

Wir werden also mit 67, 15 den Josua zu beginnen haben.

Die interpolation über die parteiungen unter den 12 stämmen beginnt man wol richtiger mit 45, 2 und schliefst sie mit 45, 26 (anders Scherer s. 48). denn wenn 45, 22—26 gleichen inhalt und zum teil gleichen wortlaut mit 44, 27—45, 2 haben, so kommt das daher dass der interpolator nicht anders in die erzählung wider einzulenken wuste als durch widerholung der verse an welche er seinen zusatz knüpfte. 33, 1 möchte ich statt mit JGrimm *er newolte inbîzen* lieber ergänzen *do enwolte er nî inbîzen.* 33, 2 ist *meisterîn,* 6 *chunegîn* zu schreiben. 21 *hêre.* 34, 5 *lîden.* 36, 12 *chôsôn.* 38, 26 *werigen.* 41, 13 *garewe.* 18 *loufunte swelhen in sich.* 42, 10 *virmîdin.* 15 *geschuot.* 27 *inâder.* 53, 5 *tûsunt.* 16 *altâre.* 24 *dicho.* 27 *rintfleisc.* 47, 1 *altârun.* 15 *êrste.* 22 *ez* zu streichen. 50, 11 *wande ez ist.* 52, 16 *genuoge.* 20 *balt.* 53, 2 *gesundôt.* 54, 25 *erworfen.* 27 *virflûchôt.* 55, 19 *irfollôt.* 28 *rôteloht.* 59, 24.

60, 7 *magede*. 60, 11 *maget*. 63, 7 *behûte*. 16 *inseite*. 26 *brûhte*. 64, 1 *einen*. 65, 17 *kunte*. 66, 17 *ladetin*. 67, 26 *intheizen hête*.

S. 58 führt Scherer aus der Jüngeren Judith 146, 7 *ge- und erslagen* an. schon Haupt in der anm. zur stelle hat diese deutung Diemers als für das altdeutsche unmöglich zurückgewiesen und dessen andere vermutung *gevangen* angenommen. dem *ge unde erslagen* der hs. näher liegt aber wol *gewundet unde erslagen*. vgl. Kchr. 218, 17 *daz dî sîne wurden wunt unde erslagen*.

Wir kommen zu Lambrechts Alexander (s. 60 ff). die einwürkung der Eneit auf die Strafsburger redaction weist Scherer s. 60 mit recht zurück. die neue bearbeitung verfolgt den zweck der modernisierung. hätte das epoche machende werk Veldekes schon vorgelegen, so würde der umarbeiter doch zunächst genauen reim durchgeführt, dem nachgestrebt haben was bei Veldeke am meisten auffiel. der Strafsburger Alexander reimt aber durchaus noch nicht rein. es genügt auf weniges zu verweisen. *weien : schrien* 328 [1]. *Alexander : tumber* 1440. *Thêben : gebieten* 2243. *mannes : des* 3112. *nepphe : hetten* 3550. *crapfen : ricken* 5963. *gevangen : gebunden* 3672. *gâben : irslûgen* 3694. *wazzer : bitter* 4962. hier reimt lediglich das flexions-*e* und 2630 haben wir sogar noch ein altes *a* im inf., *houwan : man*. von all diesen bindungen ist nur *weien : schrîen* aus dem Vorauer Alex. 191, 1 herübergenommen.

Die untersuchung des dialectes des Vor. Alex., welche Scherer s. 61 vorgenommen wünscht, wird dadurch erschwert dass die reime noch nicht ganz rein sind. wie weit diese ungenauigkeiten gehen ist zunächst zu untersuchen, damit wir einen mafsstab für den wert der reime gewinnen.

I. Voller vocal der endung ist nur in *tûsant* durch den reim gesichert *: gesant* 224, 16. 225, 1. *: besant* 225, 22. *: lant* 224, 27. 225, 2. *: phant* 205, 23. da in *hören : Machabêôrum* 183, 9. *Persârum : wâren* 203, 16. *êror : hêren* 219, 23 die vorletzten silben gleich, die reime mithin klingend sind, so wird man, zumal es sich in zwei von den drei fällen um lateinische wörter handelt, nicht *hôrun wârun hêron* anzusetzen brauchen.

II. Nur das flexions-*e* reimt in *waien : scrien* 191, 1. nicht so bedenklich (vgl. Scherer in der zs. 17, 566 ff) sind die tribrachyschen bindungen *nidere : gagene* 192, 13. *edele : chunige* 226, 3.

III. Dem reimenden flexions-*e* geht ein gleicher cons. voraus. 209, 26 *wâren : mêre*. 200, 11 *versmâhte : hête*, wo *versmâte* zu schreiben sein wird. hier haben wir in der paenultima *â : ê*. in 202, 28 *harte : geworhte* darf man *geworte* annehmen, sodass

[1] ich citiere nach Mafsmanns Dts. ged. des 12 jhs.

dieser reim zu IV träte, vielleicht sogar *gewarte*. tribrachys in *edele : himele* 200, 27.

IV. Zwei gleiche cons. vor dem flexions-*e* bei ungleichem vocal der vorsilbe. am häufigsten bei *n* und *r*. 186, 23. 206, 10 *wunder : ander*. 194, 5 *minnen : gewunnen*. im tribrachys 209, 9 *menige : brunige*. ferner bei *rt* : 216, 8 *pesparten : werten*. 221, 28. 226, 15 *worte : swerte*. aufserdem 205, 5 *vullen : willen*. 186, 26 *gescaffen : offen*. 186, 18 *diche : loche*. 199, 8 *mohte : mahten*.

V. Übereinstimmende vocale in den vorletzten silben, denen kein gleicher consonant folgt. wider zumeist bei liquiden. *m : r* 201, 3 *daucnâme : Rômâre*. 201, 18 *vernâmen : wâren*. — 194, 24 *swâren : plâchmâle*. 200, 6 *gimme : gewinnen*. 201, 23 *enphâhen : genâden*. 211, 24 *erlôste : nôte*. 218, 20 *brechen : vergezzen*.

VI. Übereinstimmende vocale in den paenultimae, welchen eine consonantverbindung mit gleichem anlaut folgt. widerum bei den liquiden *n l r*. *nn : nd* in *chinden : gewinnen* 191, 16. *beginnen : uberwinden* 193, 18. — *gewunne : bedwunge* 184, 11. *helde : helfe* 200, 7. *werlte : werden* 207, 27.

Zu beachten ist dass in allen unter I—VI angeführten bindungen der auslaut durchaus rein ist, darin also gleichsam ein gegengewicht gegen die sonstigen freiheiten gesucht wird. einzig in *werlte : werden* 207, 27 haben wir überschüssiges schluss-*n*: keine schwere verletzung der regel und leicht ein anzeichen dafür dass das *n* des inf. gern apokopiert wurde. (durchgehend nicht, wie wir nachher sehen werden). 213, 4 steht auch *merche* in der hs., 212, 15 der acc. pl. *sache : machen*, 218, 22 der acc. sg. *vane : manen*. aus den reimen ergibt sich dass von 30 überschüssigen *n* 19 auf infinitive fallen. nämlich 197, 24 *Thelemône : lônen*. 200, 9 *gebieten : miete*. 28 *gimme : gewinnen*. 206, 26 *chrefte : hephten*. 207, 7 *hauwen : gezouwe*. 14 *nîde : trîben*. 27 das schon erwähnte *werlte : werden*. 208, 9 *mûre : vertûren*. 22. 214, 23. 216, 18. 219, 9 *erde : werden*. 212, 3 *enchole : dolen*. 13 *lade : gescaden*. 214, 1. 215, 21. 226, 21 *mâze : lâzen*. 217, 18 *frum : chomen*. 226, 2 *ouwe : beschouwen*. dazu treten 6 formelhafte reime, wo es sich um dat. pl. handelt.

184, 9 . . . *in alten zîten*
mit sturme oder mit strîte.
184, 23 *der mit listen oder mit mahten*
sînen willen î sô volbrahte.
199, 7 *daz mit listen unt mit mahten*
sîn rîche wol berihten mohte.
196, 7 *einen sturm teht er mit listen*
unt gewan die selben veste.
207, 23 *und rihte die ûf mit listen*
und sazte si ûf zuo der feste.
209, 11 *hurnen was siu veste,*
ez chom von grôzen listen.

ferner 3 reime mit der 3 pl. 195, 28 *besahten : behate,*[1] 203, 28 *chômen* (l. *quâmen*) *: vernâmi.* 225, 6 *Gâze : sâzen.* die übrigen fälle beruhen auf fehlern. 189, 26 ist mit der Strafsburger hs. 287 *are : vare* zu schreiben, 194, 24 nach 432 *swâr : plûhmâl.* 196, 9 *quam : genam,* denn wir werden sehen dass das prät. *chom* überall nur dem Vorauer schreiber zugehört, der hier noch weiter geändert hat. 199, 14 *hêren : êren.* 200, 2 *briefe : liebe.* 210, 26 *porten : forhten.* 221, 24 *brân : getân* (vgl. Strb. hs. 1876). 224, 3 ff ist verderbt. 6666 sollte die zahl sein, wie uns Kchr. 199, 28 ff. 200, 3 ff lehren. der Strafsb. text hat nur 6660 (v. 1962 f). Pfeiffer schreibt Germ. 3, 500 vielleicht richtig *enwessen* (besser *enwezzen = enwizzen?*) *: sesse.* oder vielmehr setzt er komischer weise *sessen,* scheint also die zahl auf den dativ *allen* zu beziehen und zu meinen dass 6666 menschen nicht wissen wie viel mann eine schar haben soll!

Eine weitere ungenauigkeit im consonantischen auslaut ist die bindung von *m : n,* die 16mal vorkommt. 2mal *nc : nt* 209, 2 *junc : verwunt.* 219, 28 *gebranc : pant. ch : s* 183, 16 *sach : vanitas.* 186, 12 *gescach : was. z : ch* 191, 20 *daz : brach. s : z* 204, 19 *was : baz.* dass die hs. *s* und *z* öfter verwechselt, sie also gleichwertig waren, werden wir später sehen. statt *Sardix : Apokalipsis* 222, 26 ist wol mit der Strafsb. hs. 1917 *Sardis* zu schreiben. *ht : t virsûht : mût* 183, 16. *ch : t sluoch : huot* 222, 2. *n : t willen : gestellet* 194, 13. *l : r hâr : mâl* 190, 2. *n : r êror : hêrren* 219, 23. *rt : rf herrevart : erwarph* 200, 19. überschüssiges *r Antônîa : dar* 195, 21. überschüssiges *s hers : mer* 205, 10. *bluote : muotes* 209, 10. vor stummem *e* ist anzumerken *d : g* in *tragen : scaden* 188, 17. *d : r bewaren : scaden* 188, 23. *varen : scaden* 217, 17. *b : m heben : nemen* 213, 8.

Verschiedene vocale der endsilbe. zu den bereits unter I gegebenen stellen füge ich hinzu:

a : â 192, 16 *minnesam : verstân.* 194, 4. 198, 26 *cham : stân.* 198, 16 *nâht : sapht. a : e* vor *l* 196, 12 *ich zele : sale.* 203, 21 *gewalt : helt. a : u* 190, 15 *gesant : chunt. â : ô* 219, 5 *getân : Samsôn.*

i : î 184, 3 *Alberich : ich* (vgl. 226, 18 *volcwîch : Albrîch*). 187, 5 *lîp : êrlich* (*-lich* ist stets kurz, aufser in *gelîch,* s. unten). 211, 12 *drin* (tribus) *: în.*

o : ô 199, 19. 220, 8 *lôs : ros.*

ei : ie 190, 25 *geseit : niet.* 196, 20 *reit : diet.*

184, 26 wird auf der reimsilbe synkopiert, *irvarn : getân.* beachtenswert ist *chuninc* (hs. *chunich*) *: jungelinc* 193, 10. hier ist die schwere ableitungssilbe wie ein selbständiges wort welches das zweite glied eines compositums bildet behandelt und erhält

[1] wo in der hs. *besahte* steht, die apokope also vorgenommen ist.

deshalb den (niedrigeren) hochton: *chǘninc.* vgl. auch *mǘninge. götinne.* der Strafsb. bearbeiter hat den reim beibehalten (433).

Sehen wir von dem überschüssigen schluss-*n* ab, so ist nicht mehr als etwa der achte teil oder 12% der reime ungenau. wir werden sie also um so eher zur dialectbestimmung benutzen dürfen, als in der hs. noch manche spuren vom sprachstand der vorlage erhalten sind. sie war nicht oberdeutsch.

Einige lautbezeichnungen freilich, welche dies zu bestätigen scheinen, können nicht in anschlag gebracht werden. so *i* für *ie*, *u* für *iu* und *uo*. auch die erste der in die Vorauer aufgenommenen sammelhss. zeigt diese orthographie, und sie enthält doch nur österreichische werke. man sehe zb. in der Genesis 3, 5 *wt.* 19 *dînent.* 4, 15 *hiz.* 20 *gevil.* 21. 23 *îsa.* 3, 11 *zuhet.* 4, 26 *uûr.* 1, 17 *wistum.* 4, 6 *geshuf.* 23 *stûl.* 26 *ubermute.* vgl. auch Müllenhoff Dkm.[2] s. 438. anderes aber dürfen wir benutzen und es wird sich auch meist durch reime bestätigen lassen.

Consonantismus. Hd. *d* scheint durchgedrungen. 187, 25 *thóni* für *dóni dœne.* 218, 8 *thoner* erklären sich dadurch dass für hd. *t d* und *th* neben einander gebraucht werden, also gleichwertig waren. aufserdem tritt das *t* des Vorauer schreibers auf.

anlaut. I. *d.* 191, 7 *dêth* (= *deit* tut). 193, 5 *det.* 198, 3 *deht.* 204, 16 *drůg.* 207, 22 *dannen* (abietes). 209, 23 *dûren.* 213, 13 *daeter (tæt er).* 223, 5 *deth* (l. *deit).* 224, 21 *dâten.* auf *dwingen* 188, 16. *dwanc* 204, 16. *bedwinget* 213, 27. *bedwinge* 215, 6. *verdwâsen* 197, 19. *en-dwart* 206, 15 möchte ich weniger gewicht legen. auch Diemer 61, 30 zb. ist *dvingen* geschrieben. 244, 10 *duoch* = *dwuoc.* 252, 10 *dwog.* 252, 16 *gedwest* = *gedwehest.* vgl. auch BG § 145, wo aber Weinhold wegen der 'unbairischen vorlage' Diemer 93—123 gar nicht hätte einmischen sollen und ebensowenig den md. Entekrist, zumal er selbst bemerkt dass in ihm überhaupt *d* = *t* sei. II. *th.* 190, 10 *thûn.* 204, 7. 12 *thâdin.* 205, 3. 211, 10 *thede.* 205, 22 *enthewalten* stellt sich zu *dwingen.* zusammen 17 mal.

inlaut. I. *d.* zwischen vocalen 189, 19 *stûde.* 190, 21 *bescride.* 198, 13 *stede.* 202, 12 *tede.* 204, 7. 12 *thâdin.* 205, 3. 211, 10 *thede.* reime. 185, 21 *mûder : brûder.* 218, 16 *brôdes: tôdes.* nach consonanten 191, 1 *hôrder.* 193, 15 *woldet.* 203, 23 *bechanden.* 208, 14 *wolden.* 213, 8 *solde.* 219, 21 *wolde.* reime. 206, 1 *solden : holden.* 213, 5 *gulde : hulde.* 225, 17 *erwelde : helde.* aber nicht nur nach liquiden steht *d,* sondern auch nach anderen consonanten. so *sprancde* 198, 19. *obristden* 223, 1. II. *th.* zwischen vocalen 186, 20 *weithin.* 188, 1 *drithe.* 193, 12 *gedathen* usw., im ganzen 10 mal. nach consonanten 191, 26 *gerurthe.* 194, 6 *sazthe.* vgl. oben *sprancde.* III. *ht.* zwischen vocalen 186, 5. 187, 26. 190, 21. 195, 16. nach consonanten 196, 5 *rânhte.*

auslaut. I. *d.* 200, 25. 214, 12. II. *th.* nach vocalen 10 mal, nach consonanten 220, 4 *werth.* 226, 20 *rehth.* III. *ht.* nach vocalen 100 mal, nach consonanten 187, 7. 190, 15. 200, 25. 26. 204, 23. 212, 12. 218, 22. 219, 13. 221, 11. 21. 222, 23. 223, 16. 23.

abfall in *is* 214, 22. *grahp* (kraft) 204, 9. *botescahpf* 213, 21. vgl. 214, 2. *scaph* 222, 12. — 193, 9. 204, 19. 206, 19 sind schreibfehler.

Alle diese schreibungen sind nur verschiedene mittel die weiche aussprache der tenuis hervorzuheben. (einmal tritt das *h* sogar bei *d* hinzu: *scahden* 209, 27). *ht* und *th* haben ebenso wenig verschiedene lautliche geltung als *hc* und *ch, hp* und *ph,* womit gleichfalls gewechselt wird. vgl. zb. 189, 5 *manehc.* 7 *listihc.* 208, 16 *spranhc.*[1] 204, 9 *grahp* (kraft). 213, 21 *botescahpf.* ja das *h* springt sogar um und lässt einen consonanten zwischen sich und *c* treten. 184, 15. 185, 12 *Crhichen.* 18 *Crhîhlant.* 187, 20 *crheichissen.* 208, 12 *spruhnc.* ebenso bei *ht:* 198, 7 *fahnt.*

Hd. *z* geht nicht durch. aber überall *t* anzusetzen verbietet der reim *was : baz* 204, 19 und die verwechselungen zwischen *s* und *z* in *es* 183, 12. 194, 9. *das* 185, 20. *bis* 206, 2. wäre nur *dat bit* gesprochen worden, so hätte dergleichen nicht vorkommen können. dagegen steht *t* in *daz : stat* 204, 6. *grôz : tôt* 218, 4. *ensaht : stat* 193, 25. *gesazt* : *stat* 215, 17. *sazthe : hete* 194, 7. *sazten : habeten* 207, 3. *gesazten : heten* 213, 2. 195, 28 lesen wir *besahten : behate,* werden also ein präteritum *hate* oder, wegen der assimilation des *z* im reimwort *sazten, hatte* anzunehmen haben. da aber *d* für hd. *t* regel, zweimal *sazthe* und *besahten,* dh. *sazde* und *besaden* geschrieben ist und 196, 10 *hethe* = *hede,* so möchte ich noch weiter gehen und *hadde sadde* (aus *satde)* ansetzen. belege für *hadde* gibt zb. der Sachsenspiegel buch 3, artik. 44, § 2 (ed. Homeyer, nach der ndsächs. Berliner hs., bd. 1, 217) und der Crane (die stellen bei Bartsch, Berth. von Holle s. LXXV). 193, 14 ist statt *hete : geleite* zu schreiben *hedde : gelehde* oder nach der Strafsbg. hs. 437 *hedde : gesedde.*

Hd. *b.* inlaut. 200, 1 *lieve : brieven.* 223, 20 *gâven : grâven.* auslaut. 200, 13 *huof : scuoph.* 215, 8. 216, 6 *lief : brief.* 221, 16 *restarf : warf* (jecit). die orthographie aber lässt uns hier im stich. im auslaut ist überwiegend *b* statt hd. *p* geschrieben, nur 200, 20 *erwarph. v* für hd. *b* im inlaut könnte man 186, 4 vermuten: *â wie starche daz weter aue gôz* (hs. *ane*). 194, 1 ist vielleicht zu schreiben *gelouft : brûtlouft. gelouft* wäre ver-

[1] *hc* für *ch* erwähnt Bartsch, Berthold von Holle s. XIII, als schreibart des Magdeburger bruchstücks des Demantin. vgl. auch Müllenhoff zu Denkm. nr XXXIII C' 14.

kürzt aus *gelouvet,* wie *gesaht* für *gesaget* 215, 3 *:praht.* über die apokope des *e* im dat. *brûtlouft* s. unten s. 85.

Hd. *f* ist zu *v* erweicht in *slieve : brieve* 211, 21. 188, 15 bietet die hs. *gewâuen.* 193, 9 *gewduent.* ausfall des *f* in *funzén* 192, 23. *funzich* 224, 19. in *bedorften : forten (= forhten)* ist wol zunächst *ht* für *ft* anzunehmen, dann ausfall des *h* wie in *forten : porte* 210, 25. *ht : ft* mehrfach. 191, 24 *maht : dienesthaft.* 198, 18 *nâht : scapht.* 222, 11 *maht : scapht.* geschrieben ist statt *f* meist *ph,* für hd. *v* mehrfach *f. grâfe* 198, 4. 11. 23. *briefe* 200, 2.

Hd. *w* fiel aus in *geruon : thuon* 190, 10. 193, 16. *getrûn : flûn = getrouwen : fluhen* 222, 17.

Hd. *k.* im anlaut ist vor *r* einige male *g* dafür gesetzt. 186, 18 *grispe.* 204, 9 *grahp* (kraft).

auslautend wird es *ch.* die beweisenden reime sind so zahlreich dass sie der graphischen bestätigung nicht bedürfen. 183, 15 *insluoch : puoch.* 184, 6. 187, 22 *genuoch : puoch.* 185, 11 *gewaltich : hêrlich.* 187, 17. 220, 26 *volcquîch : gelîch.* 189, 17 *mach : brach.* 189, 20 *strîtich : wunderlich.* 193, 1 *sculdich : sich.* 196, 20. 204, 25 *lach : gesach.* 196, 25 *tach : ungemach.* 201, 8. 208, 11. 209, 21. 210, 19. 216, 28 *burch : durch.* 204, 12 *zuîch : gelîch.* 208, 20 *lach : ungemach.* 210, 27. 226, 10 *lach : brach.* 214, 3 *genâdich : sich.* 215, 24 *volcquîch : rîch.* 218, 10. 219, 22 *slach : gesach.* 222, 8 *slach : stach.* 224, 12 *sibenzoch* (hs. *sibenzech*) *: ouch.* 226, 18 *volcwîch : Albrîch.* aus *geinch (= gienc)* 194, 4. 198, 27. *spruhnc* 208, 12. *spranhc* 208, 16 kann man auf neigung zur aspiration selbst nach einem consonanten (und zwar nach *n,* welches dann mehr guttural gesprochen sein mag) schliefsen. dagegen verschmolz auslautendes *k* mit *w* völlig, wie 215, 24 *volcquîch* zeigt. wenn auf ein mit euphonischem *k* schliefsendes wort ein vocalisch beginnendes folgt, so bleibt die media mehrfach erhalten. 209, 14 *lag ir.* 220, 18 *lager = lag ir.* 218, 8 *sluog er.* über *mage ich* 193, 4 vgl. Weinhold BG § 325.

Hd. *h.* der anlaut verliert teils *h,* teils nimmt er es unorganisch an. I. *er* 195, 10. *erwider* 212, 8. 224, 21 *arte. ulf im* für *hulf im* 223, 11 ist nur verschrieben. II. *habe* 193, 4. *hetelicher* 208, 18.

im inlaut fällt es vor *t* häufig aus. 193, 12 *gedathen.* vgl. 204, 27. *brate* 195, 17. 201, 20. 217, 25. 224, 21. 27. 225, 2. *brathen* 200, 25. vgl. 205, 6. *forten* 203, 24. 211, 2. *mother* 220, 24. *cheneten* 221, 1. *chneten* 224, 20. vgl. 210, 4. *Lampret* 226, 19. dazu die reime *gesît : enzît* 223, 9. *sît : wît* 202, 5. *versmdde : hadde* 200, 11. *versmâden : thâdin* 204, 7. *geworde (gewarde?) : harde* 202, 28. *forden : porden* 210, 25. auch sonst fällt *h* aus. 189, 11 *wârêht.* 199, 6 *wôs.* schwindet es zwischen vocalen, so tritt bei *ahe* verlängerung des *a* ein. 199, 2.

214, 9 (so!) *slân : getân*. 201, 16 *slân : undertân*. 213, 16 *slân : hân*. ebenso bei *e* und *u*. *funzên* 192, 23. *flûn : getrûn* 222, 16 = *fluhen : getrouwen*. bei *i* vermischt sich *ie* und *îe*. 194, 16 *gesie : hien* = *gesihe : hîen*. vgl. Heinrichs von Krolewiz Vaterunser 87 *gewiet : diet* (= *gewîhet*). ferner ist *h* ausgefallen in 185, 26 *geflien : ergien* (= *ergiengen*). 187, 25. 191, 18. 207, 1 *zien : gien*. vgl. Vaterunser 1837 *hie : zie : gie* = *hie : ziuhe : gihe*. 2079 *sie* (eos): *zie* (*ziuhe*). 2190 *vie : zie* = *vihe : ziehen*. weniger auffallend ist *vân : getân* 186, 16. 188, 20. 196, 15. 200, 16. 216, 22. *gesân : getân* 186, 25. 199, 2. 214, 9 (so!). 198, 18 *nât* (= *nâhet*): *sapht*. 189, 10 in *geziehen : geliegen* scheint man *gezien : gelien* annehmen zu müssen, so dass also *g* ausgefallen wäre wie in *mů̊t* für *muget* 192, 16 und in *sân* (= *sagen*): *lân* Crane 1886. ähnlich ist bei Herbort von Fritzlar *hâ* statt *habe : jâ* und *: dâ* (vgl. Frommann zu 3725). die hs. folgt der aussprache in *stêlner* 207, 7. *hôiste* 216, 17.

auslautend ist *h* abgefallen in *nâ* 219, 18. dies bestätigen die reime *nâ : dâ* 203, 11. 219, 18. *vâ : bestâ* 217, 6.

Hd. *m* wird mehrfach verdoppelt, und zwar in *imme* 206, 8. 211, 20. 213, 16. 219, 7. *frummichcheit* 213, 26. *iemmer* 214, 27.

Hd. *l* ist geminiert in *chellen : bellen* 214, 13. *mille* für *mîle* 203, 13 dürfte nur schreibfehler sein.

Hd. *n* assimilierte sich *m* in *ummâczlîch* 205, 1. *demer* = *den mir* 214, 19. wegen des überschüssigen schluss-*n* vgl. oben s. 79 f. gemination in *chunnich* 215, 23. 25.

Hd. *r* erleidet metathesis. 184, 17 *irchron*. 218, 18 *vurmeclîch*. verdoppelung (vgl. *m* und *l*) in *herrevart* 199, 29. 200, 19. vgl. Ruth. 1230 *herrebergen*. 214, 11 *getarrer*.

Hd. *sch* ist häufig zu *s* geworden. 185, 5 *saeiden*. 186, 8 *frêssiht*. 187, 20 *crheichissen*. 188, 16 *silte*. 195, 13 *freiste*. 196, 18 *chriechissen*. 210, 15 *chriechis*. 211, 4 *chriechissen*. 214, 2 *bohtsapf*. 217, 9 *sande*. 218, 5 *chriechisen*. 220, 18 *sôz*. 221, 3 *gesiede*. 223, 25 *besouwen*. allein dies kommt auch in anderen teilen der Vorauer hs. nicht selten vor. vgl. Diemer zu 5, 5. 260, 7. 263, 28. Weinhold BG § 154.

Vocalismus. Hd. *â* wird verkürzt in *brâhte brâhten*. 184, 24 *: mahten*. 217, 25 *: ahten*. auch im part. *braht : gesaht* (= *gesaget*) 215, 3. ebenso in *dâhte dâhten*. 185, 9 *: slakte*. *e* ist daher umlaut von *a* und *â*. *zende : lende* 219, 24. (*: hende* 194, 26). *bedehte : rehte* 189, 2. *gedehten : lehten* (= *legeten*) 193, 12. *â* aber welches lang geblieben wird nicht umgelautet. das beweist die hiervon nur an zwei oder drei stellen abweichende schreibung und die reime *kaiben* (= *gâven*) *: grâven* 223, 20 und *vernâmi : quâmen* 204, 1. da der dichter als geschickter reimer das flickwort *zewâre* durchaus meidet, so fehlt es an weiteren belegen. zweimal ist für *â ai* geschrieben: in dem schon erwähnten *kaiben* 223, 20 und in *wain* 191, 7.

Hd. *e*. altes *a* ist erhalten in *begagent* 198, 9. für *gagene* und *gagen* sprechen auch die bindungen mit *tragene* 186, 22, mit *sagen* 217, 15. 218, 2. dass nicht etwa an *segen* zu denken sei lehrt *ersclagen : sagen* 209, 15. *manege* für *menege* aber wird man, wiewol es auf *Mesopotamiam* (223, 23) und *gagene* (225, 26) reimt, nicht anzusetzen brauchen.

zweimal ist *ei* geschrieben, in *leingisten* 207, 4. *gezeim* 215, 4, häufiger *i* statt *e*. von den partikeln in compositis, von *iz is* und geschlossenen silben sehe ich ab, weil in diesen fällen auch sonst in der Vorauer hs. *i* verwendet ist, und beschränke mich auf die offenen silben. 189, 2 *unrehti*. 204, 1 *vernâmi*. 207, 16. 209, 28. 210, 9 *turni*. 207, 21 *zederboumi*. 208, 26 *mahti*. 210, 1 *zorni*. 14 *witi*. 215, 17 *Babilônji*. 22 *liezi*. 217, 26 *mahti*. 218, 7 *habti*. 224, 3 *sehsi*. 226, 21 *beidi*.

vor liquiden und *s* standen sich *i* und *e* in der aussprache sehr nahe. man vgl. *wirchen* (hs. *wurchen*): *merchen* 183, 1. 210, 16. *perment : chint* 187, 21. *willen : gestellet* 194, 13. *risin : wesen* 195, 1. 225, 7. *listen : veste* 196, 8. 207, 23. 209, 12. *gevellet : gehillet* 214, 15. *lengen : bringen* 215, 14. *willen : gesellen* 225, 10. *weirte* 208, 2 bestätigt dies.

apokope des *e* im dat. sg. *brûtlouft : gelouft* 194, 2 und in der 3 sg. praet. *reit* = *redete* 197, 22 und 201, 10, an der letzten stelle *: sicherheit*.

Hd. *i*. in pronominalformen tritt gern *e* dafür ein. 198, 6 *er*, ebenso 201, 10. 25. 220, 18. *en* (iis) 201, 27, an das verbum incliniert: *stiften*. ähnlich ist *demer* = *den mir* 214, 19.

dehnung des *i* in *gîre : Tŷre* 209, 16. 216, 25.

Hd. *o*. dafür *a* in *sal* 192, 27. 216, 2. 224, 2. *wale* 224, 21. reime. *sal : al* 224, 1. *wale : zale* 188, 2. 204, 18. 224, 21. *wonen : vanen* 221, 17. *chom* und *chômen* ist überall in *quam* und *quâmen* zu ändern. geschrieben ist *qvam* nur 224, 24 *: gezam*. man vgl. die reimworte: *nam* 185, 1. 187, 8. 190, 22 usw., im ganzen 11 mal. *stân* 198, 27. *bran* 210, 17. *gan* 214, 6. *gewan* 222, 6. *gezam* 224, 5. für den plural: *nâmen* 192, 14. 195, 14. 200, 10 usw., im ganzen 13 mal. statt *hete genomen : chom* 196, 9 wird *genam* zu schreiben sein.

Hd. *u*. es zeigt sich neigung zu *o*. *scult* (culpa) *: holt* 203, 14. *: golt* 214, 5 (hs. *sculde*). *turni : zorne* 207, 16. 209, 28. *frume : chomen* 217, 18.

Hd. *ei*. in der hs. öfter *ê*. 186, 8 *frêssiht*. 22 *frêslich*. 199, 22 *têlich* (teile ich). 206, 18 *nechên*. 27 *zwae*. 207, 11 *dechaenen*. 210, 12 *gesaelht (geseilet)*. 211, 23 *hêdenwîb*. 212, 22 *bezêchinôht*. 217, 10 *zevvêr*. 218, 12 *spê* (hs. *spye*)*: mê* beweist nichts dafür.

Hd. *iu*. *vertûren : mûre* 203, 4. 208, 9. die hs. kann hier nicht in betracht kommen (vgl. s. 81).

Hd. *ie*. einige male *ei*. 191, 16 *reif*. 17 *heiz*. 194, 4

geinch. 215, 1 *deinest.* *bescheiede* 189, 2 zeigt das schwanken des schreibers. *ê* 207, 8 in *wê,* wol verschrieben.

Hd. *uo.* ob statt dessen *ô* gesprochen wurde ist zweifelhaft; die hs. lässt uns in stich. 183, 10 reimen *Bisinzô : zuo.* 199, 11. 225, 25 *nôte : einmôthe.*

Flexion. Die 1 sing. praes. endigt auf *n.* 192, 24 *haben ich* und 196, 28 *ich sagen* in der hs. im reime 196, 27 *ich sagen : erslagen.* 194, 16 *hien : kesien.* inf. reichen nicht zum beweise hin, weil sie das *n* abwerfen könnten.

-tet wird contrahiert in *t.* 190, 27 *geleit : geit.* 213, 27 *leit : frummichcheit.* 226, 9 *uberspreit : breit.* *-ede* und *-ege* wird *ei.* 195, 25 ist geschrieben *reiten = redeten,* 197, 22 *reiht.* 197, 4 reimen *leit : frumicheit.* 220, 15 *sleht* (l. *sleiht*)*: reiht.*

Geit : itelcheit 183, 17. vgl. 188, 3. 8. *: geleit* 190, 27. *: gereiht* 192, 18.

Steit : muozecheit 184, 1. *: breit* 187, 2. *: streit* 196, 18. 202, 23. *: arbeit* 199, 21.

Deit statt des oberdeutschen *tuot* hat dem schreiber viele mühe gemacht. nur einmal hat er eine nahe liegende änderung gewagt und 223, 6 den reim *ubermuotecheit* (wie 203, 12) in *ubermuot* geändert. sonst sucht er die ober- und niederdeutsche form durch schreibungen wie *tẘht deht tẘt* zu vereinigen. die reime sind *steit* 186, 14. 191, 7. 214, 10. *smâheit* 194, 22. vgl. 223, 5. *reit* 198, 2. *deit* ist auch 218, 8 *: reit* zu ergänzen.

Über *geit steit deit* vgl. man übrigens Pfeiffer in der Germ. 3, 494 f.

Das part. praet. *geschiet* von *geschien* (vgl. Braune in Zachers zs. 4, 258 ff) kommt zweimal im reim auf *niet* vor. 211, 2 *gesiht : nieht.* 226, 6 *gescheen : niecht.* Diemers anm. zur letzteren stelle ist falsch. vielleicht ist zu schreiben

alle die volcwîch
die von Darios zît
biz her sint geschiet.

Zu bemerken sind noch *larte* 188, 2. *genâsen : verdwâsen* 197, 18.

Wenn *zwae* 206, 27 nicht verschrieben ist, so hätten wir darin (*zwê*) das neutrum für das masc. gebraucht. das umgekehrte ist häufiger. 217, 19 lesen wir *sîne ougen.* 226, 5. 6 *die* statt *diu,* wenn dort *volcwîch* wie 226, 18. 215, 24. 220, 26 neutrum ist. hervorzuheben ist endlich *de* für *die* 218, 1 und *hêre.* diese form statt *hêrre* gewährt die hs. 187, 12. 211, 23. 214, 6, ferner 206, 22 *: sêre.*

Nach der charakteristik welche Heinzel Niederfränk. geschspr. s. 231 ff von der älteren kölnischen oder jülich-bergschen mundart gegeben hat könnte Pfeiffer Germ. 3, 494 f den Vorauer Alexander ihr mit recht zugewiesen haben. Heinzel freilich führt ihn unter der litteratur s. 254 nicht an, beginnt allerdings auch

erst mit der des 13 jhs. vielleicht haben wir ihn doch mehr nach osten zu rücken.

Scherer hat s. 62 f darauf aufmerksam gemacht dass der pfaffe Lambrecht und der pfaffe Konrad, der am hofe Heinrichs des stolzen in Baiern dichtete [1], eng zusammen gehören, dass beide den Salomo als typus von herscherwürde verwenden, dass beide die sage von Hilde vergleichsweise herbei ziehen (Rul. 266, 19. Alex. 220, 21 ff). dazu kommt dass Rul. 141, 10 *der wundirlîche Alexander* genannt wird, und zwar in einem zusatz welcher der Chanson de Roland fehlt. der von einem fränkischen spielmann in Baiern gedichtete Ruther (zs. 7, 262) erzählt 4951 ff von dem stein Claugestian den Alexander aus fremdem lande mitbrachte und macht könig Ruthers sohn Pippin zum vater Karls des grofsen (4778 ff). nach Baiern werden wir also mit Scherer s. 62 Lambrechts dichtung sicher setzen dürfen. im formelhaften des stiles weisen diese drei werke sowie die ja gleichfalls in Baiern entstandene Kaiserchronik gar manche ähnlichkeiten auf. und wenn wir uns daran erinnern dass der Ruland und Alexander die beiden ersten übersetzungen französischer epen sind und dass Konrad den stoff von Heinrich erhielt, so wird es nicht zu kühn sein die abfassung des Alexanders gleichfalls dem einfluss von Heinrichs hofe zuzuschreiben. ob Konrad den *wunderlîchen Alexander* aus Vor. Al. 184, 13. 209, 8 hat ist zweifelhaft. der ausdruck könnte auch aus dem franz. stammen oder dem lateinischen, woher ihn der Anno 21, 6 (Roth) kennt.

So viel richtiges auch in den bemerkungen zum Laudate dominum (s. 82 ff) enthalten ist, so vermag ich doch nicht allem beizupflichten.

Wenn wir in str. 6 die indicative in imperative verwandeln, so lautet v. 4: dich mügen viele engel loben. aber mit gleichem recht wie Scherer in 2, 6 aus *dicke dich* gemacht und die einschränkung fortgeschafft hat: wir mögen dich loben, nämlich stets, nicht nur oft, mit demselben müssen wir hier an der aussage 'dich loben viele engel' festhalten. bei einer aufforderung verlangte man 'dich mügen die engel oder alle engel loben'. nicht alle engel können sich immer dem lauten preise gottes widmen; als diener des herrn haben sie mancherlei aufträge zu vollführen. aber wer lebendes und totes zum lobe gottes auffordert, der wird auch wünschen dass alles ohne ausnahme daran teil nehme. wenn Scherer meint die aufforderung zum preise hätte keinen sinn wenn die engel ohnedies gott loben, so könnte man dieser schwierigkeit dadurch abhelfen dass man vers 7 und 8 mit zur rede der engel zieht. aber es liegt wol vielmehr darin

[1] darauf weist, glaube ich, auch die im franz. fehlende notiz dass Naimes schwert vom schmiede Madelger in Regensburg verfertigt sei (58, 17 ff). so mochte ein berühmter waffenschmied der stadt geheifsen haben.



eine steigerung: nicht nur die engel, sondern auch die übrigen bewohner des himmels sollen gott loben.

Den namen des gedichtes Von der siebenzahl zum lobe des heiligen geistes hat Müllenhoff wol nicht aus 356, 19 entnommen. denn *von siben allermeiste sagete er von dem geiste* heifst doch nur auf antrieb, mit hilfe des geistes, dasselbe was 333, 20 gesagt wird durch *der heilige geist têt in die rede chunt.* dagegen heifst es 334, 12 ausdrücklich

dise rede pringen
ze lobe dem heilegen geiste.

vgl. auch 355, 25

dem heilegen geiste zêren,
daz wir sîn lop der mit mêren.

Es sind von Scherer nicht alle die untersuchungen vorgenommen worden welche er zur strengen prüfung und zum beweis seiner hypothesen nötig gehabt hätte. allein es ist oft schwieriger eine frage zu stellen als sie zu beantworten und dem der ein problem findet schwebt häufig die lösung schon vor. sicher aber werden, was Scherer in der vorrede zum ersten hefte wünschte und was mit ein hauptverdienst seiner arbeit ist, andere dadurch zu tiefer gehender forsehung angeregt werden, und wenn sie auf dem felde noch einige ähren auflesen, so wird der welcher die vollen garben in seine scheuern führte ihrer leicht entraten können.

Strafsburg 3. 6. 75. MAX ROEDIGER.

Abt Johann von Viktring und sein Liber certarum historiarum. ein beitrag zur quellenkunde deutscher geschichte von DR AUGUST FOURNIER. Berlin, Franz Vahlen, 1875. XII und 154 ss. 8°.

Zu den bedeutendsten quellen der geschichte des späteren mittelalters gehören die Reimchronik des steierischen Ottokar und das Geschichtsbuch des Viktringer abtes, welche im innigen zusammenhange stehend eine continuierliche geschichte der deutsch-österreichischen verhältnisse von 1250—1343 liefern. beider bedeutung ist längst über allen zweifel erhaben, beide werden als reiche fundgrube für die kenntnis dieser zeit angesehen, beide sind aber bisher nur in durchaus unzulänglichen ausgaben benützt. ironie des geschickes wäre man versucht dies eigentümliche verhältnis zwischen wert der quelle und wert ihrer ausgabe zu nennen. konnte bisher mit einer gewissen berechtigung betont werden, dass eine den anforderungen der heutigen historischen wissenschaft entsprechende ausgabe der Reimchronik an dem ungünstigen handschriftenverhältnisse, das sowol einen tüchtigen

historiker, wie bedeutenden germanisten als editor erheischte, scheitern müste, so konnte und kann auch immer noch diese entschuldigung für eine mangelnde ausgabe des werkes Johanns von Viktring nicht geltend gemacht werden. denn wir besitzen den autographen codex, der wenn auch nicht mehr vollständig erhalten ist, doch die grundlage des textes gibt. diese handschrift jedoch erforderte vor allem nur einen tüchtigen palaeographen, der dieselbe in ihre bestandteile zerlegte, und darauf seine weiteren resultate aufbaute. nichts desto weniger war bis heut zu tage nur ein kleiner teil der handschrift von Böhmer für seine Fontes rerum germanicarum benutzt worden. ja nicht einmal eine ausführliche beschreibung gab es. eine monographie, wie die oben angeführte schrift erfreut sich somit allgemeinen willkommens, weil sowol das interesse an dem bis jetzt noch wenig bekannten stoffe als auch die hoffnung auf grund dieser voruntersuchungen bald im besitze einer verlässlichen ausgabe zu sein überall rege war. diesen stimmungen, sowie der erwägung, dass durch die untersuchung dieser bisher ganz unklaren frage die quellenkunde des arg vernachlässigten späteren mittelalters eine erfreuliche förderung erhielt, entsprang die günstige aufnahme des werkes in vielen kreisen: der verfasser ist in einer tüchtigen schule gewesen, hat die notwendige palaeographische vorbildung erhalten, er berechtigt daher zu der erwartung, dass die monographie eine in vieler beziehung abschliessende bedeutung habe. in wieweit er dieser voraussetzung entsprochen, soll durch die nachfolgende analyse seiner schrift gezeigt werden.

Ganz richtig ist die grundlage dieser untersuchung der bereits erwähnte originalcodex, der früher im kloster Wessobrunn gewesen, jetzt auf der hof- und staatsbibliothek zu München aufbewahrt wird. in ansprechender weise wird die untersuchung über Johanns werk mit einer erschöpfenden darlegung der persönlichen verhältnisse eingeleitet, weil Fournier diese zur 'würdigung des wertes unseres geschichtswerkes' unumgänglich erschien. daran reihte er eine ausführliche beschreibung der Münchner papierhandschrift (clm. 22107, Wessobr. 107), womit er die basis für die weiteren schlussfolgerungen schuf. auf den ersten 149 blättern sind die werke des Viktringer abtes enthalten, jedoch nicht in einem zuge geschrieben, sondern es gestalten sich drei abteilungen; die erste bildet der autographe entwurf des geschichtswerkes, die zweite zwei reinschriftfragmente und die dritte autographe concepte einer geschichte des reiches vor k. Friedrich II. die eigenartige zusammensetzung dieser handschrift im verein mit den anderen traditionen von Johanns werken bilden die grundlage der weiteren darlegungen Fourniers. demnach lässt sich in kürze folgendes für die geschichte der arbeiten Johanns von Viktring gewinnen.

Im jahre 1341 schrieb der abt des kärntnischen klosters

Viktring den entwurf einer geschichte der jahre 1231—1341 welchen der verfasser selbst Liber certarum historiarum nennt, und der sich in den älteren teilen vorzugsweise auf die Reimchronik des steierischen Ottokar und dessen verloren gegangenes Buch der kaiser und für die späteren auf mitteilungen von zeitgenossen und eigene erfahrungen stützt. eine vergleichung der von Fournier mitgeteilten stellen aus dem concepte mit der bisher allein gedruckten reinschrift ergibt dass der entwurf weit reichhaltiger gewesen, als diese. jedoch er wurde nicht der öffentlichkeit übergeben, sondern bereits im jahre 1342 vom autor selbst umgearbeitet und durch benutzung einer reihe von neuen quellen, als welche Fournier den Martinus Polonus und eine fortsetzung desselben, eine Series patriarcharum Aquilensium und endlich urkunden und briefe erweist, bis auf das jahr 1217 als das angebliche jahr der wahl Friedrichs II zurückgeführt, dagegen die im entwurfe so umfangreichen drei ersten bücher stark zusammengedrängt. grofse sorgfalt verwendete jedoch zugleich der autor auf glättung des stiles und feinheit der redewendungen. das concept dieser redaction schloss mit dem jahre 1339 und ist, wie Fournier scharfsinnig darlegt, das von Hieronymus Pez bezeichnete Chronicon Carinthie, welches man bisher fälschlich als mit dem Münchner codex identisch annahm. die erste ausgabe des geschichtswerkes liefern zwei reinschriftfragmente: das gröfsere jüngere liegt der Böhmerschen ausgabe des Joh. von Viktring zu grunde, das kleinere ältere steht dem entwurf näher als jenes. die erste ausgabe des werkes fällt also in das jahr 1342. in dieser gestalt überreichte es der autor seinen gönnern Albrecht von Österreich und dem patriarchen Bertrand. wahrscheinlich in dem patriarchate von Aquileja wurde nun daraus der auszug gemacht und dem geschichtsbuche des Martinus von Troppau als continuatio angefügt, welchen Eccard als Continuator Martini Poloni herausgab. schon im folgenden jahre machte sich der autor daran, sein werk abgesehen von der hinzufügung der ereignisse des jahres 1343 durch erweiterung der reichsgeschichte bis auf die Karolinger, welche er mit dem neuerdings stark gekürzten ersten buche zu einem neuen ersten buche verband, abermals umzuarbeiten, mit benutzung Reginos, Ottos von Freising, des Martinus Polonus, der Annales SRuperti, der Vita Heinrici secundi ua. in dieser gestalt hat das werk, dessen nicht mehr vollständige concepte in dem Münchener codex enthalten sind, einem späteren compilator, den Pez mit hinweglassung des anfangs unrichtiger weise als Anonymus Leobiensis herausgegeben hat, vorgelegen, der es mit einer in einem Grazer codex durch Zahn nachgewiesenen fortsetzung des Martinus Polonus und mit österreichischen annalen zu einem ganzen vereinigt hat. diese compilation ist in mehreren handschriften, am vollständigsten in einem Klosterneuburger codex enthalten.

Das sind die resultate, welche der verfasser aus der prüfung der handschrift gewonnen hat, wir müssen sie auf treu und glauben hinnehmen, weil nur durch neuerdings angestellte durcharbeitung der handschrift die angaben Fourniers in ihrer stichhaltigkeit erprobt werden können. das vertrauen das wir diesem teile der arbeit zuwenden, dürfte sowol durch die zu tage tretende besonnenheit in der beweisführung, wie durch die vertrautheit mit dem gegenstande gerechtfertigt sein. am deutlichsten begegnet man dieser seite des verfassers in der erledigung der über die bestandteile der Klosterneuburger compilation zwischen Lorenz und Zahn herschenden divergenz. er weist die vermutungen von Lorenz zurück als ungerechtfertigte vermutungen und bestätigt in der hauptsache Zahns ausführungen.

Eine andere frage ist, wie steht es mit den quellennachweisen? diese sollen von der umsicht, dem fleifse und der sorgfalt des verfassers zeugnis ablegen. ich kann mich selbstverständlich hier nur auf die art und weise einlassen, wie Fournier diese nachweise geliefert hat. Fournier hat es durchaus nicht zu seinem zwecke gemacht, abschnitt für abschnitt die überlieferung zu prüfen oder wenigstens nur die resultate solcher arbeit vorzuführen, sondern er hat sich beschränkt, durch treffende belegstellen die benutzung einer oder der anderen quelle nachzuweisen. es ist uns durch diese art der quellennachweise nur die kenntnis der quellen Johanns von Viktring gegeben, nicht aber umfang und art ihrer benutzung. ist daher jedermann schon den bekannten teilen der arbeit dieses autors gegenüber genötigt, die von Fournier unterlassene analyse vorzunehmen, so ist er ganz und gar in mislicher lage jenem nach Fourniers darlegung so interessanten entwurfe gegenüber. auch für Fournier selbst rächt sich die ungenügende quellenanalyse da, wo er quellen für die durch die bekannten vorlagen nicht belegten stellen in Johanns werke suchen will. ich schliefse mich sowol völlig der meinung des verf. an, dass auch Ottokars verlorenes Kaiserbuch von Johann benutzt worden sei, als ich überzeugt bin, dass sich im Liber certarum historiarum noch spuren dieses nun verschollenen werkes nachweisen lassen würden. aber Fournier ist dieser nachweis nicht gelungen, erstlich weil er einen verkehrten weg eingeschlagen, indem er stellen des Kaiserbuches mehr in den entwurf hineinlesen als herausnehmen wollte, und zweitens weil er weder sich klar war, noch anderen klar machen konnte, welcher art jene stellen wären, die Johann v. Viktring in dem entwurfe keiner der nachgewiesenen quellen entnahm. eine vermutung wie sich solche auf s. 71 findet, dass alles, was von den berichten der ersten zeit sich nicht auf die erörterten quellen zurückführen lässt, als aus dem Kaiserbuche stammend anzunehmen sei, ist keine wissenschaftliche deduction.

Über das verschollene Kaiserbuch des steierischen Ottokar hat bereits Jacobi De Ottocari chronico austriaco p. 15 (und n. 8)

auf grund des § 100 der Reimchronik vermutet, dass dasselbe auch die österreichische geschichte bis auf den tod Friedrichs des streitbaren behandelt hätte. die einzige quelle über dieses werk ist die bei Pez III p. 15 edierte vorrede zur Reimchronik, die jedoch nur auf eine Kaiserchronik im strengsten sinn des wortes schliefsen lässt. aber abgesehen davon ist die erwähnte stelle durchaus nicht in dem von Jacobi angegebenen sinne zu interpretieren. sie lautet:

als ir ee habt vernommen:
wie der piderb herczog Lewpolt
umb got daz versolt
daz er im erben gab genueg:
wie ze iungist slueg
darczu das unglukch groz
daz dew lannt wurden herren ploz;

wenn die ersten worte dieser stelle auf das Kaiserbuch bezogen werden sollen, so kann hier nur das verdienst Leopolds um den frieden von SGermano verstanden werden, und einzig für dieses wol in einer Kaiserchronik erwähnte ereignis dürften wir das Kaiserbuch heranziehen, weil davon in der Reimchronik keine erwähnung geschieht. jedoch unzulässig ist die vermutung Fourniers dass man aus dieser stelle — wol auf grund der schon erwähnten conjectur Jacobis — erfahre dass im Kaiserbuche von herzogs Leopolds tode und dessen erben gehandelt wird. über den tod Friedrichs des streitbaren und die darauf folgenden wirren worauf sich die 3 letzten zeilen beziehen, hat Ottokar in der Reimchronik gehandelt, das Kaiserbuch kann nur auf die erste angabe passen, welche durchaus nicht das enthält, was Fournier herauslesen will. wenn er nun daraus folgert: 'auch Johann berichtet vom ausgange des herzogs und den schicksalen seiner kinder, wovon er in der Reimchronik nichts finden konnte', demnach wäre hier das Kaiserbuch ihm vorgelegen, so ist erstlich die annahme nicht begründet und aufserdem enthält sie eine unrichtigkeit, weil von den schicksalen der erben Leopolds VI Joh. von Viktring genug den cap. 11, 12, 13, 14, 15, 56 usw. der Reimchronik entnehmen konnte. wenn Fournier weiter annimmt dass Johann die schicksale der kinder des königs Heinrich dem Kaiserbuche entnommen, weil in der Reimchronik c. 11 auf dieses verwiesen wird:

von dez (sc. *Heinrichs) sam*
sy zwen schon sune trug
der ich auch eedez gewuch,

so dürften die gleich darauffolgenden ersten zeilen des cap. 12:

nu hört, wie ez ynn ergieng
do der kayser jn den vater vieng.
in der vankchnufs er starib.

nu hört, wie der kaiser warib
mit denselben zwayn knaben.

die unzulänglichkeit von Fourniers behauptung erweisen. und soviel davon in dem von Böhmer edierten teile von Johanns werk zu finden ist, so ist dies auf das cap. 12 der Reimchronik wol zurückzuführen. ebenso gehen die weiteren stellen des entwurfes, welche Fournier aus dem Kaiserbuche will geschöpft wissen, auf die Reimchronik zurück, wie eine gegenüberstellung erweist:

entwurf.	Reimchronik c. 11.
Imperator autem Fridericus audito, quod Fridericus de Austria sine herede vitam finierit, vehementer indoluit	*wann do der herczog Friedreich* *unser rechter herr erstarib* *der dez laider nicht erwarib* *daz ym got geb dhainen eriben* . . . . . . *ich han es oben gesait* *wie ernnstleich der kayser klait* *den fursten aus Osterreich*
cod. monac. fol. 3^r. *Anno domini MCCLJ moritur secundus Fridericus imperator; reliquit in regni corpore scissuras gravissimas et concursiones parcium in alterutrum*	*ich wæn, er lebt furbar* *nach im* (herz. Friedrich † 1246) *wol funff jar,* vgl. dazu cap. 1 der Reimchron.

Alle diese belege für die benützung der Kaiserbuches sind nicht von der notwendigen beweiskraft, weil diese stellen eher der Reimchronik entnommen sein können. und nur die wörtchen *ee, oben* usw. sind wol ursache dass Fournier zu den angeführten schlussfolgerungen gelangt ist. eine einzige der von ihm citierten stellen des entwurfes kann aus dem Kaiserbuche geschöpft sein: es ist die p. 40 aus cod. mon. fol. 31^r entnommene notiz. hier aber geht eben Fournier von dem entwurfe aus und glaubt, die worte *ut in chronicis imperatorum legitur* auf das Kaiserbuch beziehen zu dürfen. obgleich die von Fournier gelieferten belegstellen, wie aus dem obigen hervorgeht, nicht die benutzung des Kaiserbuches erweisen, so halte ich dennoch daran fest, dass Joh. von Viktring dieses werk gekannt, nur glaube ich, ist es nicht möglich, über vermutungen hinauszukommen, so lange nicht eine genaue quellenanalyse, wie sie zb. Potthast für Heinrich von Hervord durchgeführt, vorangegangen ist. diese hätte aber bereits in einer monographie über Joh. v. Viktring den passendsten platz gefunden, und ich muss daher gestehen, dass ich aus diesem grunde diesen teil der arbeit durchaus ungenügend finde. der entwurf liefs ungleich leichter die zerlegung des werkes Johanns von Viktring zu, als die späteren stilistisch umgearbeiteten redactionen. wie ich bereits hervorgehoben habe, wäre es dann leicht gewesen, aus einer geschickten anordnung der

ohne belege verbleibenden stellen auf die art der uns unbekannten quellen einen schluss zu ziehen. ich glaube, dass dann für die österreichischen verhältnisse sich wol ebenso eine österreichische quelle, wie für die reichsgeschichte das Kaiserbuch zwanglos ergeben hätte. schon eine bloſse lectüre des bei Böhmer edierten teiles scheint bis zur evidenz nahezulegen, dass manche der in den ältesten partien des Liber certarum historiarum vorkommenden notizen, die Johann keiner uns bekannten quelle entlehnt, auf aufzeichnungen von cistercienserklöstern zurückgeht. bei der hohen bildung dieses mannes ist schon anzunehmen, dass er die geschichte seines ordens gekannt hat, diese annahme wird aber noch dadurch erhärtet, dass ihm mit recht die aufzeichnungen zur geschichte des klosters von Viktring, von denen später noch gehandelt werden soll, zugeschrieben werden. demgemäſs ist es nicht unwahrscheinlich, dass Johann auch für die geschichte der letzten Babenberger Lilienfelder aufzeichnungen, die schon der Reimchronik vorgelegen haben, benutzt hat. doch der erweis aller derartigen vermutungen fordert strenge quellenanalyse.

Ist die arbeit nach dieser seite unvollständig, so ist der schluss, die in den beilagen gegebenen excerpte, unzuverlässig. auſser den bereits oben erwähnten excerpten aus dem codex monacensis, werden uns aus dem Viktringer chartular noch materialien zu einer Historia fundationis coenobii Victoriensis mitgeteilt. nach Fournier enthält das Viktringer copialbuch (pergamenthandschrift in folio, 163 bll.) auf den blättern 1—11ⁿ med. eine erzählung des cistercienserordens und in vier capiteln die gründungsgeschichte von Viktring und die ersten dotationen des klosters welche Fournier als Historia fundationis zusammenfasst, die weiteren blätter enthalten einen codex traditionum, dem als einleitung das früher erwähnte stück der Historia fundationis zu grunde liegt. das erste stück hält Fournier für verfasst von abt Johann (und die auffallende verwantschaft dieser partie mit dem Liber certarum historiarum spricht sehr für diese annahme), dagegen das zweite stück, das von ihm codex traditionum zubenannte, von einem anderen. dieser ansicht kann ich jedoch durchaus nicht beistimmen: erstlich halte ich die Historia fundationis nicht für eine abgeschlossene arbeit, sondern nur für materialien zu einer geschichte des Viktringer klosters. die fol. 1—7 füllende geschichte des cistercienserklosters sind lediglich excerpte aus Robertus monachus, Conradus Ebersbacensis und Guillelmus STheoderici; die als c. 22 verwendete urkunde Clemens IV ist keineswegs mit dem text verarbeitet, auch die 4 capitel der gründungsgeschichte machen den eindruck eines entwurfes. wer die art Johanns kennt, kann nicht darin eine vollendete arbeit sehen. aber die weitere vermutung liegt nahe, dass die im codex traditionum umgearbeitete gründungsgeschichte ebenfalls aus der feder des abts Johann stammt. der codex monacensis ist der

schlagendste beleg für diese vermutung, weil er uns deutlich erweist, dass Johann seine arbeiten einer stetigen umgestaltung unterzog. freilich sind die stellen, die Fournier p. 133 mitteilt, nicht genügend zur beweisführung. aber sie sind ebenfalls unzureichend für die demonstrationen des verfassers. die erste und dritte stelle beweist nichts, die zweite spricht aber gegen Fourniers annahme und eher für die oben ausgesprochene vermutung. denn, wie bereits Heller in der besprechung der Fournierschen schrift (Göttinger gel. anz. 1875 s. 184) nachgewiesen hat, wurde in der zweiten stelle ein satz des propheten Jeremias IX, 4, der in der Historia unvollständig ist, ergänzt, was ganz dem verfahren Johanns entspricht. die deduction Fourniers scheint hervorgerufen durch den umstand, dass sowol die Historia als der codex traditionum von anderer hand geschrieben sind, aber dieser umstand kann nicht genügen. dagegen ist seine annahme mehr als blofse vermutung, hat sie sich als ergebnis einer genauen textvergleichung herausgestellt, dann hätte Fournier ganz andere belege producieren müssen als die gegebenen, welche mindestens nichts beweisen.

Jedoch textvergleichung scheint nicht die stärkste seite des verfassers zu sein. das beweist die mitteilung aus dem Viktringer chartular: falsch ist zb. p. 132 die angabe dass die rede Urbans II auf dem concil zu Clermont getreu nach der Historia Hierosolymitana des Robertus monachus widergegeben sei; und doch ergibt die vergleichung mit der ausgabe des Robertus in Reubers SS rerum Germ. p. 312 ff, dass die rede in der Historia fundationis nur im excerpt mitgeteilt ist, der schluss derselben ganz fehlt und auch im übrigen kürzungen stattgefunden haben. ebenso hätte Fournier die gröbsten fehler seiner ausgabe vermeiden können, wenn er den text im chartular mit den nachgewiesenen quellen verglichen hätte. freilich bietet er nur einen einfachen abdruck, und wir müssen daher von allen anforderungen absehen, die wir auf einen kritischen text nach dem stande unserer heutigen ausgaben erheben dürfen. aber auch ein einfacher abdruck soll mindestens correct sein. auch ist die Historia fundationis nicht etwa in der urschrift erhalten, sondern von einem späteren copisten durch zahlreiche fehler entstellt. Fourniers absicht war es keineswegs die fehler eines dritten widerzugeben, wie seine emendationen erweisen, nur sind diese nicht vollständig; der text bleibt noch immer durch zahlreiche fehler entstellt. es sei mir verstattet die ärgsten anzugeben. p. 134 z. 17 *caruunt* ist nach Reuber (R) p. 312 in *corruunt,* p. 134 z. 19 das sinnlose *decencius* nach R in *deterius,* z. 24 *nostrorum* nach R in *vestrorum,* z. 29 *parit* in *pariter* zu emendieren. mit hilfe des Conradus Ebersbacensis in Tissiers (T) Bibliotheca patrum cist. I, 1—8 können verbessert werden: p. 135 z. 28 *et sui iuvaminis apostolica auctoritate robur* nach T

in *et sui iuvaminis apostolicaeque auctoritatis robur*, p. 136 z. 13. 14 *spinarumque tunc temporis opacitate accessui . . . insolitus* nach T in *spinarumque opacitate tunc temporis accessui . . . insolitus*, z. 15. 16 *religioni . . . . . tanto habiliorem, quanto secularibus despicabiliorem* nach T in *tanto religioni . . . . . habiliorem, quanto secularibus despicabiliorem*, p. 137 z. 7 *eum monachorum iussu predicti legati suscepit* nach T in *eum cura monachorum* usw., p. 138 z. 4 *fratri Roberti* nach T in *fratri Roberto*, z. 13 *obtulit* nach T in *detulit*, p. 139 z. 14 *apostolici priveligium* nach T in *apostolicum privilegium*, z. 22 *bonum prohibemus* nach T in *testimonium perhibemus*, z. 26 *nostra* nach T in *vestra*, p. 140 z. 4 das sinnlose *tutelam auram flagitant pietate* nach T in *tutelam a vestra flagitant pietate*, p. 141 z. 7 *alumde* des ms. wol in *aliunde*, p. 142 z. 7 *spiritalem* nach T in *spiritualem*, z. 12 ist nach T der name *Albericus* zu ergänzen. konnte Fournier an diesen stellen mit hilfe der von ihm angegebenen quellen die schlechte überlieferung corrigieren, so hätte eine durchsicht des abdruckes ihn selbst genötigt einige stellen zu emendieren: so gibt p. 143 z. 17 *viderit* keinen sinn; die bulle Clemens des IV wäre mit dem abdruck derselben zu vergleichen gewesen, da hätte Fournier aber dann richtig verbessert p. 145 z. 29 *quia* in *qui a*, 146 z. 4 *gradientis . . . . mutate* in *gradiendo . . . . unitate*, z. 14 *therebnitus* in *therebintus*, z. 18 *delicebat* in *delitebat*, z. 24 *precepit* in *percepit*, z. 28 *qua* in *quod*, z. 33 *apertuis* in *apertius*. ferner wäre p. 147 z. 28—30 '*gens*' *inquid 'Bragmanorum pura vita et simplici vivit, in illis rex capitur illecebris* zu verbessern in '*gens*' *inquid rex 'Bragmanorum pura vita et simplici vivit in nullis capitur illecebris*. ein vergleich des Boethius mit dem citate auf p. 148 z. 13—20 hätte die ganz verderbte stelle leicht widerherstellen lassen: z. 14 *falcilique* muss demnach in *facili que*, z. 15 *vorat* in *norat*, z. 16 *tyro* in *tyrio*, endlich z. 18—20 *odiis neque fusus acerbis cruor horrida tinxerat arva et subjungit ut nostros modo redirent in mores tempora prisca* in *odiis neque fusus acerbis cruor horrida tinxerat arva' et subjungit 'ut nostra modo redirent in mores tempora priscos'* verbessert werden. ebenso auffallend sind die fehler p. 149 z. 10 *zizaniarum* st. *zinaniorum*, z. 21 *erarracione* aus *enarracionem* des ms. und *primono* st. *primeus*, z. 25 *stilo non bene palito* st. *polito* (die letzten zwei verstöfse sind auch p. 132 n. 1 in einem citat verwendet), p. 151 z. 22 *et* st. *ad* usw. in gleich leichtsinniger weise ist die interpunction behandelt. es musten diese beilagen gerade darum nach ihrer zuverlässigkeit geprüft werden, als Fournier, wie deutlich aus der monographie hervorgeht, die ausgabe des werkes Johanns von Viktring zu unternehmen gedenkt. das interesse, das jedermann der endlichen lösung der schon längst gestellten aufgabe entgegenbringt, wich bei mir nach der prüfung dieser beilagen zu Fourniers arbeit

der besorgnis und dem bedenken, ob dieser ebenso wichtige als eigenartige autor, an dem der germanist schon der Reimchronik wegen nicht minder als der historiker anteil nimmt, in die rechten hände gelangt sei.

Wien, 10. 6. 75. KARL RIEGER.

Geschichte der niederfränkischen geschäftssprache von RICHARD HEINZEL. Paderborn, Schöningh, 1874. IV und 464 ss. 8°. — 8 m.

Heinzels buch ist schon von verschiedenen seiten einer mehr oder weniger eingehenden besprechung unterzogen worden [1]: je nach seinem standpunkte hat ein jeder recensent den wünschen, mit denen er an das buch herangetreten, ausdruck verliehen; und wenn Heinzel lust hat auf ihr verlangen einzugehen, so dürfen wir in nicht allzu ferner zeit höchst wertvolle arbeiten, die das vorliegende buch ergänzen und fortsetzen, erwarten. was nun das in dem werke beabsichtigte und geleistete betrifft, so ward dem inductiven teil desselben für die ungemeine sorgsamkeit und akribie in der quellenbenutzung, für den erstaunlichen fleifs in der sammlung des materials lob und ungeteilte anerkennung zu teil. 'zu fein, zu scharfsinnig' wurde dagegen wenigstens von éiner seite her der speculativen partie des werkes vernehmlich zugerufen. — es hiefse eulen nach Athen tragen, wollte ich nach Scherer noch einmal den versuch machen darzulegen, wie hier zum ersten male ein längst erkanntes und vorschwebendes ziel durch hingebenden fleifs und strengste philologische gewissenhaftigkeit in gröstem umfang erreicht worden ist. ebensowenig möchte ich hier in eine discussion der fragen über die lautverschiebung eintreten, zumal da herr professor dr Delbrück die meinungen soweit als geklärt ansieht, dass sich bald die neuen anschauungen in einem gesammtbild würden vereinigen lassen, das er uns dann hoffentlich nicht vorenthält.

Seite 46ff ist im anschlusse an den dem niederländischen sehr nahestehenden typus I der niederfränkischen geschäftssprache ein excurs über die westgermanischen vocale eingeschoben. hier sind, besonders im eingange, einige ansichten entwickelt und

[1] [anzeigen des werkes sind bisher folgende erschienen:
1874 Kölnische zeitung nr 36 vom 5 februar. — Revue critique nr 6. — Jenaer litteraturzeitung nr 20 artikel 286 (ESievers). — Litterarisches centralblatt nr 25 (WBraune).
1875 Zs. für die österreich. gymnasien s. 190ff (WScherer). — Germania 20, 85 ff (HPaul). ST.]

eingehender begründet worden, die die aus den forschungen des letzten jahrzehends erwachsenen anschauungen nicht unbedeutend modificieren. eine kurze darlegung und prüfung derselben will ich mir erlauben. altes *i* ist im ahd. in wurzeln der nomina und verba in der regel unverändert geblieben; als ausnahmen werden die von Schleicher in Kuhns zs. VII, 224 und XI, 52 beigebrachten beispiele, sowie noch einige von Müllenhoff und Wackernagel ans licht gezogene aufgeführt. verschiedene behandlung zeigt das alte *a;* abgesehen von gleicher erhaltung haben in einer reihe von wörtern gotisch und ahd. übereinstimmend *i* dafür, in anderen steht einem got. *i* gegenüber ahd. *e* und *i* *filleins : fell, fillîn, gibla : gebal, gibil.* unter festen bedingungen zeigen got. und ahd. in denselben wörtern *u* an stelle des alten *a,* fehlen dieselben, dh. steht oder stand bei wurzeln, die nicht auf doppelnasalis oder nasalis mehr muta auslauten, in folgender silbe *a,* so hat das ahd. *o,* wo das got. *u* bietet. ebenso erscheint statt wurzelhaften *u* im ahd. bei folgendem *a* regelmäfsig *o.* hieraus folgert nun Heinzel, dass altes *a* schon zur zeit der germanischen spracheinheit zum teil zu *i* erhöht worden war, in andern fällen, wo ahd. *e* und *i* dem got. *i* entsprechen, noch *e* blieb, dass aber die färbung des alten *a* nach der dunklen seite germanisch bis zum extrem *u* getrieben wurde und in den ahd. *o* eine durch nachfolgendes *a* bewürkte assimilation vorliege. die vokale der germanischen sprachgemeinschaft waren nach ihm also: altes *i,* neues *i,* altes *u,* neues *u,* neues *e,* aber nicht *o* oder nicht mehr, da die alten *a* natürlich über *o* zu *u* gekommen sein werden (s. 53). ferner schliefst er dass im hd. auch nach der scheidung von den Ostgermanen suffixale *a* in germanischer endsilbe noch vorhanden waren; dass demnach also die würkung des vokalischen auslautgesetzes nach der trennung der Ost- und Westgermanen erfolgt sei. auf den ersten augenblick hat der Heinzelsche schluss: 'weil alle got. *u,* wurzelhafte und aus *a* entstandene, im ahd. unter denselben bedingungen gleichmäfsig alteriert, alte und junge *i* des got. aber unter denselben bedingungen verschieden behandelt werden, so ist es gestattet für alle ahd. *o* ein germanisches *u* anzunehmen, nicht aber für die ahd. *e* und *i* ein german. *i*' viel bestechendes. durch eine nähere betrachtung glaube ich jedoch dartun zu können, dass der erste teil der folgerung unberechtigt ist.

Von vornherein muss ich auf zwei mängel der Heinzelschen untersuchung hinweisen. einmal setzt er statt ostgermanisch gotisch, statt westgermanisch ahd.; zwar werden besonderheiten der andern westgerman. sprachen erwähnt, aber der gang seiner untersuchung wird im wesentlichen nur durch die erscheinungen der beiden genannten sprachen bestimmt. er ist also der gefahr ausgesetzt dass er blofs untersucht, wie sich lautprocesse, deren

anstofs gemeinsam war, in zwei einzelsprachen entfalten; nichts bürgt uns aber dafür, dass die hieraus gezogenen schlüsse für die germ. grundsprache unbedingt gültig sind. sodann betrachtet er die ganze erscheinung aufser ihrem zusammenhang mit ähnlichen der verwanten westarischen sprachen. discussionen wie die, ob nicht germanisch **nimâ*, **nimisi*, **nimidi*, **namama*, **namada*, **namandi* anzusetzen sei, und ob etwa die Goten jene *a* in **namama* usw. bis zu *i* erhoben, welche die isolierten Westgermanen nur bis *e* gebracht hätten (s. 51), sind vollständig gegenstandslos, da von einer germanischen form **namama*, **atama* keine rede sein kann. ebenso verhält es sich mit der seite 50 angestellten erörterung, dass **namâ* (sumo) **namama* als einfachere vorstellungen fester im gedächtnis hafteten als **namisi* (sumis), **malitha* (mel), **madja* (medius), **qathus* (uterus), *fahu* (pecus). denn als das thematische *a* im praesensstamm *nama-* zu *e* oder *i* geworden, bestand das wurzelhafte ebenfalls nicht mehr, vergl. *lego, legis, legit* usw., *νέμω, νέμεις (*νεμεσι)* usw., altsl. *peką, pečeši, pečetĭ* usw. ferner *mel, medius, μέσσος, pecus*.

Was die brechung eines ursprünglichen *i* betrifft, so hat Heinzel 13 beispiele[1] im ganzen beigebracht. ich füge noch hinzu nach Bezzenberger, Über die a-reihe s. 65: *wesanên:* wurzel *vis* zerfliefsen, *snezzunga: snidan* (?), ferner nach eigenen beobachtungen *tëgel* catinus: altn. *digul*, wurzel *dig*, *lëccôn:* got. *bilaigôn*, *senwa:* ags. *sinu*, *sinewa*, altn. *sin* Gr. II, 189, 554, *Semnones:* wurzel *si* wie *senawa*, Müllenhoff, zs. VII, 383, *wehsal:* wurzel *vik*, *lëne* neben *line* (Lexer I, 1880): *hlina*, wurzel *hli-* in got. *hlai-na-*, *hlai-va-*, ags. *hlîda-*, *pismëz : pismiz* (Graff VI, 837), zu *smîzan*, *urrësti* resurrectio bei Tatian: *rîsan, reis, vëme:* got. *fijan*, wurzel *pi* Müllenhoff in Kuhns zs. VII, 377, *klëp* promontorium: ags., alts., altn. *klif*, wurzel im altn. *klîfan* scandere. vergl. JSchmidt, Voc. 59[2], *plëch, blëh* bractea, lamina (Graff III, 243),

[1] s. 51 wird *vikô : wecha* wol nur aus versehen mit *gistra : gestar*, *friks : freh* auf dieselbe stufe gestellt. ebenso liegt in ahd. *hol* kein gebrochenes wurzelhaftes *u* vor, wie s. 52 angenommen ist, sondern wurzel ist *hal*, ags., alts., ahd. *helan*, *hal*. auch das got. adj. '*huls a*-st.' ist unbelegt. falsch ist fernerhin ein got. *vaíht a*-st., ahd. *wiht a*-st. anzusetzen. got. acc. plur. *vaíhtins*, gen. sing. *þizos vaihtais*, dat. *vaíhtai*, nom. *vaíhts* lassen keinen zweifel darüber aufkommen, dass das wort mit suffix *ti* von der wurzel *vag* gebildet dem altsl. *veštĭ* gleich steht. wem es vergnügen macht im german. eine neutrale *i*-deklination nachzuweisen, der kann in got. acc. sing. *ni vaiht*, ahd. nom. acc. plur. *ellu krumbu wihti*, *armu wihti* (Graff I, 730) ohne verletzung eines lautgesetzes reste derselben erkennen.

[2] ferner scheint hieher zu gehören ags. *meord*, *mêd* f. merces, praemium, alts. *mêda* f. (Monac.), *mieda* (Cott.) lohn, bezahlung, vergeltung, altfr. *mêde* f. (westfr.), *mîde* (ostfries.), *meide* (Brokmer und Hunsing): 1. lohn, geschenk, bestechung, 2. miete, pachtgeld; langob. *mêta* promissio vel compositio, in morgengab et in mèta, ahd. *mêta* f., *meata, miata, mieta* merces,

blechjan fulgere, *blĕchazan* micare neben *blîchan*, *bleichên* usw. gehören nicht hieher, da durch nasalierung vermittelter übertritt der vokalreihen stattfand: wurzel *bhrag*, *φλέγω*, *fulgor*; *blank*: *blink* : *blîk*. nach den tief einschneidenden untersuchungen JSchmidts über den indogerm. vokalismus bedarf die ganze frage einer neuen behandlung. noch anders würde sich das verhältnis gestalten, wenn die übrigen germ. sprachen auf die frage hin einmal in ihrem ganzen umfang untersucht würden: vergl. altfr. *resne* f.: *risne* der fluss, wurzel *ris*, *urrĕsti* oben, ferner participia wie *drĕven*, *snĕthan*, *snĕthen* : *drîfa*, *snîtha*, alts. *gepĕgen* Gr. I[4] 889 zu *pîhan*; md. und mnl. ist der ablaut *drĕven*, *ghedrĕven* usw. fast regel. nachdem der tatbestand so festgestellt, müssen wir Heinzels behauptung dahin beschränken, dass die tonerniedrigung eines alten *i* durch nachfolgendes suffixales *a* sich nicht zum sprachgesetz erhob, sondern fakultativer lautwandel blieb, die tonerhöhung des alten *u* jedoch gesetz wurde. beiden erscheinungen gemeinsam ist das zurückweichen von den vokalischen extremen zum centrum. wenn nun, wie Heinzel in der folge selbst sehr schön ausführt, tonerhöhung die hauptsächlich treibende kraft der entwicklung des westgerm. vokalismus ist, nimmt es da wunder, wenn altes *i* der assimilierenden kraft des *a*, die es nach dem centrum ziehen, also im ton erniedrigen will, sich widersetzt, altes *u* jedoch in folge der einwürkung zweier sich gegenseitig verstärkender kräfte constant zu *o* wird?[1]

Hiemit fällt aber nun zugleich die annahme, dass die färbung des alten *a* nach der dunkeln seite germanisch bis zu *u* getrieben worden. in der tat, es spricht auch alles dagegen. wenn dem got. *fula* ein altn. *foli*, ags. *fola*, altfr. *folla*, ahd. *folo*

praemium, munus, lucrum. das wort heifst got. *mizdô*; die westgerm. grundform war *merda*, woraus regulär ags. *meord*, oder mit ausfall des tönenden *s*? *r*? *mêda*, *mêta* wurde, das dann auf demselben weg sein *ê* wandelte wie *hêt* usw. da nun diesem worte altb. *mizhda* n. lohn (Justi s. 233), *μισθός* 1. belohnung, 2. lohn, sold, altsl. *mizda* f. lohn, entspricht, so muss das *i* wol für ursprünglich gelten. dies wird auch durch die etymologie bestätigt, die soweit ich sehe noch nicht gegeben ist. Justi aao. sagt: das wort ist aus einer mit *mis* (skr. *mas*, *másyati* oder *mish*, *méshati*) und *dhâ* componierten wurzel gebildet. aber die beiden angenommenen wurzeln sind nur im Dhâtup. belegt, erstere mit bedeutung messen, letztere besprengen, befeuchten. sie sind demnach aus dem spiel zu lassen. vielmehr steckt in dem ersten teil die wurzel *mid*, 1. fett werden, 2. bildlich: fett werden durch etwas, dh. reichlich belohnt werden, vgl. *çánsas mêdâtâm vêdâtâ vasô* das lied, der spruch werde herlich belohnt mit reichtum, o gütiger. Rigveda x, 93, 11.

[1] über die entstehung eines *o* aus wurzelhaftem *u* im altsloven. siehe Schleicher, Kirchensl. formenl. s. 57, im umbrischen s. Aufrecht und Kirchhoff Umbr. sprachd. s. 62, Corssen, Voc. I, 251, im kyprischen dialekte MSchmidt in Kuhns zs. IX, 366, Curtius, Grundz. s. 500, im lateinischen Froehde in Kuhns zs. XVIII, 258 ff. zu einer unmittelbaren entstehung des lautes vergleiche altn. *sonr* ua.

gegenüber steht, so werden wir ebenso erhaltung des *o* in letzteren sprachen annehmen müssen wie zb. in ags., alts., ahd. *nesan* bewahrung des germ. *e* gegenüber got. *i*. sollen wir etwa in altnord. *gull* den lautwandel **golth*, germ. *gulth*, altn. *goll* (so in den ältesten handschriften und im reim: *hollan : golli, fingrgoll: trollum* Cleasby s. v.), *gull* voraussetzen?

Auch einer andern ansicht Heinzels kann ich mich nicht anschliefsen. für got. *raihts* setzt er voraus german. *reht*, got. *riht, raíht*, ebenso *veht, viht, vaíht*, desgleichen *borans, burans, baúrans*. die germanischen und auch noch ostgerm. formen waren *reht* (vergl. altn. *réttr, vêttr), borans.* Heinzel gibt nun zu, dass in got. *jaíns* und *vaila* germanisches *e* erhalten ist ohne ersichtlichen grund: was hindert uns, dasselbe für *raíht, baurans* usw. anzunehmen? es kommt hinzu, dass, falls wir dies abweisen, wir uns zu der annahme gezwungen sehen, dass got. *h* und *r* über nacht plötzlich ihre aussprache so veränderten, dass sie die *i* und *u*, die sie eben erst ruhig aus *e* und *o* sich entwickeln liefsen, wider zurückdrängten. der einfache hergang wird wol der sein: als die germ. *e, o* im got. zum extrem gedrängt wurden, leisteten *h* und *r* dem widerstand, ebenso wie in andern germ. sprachen ein suffixales *a;* got. *ai* und *aú*, insofern sie altem *a* entsprechen, sind demnach nicht blofs scheinbar übereinstimmend mit westgerm. *e* und *o*. wie nun weiterhin westgermanisch suffixales *a* nicht allein die kraft hat, von bestimmten consonantverbindungen abgesehen, alte *e* und *o* zu conservieren, sondern auch ursprüngliche *i* und *u* sich zu nähern, so wird ebenso im got. das vor *r* und *h* erhaltene *e* und *o* *(air, aih, aúr, aúh)* auf ursprüngliche *ir, ur, ih, uh* seine einwürkung nicht verfehlt haben. wir haben also die schönste parallele zwischen der got. und ahd. erscheinung. auf der einen seite bewahrung eines *e, o* durch consonantische einflüsse, auf der andern durch vokalische, auf jener alterierung eines ursprünglichen *i, u* durch nachfolgenden consonanten, auf dieser durch einen in nächster silbe stehenden vokal.

Untersuchen wir noch die färbung des *a* nach der hellen seite. der germanische sprachschatz soll enthalten haben altes *a*, neues *e*, neues *i*. letzteres wird angenommen in den wörtern, die ahd. in übereinstimmung mit dem got. blofs *i* zeigen: *rinnan, vindan, stimna, sigu, filu* usw. wenn wir aber bei Tacitus *Segestes* (gebildet wie *vetustus, honestus), Segimerus, Segimundus* finden, so ist doch zweifelhaft, ob german. schon *sigis* galt und nicht vielmehr *seges*. Heinzel freilich statuiert s. 78 in *Segestes* einen übergang von *i* zu *e*, postuliert also **saghas, *seges, *sigis, seges*. eine spur vorletzter stufe will er in *Segi-mundus* usw. erblicken. der für seine auffassung daselbst angeführte grund reicht nicht hin, um mich bestimmen zu können, soweit vom boden der tatsachen abzugehen. und wenn, wie s. 49 angeführt

wird, neben *stimna* noch *stemna*, neben *fihu* noch *feho* im ahd. sprachschatz erscheint, so stimme ich Heinzel gerne bei, dass die formen verschiedenen germanischen stämmen angehören, welche der got. erhöhung nicht in gleichem mafse folgten, und dass die einen noch bei *skepa-*, *fehu-* standen, während jene mit den Goten schon bei *skipa-*, *fihu* angelangt waren. daraus folgt aber doch auch, dass als german. formen immerhin *skepa-*, *fehu-* anzusetzen sind und got. *skip*, *stibna* und ahd. *scif*, *stimna* im sonderleben hieraus entstanden. ferner soll zb. das praes. indic. der wurzel *gab* germanisch flektiert haben: **gibâ*, **gibisi*, **gibidi*, **gebama*, **gebada*, **gebandi*; dem soll eine epoche vorausgegangen sein, in der die erste sing. noch **gebâ* lautete. wenn nun ags. *helpe*, *hilpst*, *hilpd*, fries. *kiase*, *kiosest*, *kioseth* flektiert werde, beruhe dies auf einwürkung der pluralformen wie der nhd. gebrauch. es wäre demnach wol entartung. im gegenteil, wir haben in jenen formen würkliche bewahrung und es gibt als germ. unbedingt **gebâ*. denn wie mag von einer einwürkung der pluralformen gesprochen werden, wenn man **hilpâ*, **hilpisi*, **hilpidi*, **helpama*, **helpada*, **helpandi* flectierte? eine solche könnte nur auf falscher analogie beruhen. falsche analogie kann nun doch blofs statuiert werden, wo verschiedene formen, in einem oder mehreren punkten zwar übereinstimmend, in andern aber abweichend, diesen unterschied durch die einwürkung jener schwinden lassen. in den von Heinzel postulierten germanischen grundformen herschte aber vollkommenste übereinstimmung. ganz anders verhält es sich mit dem nhd.; hier haben wir würklich falsche analogie. wie man ich falle, du fällst, er fällt, wir fallen usw. flektiert, so sagt man nun auch ich nehme, du nimmst, er nimmt, wir nehmen usw. es liegt im ahd. alts. *gibu*, *nimu* einfach übertragung des *i* aus der 2 und 3 p. sing. vor, es wurde zwischen sing. und plur. symmetrie hergestellt. denselben vorgang zeigt ja auch das altn., wenn es *kýs*, *kýs*, *kýs*, *kiosum* usw. oder *el*, *elr*, *elr*, *ölum* flektiert. es erklärt sich ein *kýs*, *el* in erster sing. doch nur aus übertragung. fasst man mit mir das *i* in *gibu*, *nimu* einfach auch als solche, so ist der Heinzelsche einwurf, eine weiterentwicklung wie germ. **gebâ*, ahd. *gibu* sei ohne allen vorgang und darum unwahrscheinlich, überflüssig; aber seine dabei ausgesprochene behauptung, dass dies der einzige fall wäre, der zwänge im ahd. fortdauer jener von *a* zu *i* drängenden neigung anzunehmen, ist entschieden unrichtig. ein solches fortrücken liegt für mich sicher vor in den oben berührten *seges*, *segi* : *sigu*, *sigi*, *fehu* : *fihu*, *stemna* : *stimna*; ein solches fortwürken muss doch auch Heinzel zugeben in *erda* : *irdisk*, *irdîn*, *scerno* : *scirno*, *swegar* : *swigar* usw. der einwand: 'warum dann in dem ganz analogen fall der instrumentalis nicht von *wek wigu*, *wigo* gemacht worden wäre' ist hinfällig selbst für den fall, dass wir annehmen müsten *gebu*, *gibu* sei orga-

nische entwickelung, was wir aber nicht tun; denn einerseits ist es ja das entstandene *u* nicht, was die weitere färbung des *e* veranlasst, sondern der verschwundene *a*-laut verhindert sie nicht mehr. aber zu verlangen, dass rein lautliche vorgänge, deren treibende kraft uns noch nicht ganz klar, in voller konsequenz auftreten müsten, dazu berechtigt uns nichts in den sprachen. andererseits ist aber wol im auge zu behalten, dass *gibu* verbalform, *wigu* casusform und dazu eine auf dem aussterbeetat stehende ist. dass die verbalformen eines tempus verschiedenen wurzelvokal haben können, ja gewöhnlich haben, ist bekannt und lag im altgerm. sprachgefühl, dass aber verschiedene casusformen desselben stammes einen solchen wechsel zeigen, ist für jene zeit ohne vorgang. ein organischer wandel des wurzelvokals innerhalb des tempus wäre daher wol begreiflich, aber ein solcher innerhalb der flexion desselben nominalstammes ist von dem viel spätern umlaute abgesehen unmöglich. das beispiel *wëc* ist aufserdem unglücklich gewählt, da ein instrumental hievon meines wissens weder ahd. noch alts. belegt ist.

Es bleiben jetzt noch die fälle zu betrachten, die ahd. constantes *i* bieten; es sind hauptsächlich *a*-stämme, in denen doppelnasal oder nasal plus muta als wurzelauslaut erscheint, oder *i*-stämme mit beliebigem wurzelauslaut. was letztere betrifft, so zeigt altn. *vêttr,* got. *vaihts* deutlich, dass als germanische grundform noch *vehti-* gilt. gleiches dürfen wir wol auch für andere *i*-stämme voraussetzen. schwieriger ist die entscheidung im ersteren falle bei dem wurzelauslaut doppelnasal oder nasal plus muta. altnord. *brënna, rënna, drëkka* gegenüber *drigkan, drinkan, brinnan, rinnan* der übrigen germ. sprachen erfordert für die germanische grundform wurzelvokal *e;* ebenso erklärt sich altn. *sökkva* neben *sigqan, sinkan* nur aus der grundform *senkva.* s. Wimmer, Altn. gramm. § 13 und vergl. *rökr : riqiz.* eine endgültige entscheidung über alle einzelnen einschlägigen fälle lässt sich schwer treffen. betrachte ich jedoch den ganzen entwicklungsprocess, so glaube ich die von Heinzel versuchte regel schwerlich anders fassen zu können, als dass zur zeit der germanischen sprachgemeinschaft die vokale: altes *i,* altes *a,* neues *e,* neues *o,* altes *u* vorhanden waren. damit ist keineswegs ausgeschlossen, dass das eine oder andere *e, o* nicht schon dialektisch innerhalb jener spracheinheit, die sicher keine spracheinförmigkeit war, zu *i* und *u* geworden war. hierin treffe ich vollständig zusammen mit Scherer in der zs. f. östr. gymn. 1873, s. 273 ff und den resultaten der später zu besprechenden abhandlung Bezzenbergers über die *a*-reihe der got. sprache.

Ich komme nun zu dem zweiten punkte, in dem ich Heinzel widersprechen muss, der annahme dass das vokalische auslautgesetz nicht in germanische einheit falle, sondern innerhalb der ost- und westgermanischen einheit sich vollzogen

habe.[1] Heinzels behauptung resultiert wol aus der erwägung, wenn altes *i* und *u* von einem suffixalen *a* sollte alteriert werden, so muste es noch vorhanden sein, und, wenn es die kraft hatte den färbungsprocess aufzuhalten, ebenfalls.

In betracht können bei dieser frage nur die nominalstämme kommen. hier dünkt mich Heinzels auffassung zu äufserlich. wegfallen konnte das *a* und *i* doch nur im nominativ und accusat. singularis, sonst war es durch die flexivischen elemente geschützt. die flexion eines nomens aber wurde zu sehr als ein ganzes gefühlt, als dass diese beiden casus hätten eine ausnahmestellung begründen oder gar dem machtverhältnis der übrigen die wagschale halten können.[2] für die Heinzelsche behauptung spricht daher nichts mehr, dagegen aber stehen erwägungen mancherlei art. es genügt nicht, die erhaltung des flexivischen *a* der westgerman. einheit noch zuzusprechen, wir müssen sie consequent auch den einzelnen westgerm. sprachen. die strickte durchführung des lautgesetzes liegt doch bei einer solchen annahme aufserhalb des kreises der möglichkeit. sodann widerstrebt die einfache annahme Heinzels, dass dies leicht denkbar sei, weil sie ja den accent, die bewürkende ursache, gemeinsam erworben hatten, meinen anschauungen vom sprachleben und seinen erscheinungen. letztere treten ebenso unbewust auf wie die bedingungen die sie hervorrufen. bei Heinzel kann man sich der auffassung nicht erwehren, als ob die Germanen, nachdem sie durch den gemeinsamen erwerb des accentes die brücke, die sie mit Slavoletten und weiterhin Westariern verband, abgebrochen, nun bewust allmählich diesen erwerb ausgebeutet hätten, indem sie gemeinsam die lautverschiebung vollzogen — oder soll diese

[1] damit hier die discussion nicht in einen streit um worte verlaufe, gilt es den begriff 'germanische einheit' festzustellen. nennt Heinzel nur die periode bis zum eintritt des consonantischen auslautgesetzes, durch welches die erste nachweisliche kluft zwischen germanischen stämmen hervorgerufen wurde, germanische einheit und rechnet von hier an Ostgermanen und Westgermanen, so stimme ich seiner behauptung unbedingt bei. dies tut er jedoch nicht, denn s. 53 gilt ihm die erwerbung des logischen accentes als ein gemeinsamer vorgang der germanischen einheit. nimmt man das wort in diesem sinne, wie ich es bisher immer getan, dann muss ich das vokalische auslautgesetz ihr auch unbedingt zusprechen.

[2] ein wichtiges argument für seine behauptung hat sich Heinzel ganz entgehen lassen. in den von Sophus Bugge Tidskr. f. phil. og paedog. VII, 211—252; 312—363 behandelten ältesten runeninschriften ist scheinbar noch überall der themavokal erhalten, so zb. *Hlewagastir, Holtingar, Hrabanar, hailinar was* usw. siehe Kuhns zs. XVIII, 156. hier hätten wir noch die thematischen vokale aus einer zeit, die nach dem wandel des *s* in *r* liegt, also nach ostgerm. einheit. allein Gislason hat in den Årböger f. nord. oldkyndighed og hist. 1869 s. 35 ff in seiner kritik den beweis geliefert, dass wir es nur scheinbar mit themat. vokalen zu tun haben, in wahrheit immer epenthetische und paragogische hilfsvokale vorliegen. s. Kuhns zs. XIX, 208 ff, Rieger, zs. f. d. phil. VI, 335 anmerk.

auch später als die trennung fallen? ebenso möglich wie die annahme Heinzels —, dann erst nach ihrer trennung sehr spät sich der vokale entledigten. für mich sind jene drei vorgänge: veränderter accent, lautverschiebung, vokalisches auslautgesetz, die den german. sprachen für immer den stempel der einheit aufdrückten, unzerreifsbar. sobald die vorbedingungen durch den veränderten accent gegeben waren, ja mit dem erwerb dieser vorbedingungen vollzogen sich jene beiden andern erscheinungen unaufhaltsam.

Nach der eben besprochenen, wenn ich es so nennen darf, voruntersuchung wendet sich Heinzel nun zur eigentlichen darstellung des westgermanischen vokalismus. es wäre anmafsend von mir, wollte ich einfach sagen, dass ich hier vollständig mit ihm übereinstimme, da ich viel, ja sehr viel neues gelernt habe. es sind mit tiefer versenkung in die sache die treibenden kräfte erforscht, deren resultat jenes seltsame phaenomen ist, dass während *ai, au* im ahd. in gewissen fällen zu *ê, ô* monophthongiert werden, gleichzeitig alte *ê, ô* sich diphthongieren, ohne dass eine verwirrung einreifst. es wird gezeigt, dass, während Oberdeutsche und östliche Franken auf diese weise dem gesteigerten accente gerecht werden, andere deutsche stämme, Salfranken, Niederfranken, Langobarden, Burgunder, Goten, in ihrer spätern lautentwicklung andere mittel und wege fanden. es wird durch eine fülle von tatsachen dargetan, wie alle diese stämme, die unter dem namen gotisch-fränkische gruppe zusammengefasst werden, eine reihe lautlicher eigentümlichkeiten gemeinsam haben, sich durch sie von den oberdeutschen stämmen einerseits, den sächsischen, friesischen, skandinavischen sprachen andererseits unterscheiden. keineswegs folgt jedoch aus dieser übereinstimmung im vokalismus eine stammesgemeinschaft, wodurch das band, das die Ostgermanen, oder das die Westgermanen umschlingt, etwa zerrissen würde. es sind alles erscheinungen, die ihre hinreichende erklärung empfangen durch die geographische lage der einzelnen stämme gegen und neben einander. in anbetracht der verschiedenen beurteilungen, die das werk schon anderweitig erfahren, versage ich es mir auf seinen weiteren inhalt näher einzugehen. ich scheide von dem verfasser mit dem herzlichsten danke. jede zeile seines buches regt an, fordert gespannte aufmerksamkeit und volle hingabe an die sache. das buch will nicht gelesen, sondern studiert werden.

Strafsburg, 19 juni 1875. H. Zimmer.



Über die a-reihe der gotischen sprache. eine grammatische studie von dr Adalbert Bezzenberger, docenten an der universität Göttingen. Göttingen, Peppmüller, 1874. 71 ss. 8°. — 2 m.

Als ich vorliegendes buch gleich nach seinem erscheinen zum ersten male durchlas, konnte ich eine zeit lang einer verwunderung darüber mich nicht entschlagen. ich fand hier mit grofsem fleifs tatsachen zusammen getragen, um eine ansicht zu beweisen, die meines erachtens schon geraume zeit gemeingut aller derjenigen war die unseren grammat. studien des letzten jahrzehends ihre aufmerksamkeit geschenkt; ich fand eine theorie bekämpft, die uns jungen Strafsburger germanisten nur mehr als eine antiquität wie Jacobis theorie des ablauts und anderes bekannt geworden war. in der zs. für östr. gymnasien 1873 s. 273 ff hatte Scherer bei gelegenheit der recension von Hahn-Jeitteles Ahd. grammatik kurz und bündig noch einmal die sache dargelegt auch für solche, deren privileg es zu sein scheint, ein jahrzehend hinter der fortschreitenden wissenschaft zurück zu bleiben. in Amelungs Tempusstämmen war die auch für ihn längst bewiesene erscheinung sogar benutzt worden, um neue theorien über den verbalbau darauf zum teil zu gründen. Wimmer in seiner Altn. grammat. (1870) § 9 nimmt als bewiesen an, dass *a* sich in *e* und *o* spaltete, welche laute dann zu *i* und *u* werden konnten. in den grammat. arbeiten in Pauls und Braunes Beiträgen trifft man dieselbe auffassung. kurzum, ich konnte nicht absehen, was eine untersuchung bezweckte, die nur eine allgemein anerkannte tatsache aufs neue constatierte. meine verwunderung aber verschwand als in der zs. f. d. phil. vi, 233 eine recension der Bezzenbergerschen studie erschien, worin herr EBernhardt zu dem resultat kommt, dass sein bisheriger glaube — er meint die Grimm-Holzmannsche brechungstheorie — einigermafsen erschüttert sei, ohne dass er von der richtigkeit der neuen ansicht ganz überzeugt wäre. auch in dem schönen referate Riegers Zum runenalphabet zs. f. d. phil. vi, 330 ff fand ich auf s. 335 die bemerkung, er wisse nicht, warum Wimmer für den diphthongen ags. *eó*, got. *iu* die urform *eu* aufstelle und die anmerkung dazu: 'ebenso unverständlich ist mir, wie der verfasser — Wimmer — s. 182 zu der behauptung gelangt, altn. *ulfr* setze ein älteres *wolfar* voraus und die schreibung *wulafr* auf dem stein von Istaby bezeichne augenscheinlich eine jüngere sprachstufe als *wolafr* auf dem von Stenhoft.' diesen tatsachen gegenüber muste ich mir gestehen, dass meine verwunderung über das erscheinen vorliegender studie nicht gerechtfertigt war.

Wir sind Bezzenberger zu vollem danke verpflichtet, dass er sich der doppelten arbeit unterzog, die aus den forschungen der letzten jahre hervorgegangene ansicht nach allen seiten und

mit allen mitteln wissenschaftlich zu begründen, die unzulänglichkeit der alten eingewurzelten dagegen nachzuweisen. doch habe ich noch nicht gesagt, um was es sich handelt. altem *a* entspricht in einer reihe von fällen gotisches *i* und *u*, in denen die übrigen germanischen sprachen mehr oder weniger übereinstimmend *e* und *o* bieten. ist nun dieser lautstand der ältere oder jener, ist got. *i* und *u* direkt aus *a* entstanden und sind die *e* und *o* der germ. sprachen daraus durch ein nachfolgendes *a* hervorgerufen worden, kurz wollen wir den germanischen stamm schon in Asien von den übrigen indogermanischen völkern losreifsen und, um mich eines Benfeyschen ausdrucks zu bedienen, auf einer isoliermuschel nach Germanien verschlagen werden lassen, oder wollen wir auch in dieser frage die forderung erfüllen dass wir das sein aus dem werden erklären? unabhängig von einander haben sich Müllenhoff und Curtius für die priorität der *e* und *o* der übrigen germanischen sprachen ausgesprochen. Scherer führte zGDS die theorie praktisch in die untersuchungen ein und bezeichnete sie einfach mit dem ausdrucke Müllenhoffs regel. Bezzenbergers studie versucht es dieser regel eine umfassende begründung zu geben, indem er uns das vorlegt, was wol jeder von denen, die von der richtigkeit dieser ansicht überzeugt waren, in gröfserem oder geringerem mafse für sich ausgeführt hatte. eine darlegung des ganges der untersuchung wird man mir erlassen; ich darf auf meine obigen bemerkungen über den eingang von Heinzels excurs über die westgerman. vokale verweisen, welche in allem wesentlichen mit der von Bezzenberger vertretenen meinung übereinstimmen. ich will nur noch einige einzelheiten hervorheben:

S. 7—12 liefert einen recht dankenswerten beitrag gotischer namen aus westgotischen concilienacten von 633—693. wie weit solche namen zu sprachlichen untersuchungen zu benutzen sind, hat Henning in den Quellen und forsch. III, 97 ff mit rücksicht auf Bezzenberger besprochen. geantwortet wurde von letzterem hierauf in den Götting. gel. anz. 1875 s. 666. — s. 19 anmerkung 1 wird noch die auffassung vorgetragen, dass die got. brechungen *ai* und *aú* aus got. *i* und *u* entstanden seien, was durch den umstand bewiesen werden soll, dass sie sich an stellen fänden, wo ein *e* und *o* nie gestanden habe. über das unwahrscheinliche dieser auffassung und eine andere einfachere erklärung siehe oben s. 101. zu der anmerkung auf s. 21 ist auch Koch in der zs. f. d. phil. v, 37 ff zu vergleichen. — s. 32 '*stigqan*, gr. *τε-ταγ-ών*, lat. *tango* (skr. *tdjat)* (in den andern deutschen dialekten nicht nachzuweisen).' doch; *sigqan* : *sökkva* : ags. *sincan* = *stigqan* : *stökkva*: ags. *stincan*, ahd. *stinchan* usw. got. *stigqan* heifst stofsen, altn. *stökkva* a) 1. to leap, spring. 2. of things to spring, rebound. 3. to take to flight. b) to be sprinkled. s. Cleasby s. v. es würde zu weit führen, die bedeutungen der west-

germanischen sprachen zu entwickeln; ich verweise auf Grein, Got. verbum s. 34, Tobler in der zs. für völkerpsych. I, 365. ferner ist doch ahd. *stechan, stah* = got. *stigqan;* ahd. *stohhan:* got. *stugqans* = got. *brukans:* germ. * *brunkans.* JSchmidt, Vocal. I, 50. — s. 34 anmerk. 2 kann hinzugefügt werden Spiegel, Altpers. keilinschr. s. 139, 157, Aufrecht und Kirchhoff, Umbr. sprachdenkm. 2, 273, 277, 438; Mommsen, Unterital. dialekte s. 251 sub *αυϝυσκλι-*, Schleicher, Comp. § 58, Scherer, zGDS s. 30, MSD s. 519, Heinzel, Niederfr. geschäftsspr. s. 130. Gr. I[4], 71, 189 anm. — s. 37 heifst es: 'die got. reduplicationssilbe enthält *ai* d. i. kurzes gebrochenes *i,* welches auch in diesem falle für *e* steht, vergl. ags. *leolc, leort, reort* und die ältesten ahd. formen: *reat, bleas, leaz, feal, weal, healt* (entstellt *heialt), feanc, keanc, heaz, zeas, scead* usw., die sich mit leichtigkeit zu *rerât* usw. ergänzen.' freilich sehr leicht, mit einer feder voll tinte zu *kekanc, hehaz, fefank, hehalt* usw. falls ich diesen satz richtig verstehe, muss ich doch zweifeln, ob Bezzenberger die von ihm in der anmerkung citierte abhandlung von Sievers, sowie die dort namhaft gemachte untersuchung Scherers würklich gelesen hat. ein eingehn auf Bezzenbergers ansicht wird, da sie längst widerlegt ist und er selbst keine neue stütze beibringt, gern erlassen werden. — ebendaselbst wird ahd. *tëta* gegen Schleicher, Comp. 730 als imperfectum gefasst gleich gr. *(ἐ)τίθην:* wie uns die anmerkung belehrt, aus dem grunde, weil die perfecta der auf langen vokal auslautenden verben im deutschen sonst ganz anders gebildet werden (vergl. got. *saisô, vaivô)* und durch diese erklärung sich der vorteil einer einheitlichen erklärung für *tëta* und * *tëtôs* ergibt. diese argumentation ist mir nicht recht verständlich. ahd. *tëta* ist doch got. *saisô* gegenüber so regelmäfsig wie etwas von der welt. wäre Bezzenbergers annahme richtig, so müste die betreffende person *tëto*[u] lauten. worin die einheitliche erklärung des * *tëtôs,* wol aus alts. *dëdôs* geschlossen, bestehn soll, ist mir ebensowenig klar; aus einem * *ádhadhâs* entsprechend gr. *ἐτίθης* muste wol *dëdo*[u] werden, wie aus instrumental und ablat. *dagá, dagát* auch *dago*[u] entstand. vergl. Scherer zGDS s. 200 ff und Braunes untersuchungen über die flexionsvokale in den Beiträgen II, s. 125 ff. — s. 45 wird got. *undaúrni-*, ahd. *untarn* usw. als 'ganz unklar' bezeichnet. so ganz schlimm steht es doch nicht. s. Müllenhoff im glossar zum Quickborn s. 386. — s. 47. got. *spaúrds,* consonantischer stamm, ist wol gleich vedisch *spṛdh* f., nomen act. zu wurzel *spardh,* kampf, wettkampf. vergl. *spardhá* wettlauf, streit um den vorrang. — s. 50. wie got. *fana: πηνός* usw., so ahd. *hlamôn: clâmâre,* germ. *naman:* skr. *nâman,* germ. *sunus:* lit. *sūnùs,* skr. *sûnu* usw. — s. 53. 'in *brôthrs, daúhtr* ua. ist das alte *a* nach ausweis des as. gen. *fader, brôdher* (dat. *dohter),* ahd. *fateres,* an. *födhur, brôdur* usw. erst auf gotischem sprachboden

eingebüfst.' hiezu ist zu bemerken: 1. ebenso wenig wie alts. *akkar*, gen. plur. *akkaro*, ahd. *achar*, acc. plur. *achara*, ags. *æcer*, altfr. *ekker* lehren kann, dass got. *akrs*, altn. *akr*, gr. *ἀγρός*, skr. *ajrá* aus *akars, akarr, ἀγαρός, ajará* entstanden, beweist *fader* usw. etwas. 2. altn. gen. dat. *födur, brôdur* usw.: germ. *brôþrs, brôþr* = neuisländ. *eldur* : altn. *eldr* usw. 3. kann aus einem got. *brôþars, daúhtar* usw. für **brôtharas, daúhtari* nach keinem lautgesetz mehr *brôþrs, daúhtr* werden, sondern 4. wir haben in *brôþrs, daúhtr*, wie schon Bopp, Vergl. gr. II, § 132, 4 erkannte, wertvolle reste, die uns lehren, dass die einteilung der casus in starke und schwache auch noch in germ. periode bestand. *brôthrs* ist = *πατρός, patris*, altb. *brâthrô* und *dauhtar* ist formell locat. aus *daúhtri* = gr. *θυγατρί* usw. zu ahd. *fateres*, das dem zuge der zeit folgend einfach in die *a*-deklinat. übergetreten, s. zGDS 441 ff. — s. 54 wird in got. *hêr*, altn., ags. *hêr*, alts. *hêr, hiera*, ahd. *hêra, hiar ê* als färbung eines alten *â* betrachtet. dies ist falsch. als germ. grundform ist **hedra*, **hedr* anzusetzen, das einem skr. *kátra* entspräche. hieraus entstand innerhalb der einzelsprachen *hêr*. ein altn. *hêr*, ahd. *hiar, hêr* gegenüber altem *â* ist unerhört. zGDS s. 430 anm. etwas anders ist ahd. *dâr*, alts. *þâr* usw., was einem got. **þatr* und skr. *tátra* entspricht. hier war das alte *a* erhalten, germ. grundformen waren also *thedra-, þadra-*. so ist auch *hvâr* gleich **kátra, sâr* einem **satra*, westgerm. *sân* ein **satná*, vergl. *nû-tná, pra-tna* usw. Bopp, Skr. gr. § 584, 44, 46. Ebel in Kuhns zs. V, 237. Scherer, zGDS s. 464 ff. — s. 55. die bemerkung: 'da der übergang eines hochtonigen *ê* zu *â* beispiellos ist, so werden wir *ê* überall für den jüngeren laut zu erklären haben', sowie die ganze ausführung daselbst hätte Bezzenberger gewis unterdrückt, wenn er sich an das erinnert hätte, was Jacobi, Beiträge s. 110 ff, Wackernagel bei Binding s. 354, Grimm, Gr. I³, 56 ff, Müllenhoff, zs. VII, 258 ff, Scherer, zGDS s. 126 ff, Heinzel, Niederfr. geschäftsspr. s. 65 ff geschrieben haben. — s. 59. '*ô* ist die steigerung des *ê (â)* in den reduplicierten praeteritis: *têka-taitôk, grêta-gaigrôt, lêta-lailôt, rêda-rairôth*.' mit einer solchen anschauung wird der gewöhnliche begriff von steigerung vernichtet, er bedeutet dann blofs den vokal des perfects gegenüber dem des praesens. das charakteristische der verba praeterita ist ja eben dass sie weder steigerung noch schwächung des praesensvokales zulassen und hierauf beruht wol zum grösten teil die bewahrung der reduplication. schon aus andern gründen sind wir geneigt, die färbung des alten *â* chronologisch später als den abwurf der reduplication anzusetzen. es wird demnach *rêdan* ursprünglich *râda-rerâd* geheifsen haben — wie skr. *râdhati-rarâdha* —. ebenso wenig wie das *ai* in *haíhait* gegenüber *haita* steigerung genannt werden kann, ebenso wenig ist es *â* in *rerâd* : *râda*, denn die

färbung des *â* ist etwas secundäres. Bezzenberger hat seine s. 50 anm. 1 gegebene definition ganz vergessen. — s. 59, z. 12 v. u.: 'ebenso ist es (scil. *ô)* die steigerung des *â : sá-ia-saisô, vâia-vaivô, lâia- lailô.'* hier ist steigerung = färbung, es gilt das eben bemerkte. — s. 59 unten. was *áinôhô* neben *áinôhun* soll, ist mir unklar. — s. 60, 12 v. unten: 'schwund des *ô* findet sich im nom. plur. *namna, vatna.'* von einem schwund des *ô* kann doch nur die rede sein, wenn man lediglich das got. paradigma *augôna* zum ausgangspunkt nimmt. die deklination des plur. der neutr. *an*-stämme war europäisch wol nom. *nâmana,* gen. *nâmnâm,* dat. *nâmnabhyas (bhis),* acc. *nâmana.* (das lange *â* in den starken casus der ostarischen sprachen ist eine ziemlich junge erscheinung und beruht auf würkung des *n,* vergl. Benfey, Vollst. skr. gr. § 754, III, JSchmidt, Voc. I, s. 39). das verständnis für starke und schwache casus schwand mehr und mehr in den westarischen sprachen: latein und altsl. übertragen die themagestalt der starken casus (nom. acc.) auf die schwachen: *(nominum, nominibus, imenŭ, imenemŭ),* das gotische und altnordische bildeten umgekehrt mit stammerweiterung nom. und acc. plur. *namna* nach den schwachen. da durch diese stammerweiterung ostgerm. *namn-a, namn-ê, namn-am, namn-a* sich ganz wie etwa *vord-a, vord-ê, vord-am, vord-a* verhielt, so gieng das altn. weiter und abstrahierte einen stamm *namna-, vatna-,* woher nom. sing. *nafn, vatn.* das *ô* = *ā* in *augôna* usw. ist speciell germ. entwicklung wie im griech. zb. die masc. *an*-stämme entweder immer *ω* zeigen wie *αἴθων-, χλύδων-* usw., oder immer *ο* wie *τεκτον- ἀηδον-* usw. s. Bopp, Vergl. gr. III, § 924 ff, Scherer, zGDS 431 ff. — s. 63, 13 ff verdiente Schleichers name genannt zu werden, der zuerst auf diese verschiedenheit der behandlung des got. *i* hinwies. ich habe s. 99 noch weitere beispiele gegeben; 4 fälle aus dem altn. finden sich in vorliegender studie s. 27.

Eine stileigentümlichkeit Bezzenbergers glaube ich hervorheben zu müssen. häufig begegnen wir einem apodiktischen 'nicht nachweisbar', 'unklar', 'beispiellos'. in vielen fällen sind, wie meine bemerkungen zu s. 32, 37, 45, 55 zeigen, diese ausdrücke nur in relativem sinne zu verstehn. zum schluss kann ich eine bemerkung nicht unterdrücken: es scheint immer mehr aus der mode zu kommen, Bopp und Grimms grammat. arbeiten zu benutzen und zu citieren. mögen die paradigmen des letzteren auch manches veraltete enthalten, trotzdem bleibt Scherers wort wahr: 'das unsterbliche werk birgt in dem, was es ausspricht und in dem, worauf es hindeutet, manchen noch ungehobenen schatz.' so würde ein hinweis auf Gr. I⁴, 189 anm. einen teil der anm. auf s. 34 überflüssig gemacht haben; zu s. 56, 11 v. u. konnte Gr. I, 36 ff und anm. **, zu s. 59, 9 v. u. Gr. I, 40 citiert werden und so noch öfters.

Strafsburg, juli 1875. H. Zimmer.

Forschungen im gebiete der indogermanischen nominalen stammbildung von dr Hermann Osthoff. erster teil. Jena, Costenoble, 1875. 212 ss. — 7, 50 m.

'Klar sind wir im indogermanischen am meisten in betreff der wortbildung; in der lautlehre sind zwar zahlreiche gesetze bis jetzt ermittelt, doch bleibt hier noch sehr viel zu tun übrig. noch weniger aufs reine gebracht ist die lehre von der stammbildung, schon aus dem grunde, weil hier die eigentlich etymologische frage, die frage nach der wurzel, mit eingreift' sagt Schleicher an einem bekannten orte. je anerkannter diese tatsache ist, um so willkommener muss uns jede arbeit sein, die etwas zur lösung dieser rätsel beizutragen sucht; und das erstrebt vorliegendes buch in vollem maſse. dasselbe zerfällt in zwei specialuntersuchungen; die erste abhandlung bespricht die mit dem suffixe *-clo-, -culo-, -cro-* gebildeten nomina instrumenti des lateinischen, die zweite handelt über *-ra-, -la-* als instrumentales suffix der indogermanischen sprachen. der verf. wählt das lateinische zu seinem bestimmten ausgangspunkt und hält sich in der ersten partie des vorliegenden werkes auch meistens innerhalb dieses indogermanischen sprachzweigs. Benfey hatte zuerst die vermutung hingeworfen, dass die lat. neutralen nomina auf *-crum, -culum, -clum* von den vereinzelt vorkommenden auf *-trum, -tulum* nicht verschieden seien und daher nur auf einer metamorphose des in den indogermanischen sprachen verbreiteten suffixes *-tra-* beruhten. Ebel und Ascoli suchten an den vom verfasser angeführten orten diese behauptung wissenschaftlich zu begründen. gegen die identificierung der genannten suffixe erhob sich Corssens stimme an verschiedenen stellen seiner Aussprache und vocalismus. in einer antwort hierauf unternahmen Ascoli in Kuhns zs., in einer besonderen schrift Flechia die Corssenschen gegengründe zu entkräften. als nun durch Burda in den Beiträgen z. vergl. sprachf. VI nachgewiesen war, dass jene wandlung des indogerm. *-tra-* sich auch im litauischen vollzogen habe, sah Bugge dies als neuen beweis für die Benfeysche vermutung an, brachte aber zugleich auch belege für den sonstigen wandel von *t* in *k* vor *l* und *r* bei. in der ersten abhandlung vorliegenden werkes ist der gegenstand wider aufgenommen und durch systematische darlegung des tatbestandes, durch erörterung einer reihe von einzelfragen, durch schärfere fassung der gewonnenen resultate wird das ergebnis, dass in jenen lateinischen suffixen nur eine lautliche umwandlung des grundsprachlichen suffixes *-tra-* vorliege, über allen zweifel erhoben. den lesern der zs. möchte ich aus dieser partie nur einige etymologien vorführen, mit denen der verfasser gelegentlich in das gebiet der german. sprachen übergreift.

S. 66 wird latein. *al-acer* zu got. *al-jan*, ahd. *ellan* gestellt. ebendaselbst ist der altlat. heroennamen *Fal-ac-er* behandelt. der erste teil gehört mit gr. *φαλός, φαλιός* licht, glänzend, weifs, zu skr. *bhâla* glanz, stirn, wurzel *bhal* glänzen. jenem indogerm. *bhala-*, gr. *φαλός* entspricht altn. *Bil*, das mädchen, das mit dem knaben Hiuki von Mâni weggenommen ward. Odinn heifst *Bil-eygr*, was Grimm mit 'mitibus oculis' gibt. es ist also der milde lichtglanz, der aus des gottes augen strahlt, darin ausgedrückt. von dem stamme *bhalya-*, der in griech. *φαλιός* liegt, ist weitergebildet *Billingr*, ahd. *Billung*. ist doch Billings mey *sôlhvîta* (Hâvamâl 96). zu derselben wurzel gehört auch der name des lichtgottes *Bal-dr*, die italischen *Falerci*, *Falisci*, *Falernus*, gr. *Φαλίας*, *Φάλακρον* usw.

S. 70 ff. zu lat. *verna* der im hause seines herren von einer sklavin geborene sklave, haussklave, *vernaculus* zu den sklaven gehörig, welche wörter nach analogie von *vapor* aus **cvapor*, *vermis* aus **cvermis* usw. aus *cverna-* gedeutet werden, stellt sich lautlich und begrifflich altn. *hornûngr* ein von einer sklavin dem herrn geborener sohn, filius adulterinus überhaupt. eine ansprechende vermutung über *hornung* für den februar ist s. 72 anm. vorgetragen.

S. 75 will der verfasser in got. *ibuks* rückwärts, zurück gegenüber alts. *abuh*, ahd. *abuh* abgewant, böse, verkehrt eine gelegentliche ausnahme von dem lautverschiebungsgesetze zulassen. dies ist irrig. wie die ursprüngliche wurzel *pak* in altb. *paç* in folge eines nasals, im lat. als *pag-* in *pango, pe-pig-i, pag-ina* neben *pac-is, pac-iscor*, im griech. als *πηγ* erscheint, so hatte das germanische vor der verschiebung ein *apąk* und *apąg*; ersterem entspricht *abuh*, letzterem *ibuks*.

Mit seite 157 beginnt die zweite abhandlung über *-ra-*, *-la-* als instrumentales suffix der indogerman. sprachen. es zeigt sich immer deutlicher, dass für die entstehungszeit der primären stammbildung jeder gedanke an bestimmte unterscheidung der kategorien, wie sie in den einzelsprachen vorliegt, fernzuhalten ist. gleichwol unternimmt es der verfasser dem suffix *-ra-* für die indogermanische grundsprache eine ganz bestimmte bedeutung zuzusprechen. in den s. 160 aufgestellten kriterien stimme ich ihm vollkommen bei und halte durch das auf s. 160 ff vorgeführte material, sowie durch die sich anschliefsenden erörterungen den beweis für erbracht, dass in einer anzahl von wörtern der indog. grundsprache das suffix *-ra-* nomina instrumenti bildend auftritt.

Eine unterabteilung der zweiten untersuchung handelt von s. 190 ff ab über die suffixform *-s-la-* als modification von *-la-*. dies ist der punkt, auf den es mir hauptsächlich ankommt; hier weicht mein credo in einigen fällen nicht unwesentlich von dem des herrn verfassers ab. eine anzahl von lat. nominibus mit

instrumentaler bedeutung wie *āla, māla, pālus* usw. haben neben sich die deminutiva *axilla, maxilla, paxillus* usw. hieraus zieht Osthoff mit vollem rechte gegen Curtius den schluss, dass auch den primären bildungen jener laut, sei es nun *x, s* oder *ns*, zuzusprechen sei, dass als grundformen also **ax-la*, **vex-lum* zu gelten hätten. eine erklärung nun sucht er sich aus den nordeuropäischen sprachen zu holen. sie und besonders die germanischen schieben nicht blofs vor suffix *-la-* ein *s* ein zb. *svarti-z-la-, threih-s-la-, harmi-s-la-, vih-s-la-*, sondern auch vor anderen suffixen wie zb. vor *-tra-* in got. *huli-s-tr*, altn. *hul-s-tr*. ein solches suffix *-sla-*, das JSchmidt, Beitr. VII fürs lit. und altslov. soll nachgewiesen haben, erkennt der verfasser in den besagten lateinischen wörtern. indem er sich zur analyse derselben wendet, kommt er zu dem resultat, dass das suffix im latein. an bestimmte wurzelauslautende consonanz, gewöhnlich gutturaler art gebunden sei, während es auf nordeuropäischem sprachgebiet als freies suffix *-sla-* auftrete und aus jeder art von verbalstämmen nomina substantiva bilde. aber gerade von diesem unterschiede ausgehend erstrebt er eine erklärung der lat. fälle. bei mehreren der zu grunde liegenden wurzeln lässt sich wurzeldeterminativ *s* nachweisen. trat an sie jenes suffix *-la-* an, so konnte leicht wurzeldeterminativ und suffix, also *s-la-* als suffix aufgefasst werden und zunächst an wurzeln mit guttural- und nasalauslaut sich anschliefsen, 'die sonst gewöhnlich determination zeigen. dies soll der stand im lateinischen und im ältesten zweige des germanischen sprachstamms, im gotischen, sein mit ausnahme von *svart-i-zl*. 'nach und nach fiel auch die letzte schranke und *-sla-* emancipierte sich als ganz selbständiges suffix und schuf zahlreiche nominalstämme in den nordeuropäischen sprachen.' s. 208. doch gibt der verf. s. 209 zu, dass *s* in den nordeuropäischen sprachen in manchen fällen auch einen andern ursprung haben könne. dass es diesen nicht nur haben kann, sondern fast durchgängig hat und dass von einem einschub des *-s-* keine rede sein darf, glaube ich auf grund eingehender studien und vorarbeiten zu einer stammbildungslehre der germanischen sprachen zeigen zu können.

Mit der erklärung der lat. wörter scheint mir für sie würklich das richtige getroffen zu sein. was die weiterbildung der wurzeln mit *s* betrifft, so möchte ich den verfasser noch auf Weber in den Beitr. VII, 486 ff hinweisen, wo von eigentlichen desiderativen abgesehen nicht weniger als 28 solcher wurzeln aufgeführt werden, ferner auf Spiegel, Altb. gramm. § 188, Justi, Handb. der zendspr. § 113 k. l. aus den germ. sprachen fallen möglicher weise hieher alts. *ahsla*, ahd. *ahsala*, ags. *eaxl*, ahd. *dehsala*. zuerst der hinweis, dass *svartizla-* nicht das einzige got. beispiel ist, das die ursprünglichen schranken überschritten hat. denn wenn *harmi-s-la-* eine urdeutsche form, wie s. 191 zu-

gegeben wird, so ist es wol auch gotisch; ferner muss auch *huli-str* ua. in betracht kommen. sodann trifft den verfasser doch in gewisser beziehung der vorwurf, den er Corssen s. 62 macht. in *svarti-z-la-, huli-s-tra-* gilt es aufser dem *s* doch auch das *i* zu erklären. suchen wir einmal die wörter anders zu teilen: *svartiz-la-, vihs-la-* (altn. *víxl,* ahd. *wëhsal), hulis-tra-;* für ersteres wort, das nur einmal vorkommt 2 Cor. 3, 3 hat codex A *svartis,* das nichts anderes als ein weiter gebildeter *-as-*stamm sein kann wie *sigis* usw.; dieselben sind bekanntlich im german. nirgends mehr rein erhalten. *svartiz-a-* und *svartiz-la-* bieten also 2 verschiedene arten der weiterbildung. die schönste parallele hiezu finden wir im skr. *tamas-á* (n.) finsternis, *támas-ra* (n.) dunkel: *támas* finsternis, dunkel = got. *svartiz-a-, svartiz-la-* schwärze: **svartis* schwärze. dieser vorauszusetzende *as*-stamm, grundform *svardas-,* ist aber nicht allein im german. erhalten, sondern auch im latein. so sicher als lat. *sordidus* zu got. *svarts* gehört (JSchmidt in Kuhns zs. XIX, 270), so ist got. **svartiz* gleich lat. *sordēs* schmutz, das sich zu grundform *svardas* verhält wie *sedēs: sádas, ἕδος; nubēs : νέφος* usw. nehmen wir *hulis-tr* decke, hülle, und teilen ebenso. die europäische grundform von **hulis* hülle, decke war aller analogie nach *kalas*-decke, hülle und hiezu verhält sich lat. *color* der anstrich, das äufsere, die farbe, wie *fulgor* zu gr. *φλέγος,* skr. *bhargas,* ved. *bhrâjas; tepor : tapas* usw. zu der bedeutungsentwicklung des latein. vergleiche noch skr. *varṇa* 1. überwurf, decke 2. farbe von wurzel *var,* und zur germanischen weiterbildung griech. *ἄκεσ-τρον* heilmittel von *τὸ ἄκος* heilmittel. *(ἀκεσ-τορία, ἀκέσ-τωρ, ἄκεσ-τρα, ἀκέσ-τρια).* ebenso ist *vihs-la-* (altn. *víxl,* ahd. *wëhsal)* weitergebildet von einem *as*-stamm *vihis-,* der dem latein. *vices-* entspricht; vergl. *vicis-sim* aus *vicis-tim.* ferner haben wir nicht alts. *knô-sl,* ahd. *knuo-sal* zu trennen, sondern *knôs-l.* germ. *knôs-:* ved. *jnâs* naher blutsverwanter, *ájnâs* nicht verwant = germ. *knôdi-* (got. *knôds) : jnâti.* dass got. *hardus,* alts. *herd,* ahd. *harti, herti* dem griech. *καρτύς, κρατύς* gleich sei, wird von niemand bezweifelt; ebenso sicher ist aber auch ein germ. *hardis-* mit dem homer. *τὸ κάρτος* kraft, stärke identisch, alts. *herdislí, herdislo* dh. *herdis-ljâ-* stärke, widerstandskraft ist einfache weiterbildung. zu got. *threihsla-* gehört nicht nhd. *drangsal,* was ein junges wort (s. Lexer s. v.), sondern ahd. *drâhsil, drâhslî.* die germanische grundform ist *thranhas-la-,* woraus ersteres durch *thranh-, thrinh-, thrîh-,* letzteres wie *fanhan: fâhan-* entstanden (vergl. über diese lautliche frage JSchmidt, Voc. I, 43 ff); dieses germ. *thranhas-* ist das lateinische *torques* drehung, windung. zu *threihs-* aus *threihas* vergl. got. *ahs* die ähre gleich lat. *acus.* demnach werden wir ahd. *wegislo* dh. *wegisljâ-,* afflictio *wegis-ljâ-* trennen und ersteren teil griech. *τὸ ὄχος,* skr. *vâhas* gleich setzen. ahd. *hruomisal* ostentatio wird aus einem

stamme *hruomis-* weitergebildet sein, der dem latein. *clāmōs* entspricht; *hruomjan* verhält sich dazu wie *clāmāre* zu *clāmōs*. wie skr. *tamis-ra* (n.) dunkel mit suffix *-ra-* aus *tamas* finsternis gebildet, so ist mit suffix *-tra-* ahd. *dinstar* dunkel (statt *dimstar*) und mit vokalisierung des nasals ags. *þeóster* n. finsternis; weiterhin alts. *þiustri*, ags. *þýstre*, altfr. *thiustere* dunkel, finster, ahd. *dinstrî* dunkelheit. von einem 'eingeschobenen *s*, wie so oft im deutschen' Fick I[3], 90 kann keine rede sein. wie aus den *as*-stämmen im lat. denominat. verba auf *erāre* als *generāre, operāre, onerāre* usw. entspringen, so im got. solche auf *izôn* wie *hatizôn* usw., ahd. *erôn, isôn*. ahd. *hazên, hazjan*, got. *hatjan* denom. von *haz*, got. *hat*: ahd. *harmên, harmjan*, denominat. von *harm* = got. *hatizôn* denom. von *hatis*: ahd. *harmisôn* denomin. von **harmis*. aus letzterem ist altn. *hermse* f., ahd. *harmisal* n. gebildet. latein. *oper-âri* : *opus* = ahd. *uoberôn* exercere: **uobis*. hievon, gleich skr. *âpas* n., kommt ahd. *uobisal* n. cultus, exercitium. niemand trägt mehr bedenken got. *hails*, ahd. *heili* mit altslov. *cělŭ* dem griech. *κᾱλος* (aus *καλλος*, *καλjος*), skr. *kalya* gleich zu setzen: sollen wir etwa demnach bedenken tragen neben dem griech. *τὸ κάλλος* ein germ. *heilis-* zu vermuten? es liegt vor in ags. *hâlor* salus, liegt zu grunde ahd. *heilis-ôn*, ags. *hâlsian*, altn. *heils-a* obsecrare, salutare, expiare, ahd. *heilsa* f. ags. *hâls* f. altn. *heilsa* f. gesundheit, glück. mit der bildung dieser wörter vergleiche lit. *tamsà* finsternis zu skr. *támas*. von einem suffix *-sunga-, -sari-* neben *-unga-, -ari-* (*heilisunga : heilunga, heilisari : heilari*) zu sprechen, wird wol schwerlich jemand in den sinn kommen. — in allen bis jetzt besprochenen bildungen kann von einem primären suffix *-la-* nomina instrumenti bildend keine rede sein. keineswegs bin ich jedoch der ansicht, dass jedes *s* vor *-ra, -la, -tra, -na, -ka* usw. aus *as*-stämmen zu erklären sei[1]; noch eine reihe anderer motive haben mitgewürkt. es würde mich hier zu weit führen, die ganze frage zu behandeln, nur auf eine ergiebige quelle für die falsche analogie wollte ich hinweisen.

Diese meine differierende ansicht über das *s* vor suffixen in den germanischen sprachen soll jedoch den dank an den herrn verfasser nicht vermindern. das buch als ganzes ist eine sehr sorgfältige und besonnene arbeit.

[1] suum cuique. wie ich nachträglich sehe, ist schon von Scherer, zGDS s. 338 der gedanke ausgesprochen, dass das *s* in bildungssilben auf *as*-themen zurückgehn dürfte.

Strafsburg, 3 juli 1875. H. Zimmer.

Die neuesten publicationen der Early English text society.

Anfang 1874 lief das erste jahrzehnt des bestehens der Early English text society ab. mit grofser befriedigung durfte da Furnivall, dessen energie und selbstloser hingabe die gesellschaft ihr gedeihen ebenso, wie ihr entstehen, verdankt, auf die in dieser zeit geleistete arbeit zurückweisen: 16000 seiten waren gedruckt worden. es kam und kommt der gesellschaft hauptsächlich darauf an zuverlässige texte herauszugeben: es werden aber auch regelmäfsig noten und glossare zur sprachlichen und sachlichen erklärung und einleitungen zur litterarhistorischen würdigung der betreffenden denkmäler beigegeben, bei werken aus der zeit vor dem 13 jh. auch übersetzungen. als die besten arbeiten trage ich kein bedenken Henry Sweets Gregor De cura pastorali in Älfreds übersetzung und Walter WSkeats Piers the plowman (vorläufig in drei bänden) zu bezeichnen. diesen reihen sich aber eine grofse anzahl trefflicher leistungen an. durch die menge des gedruckten materials, durch die zuverlässigkeit in der widergabe der handschriften, die verhältnismäfsige billigkeit der mitgliedschaft (eine guinea für jede der beiden serien jährlich) hat diese gesellschaft sich jetzt schon ein gröfseres verdienst um den fortschritt der englischen philologie erworben, als irgend eine ihrer vorgängerinnen.

Aber bei aller anerkennung kann ich doch nicht umhin auf einige schattenseiten hinzuweisen. die herausgeber sind mit sehr wenigen ausnahmen dilettanten. von philologischer methode, von der art, wie ein text, namentlich wenn er in mehreren handschriften vorliegt, zu behandeln ist, worauf es bei der widergabe der handschriften ankommt und worauf nicht, wie ein glossar einzurichten ist udgl. haben viele höchst unklare begriffe. auch besitzen keineswegs alle gründliche kenntnisse der älteren perioden ihrer muttersprache: es steckt manchen immer das neuenglische im kopfe, sodass, was davon abweicht, sie leicht in verlegenheit bringen kann. diesem übelstande wird nur dann abgeholfen werden, wenn die beiden universitäten Oxford und Cambridge jungen leuten, die lust und liebe zum studium ihrer muttersprache haben, die möglichkeit bieten werden, sich demselben vorzugsweise zu widmen. dazu gehörte aufser einer änderung des prüfungswesens vor allem die anstellung von geeigneten professoren: hoffen wir, dass in nicht allzulanger zeit Skeat und Sweet, jeder an seiner alma mater, lehrstühle einnehmen und recht zahlreiche schüler bilden mögen.

Ein anderer übelstand ist weit leichter zu beseitigen. manche bessere kraft der gesellschaft nämlich, die ihre sache ganz gut zu machen im stande ist, nimmt sich nicht immer die dazu nötige zeit. es hat mitunter den anschein, als ob die von irgend einem

copisten gemachte abschrift des manuscriptes sofort in die druckerei wanderte und der herausgeber das ganze geschäft des herausgebens während der correctur erledigte, sodass dann ganz grobe versehen fast unvermeidlich sind.

Nach diesen allgemeinen bemerkungen wende ich mich zu den seit anfang 1874 veröffentlichten werken. die publicationen zerfallen in die Original series und in die Extra series. in der ersteren sind für 1874 erschienen:

56. The Destruction of Troy: an Alliterative Romance translated from Guido de Colonna's 'Historia Troiana'. Now first edited from the Unique MS .... by the Late Rev. Geo. A. Panton and David Donaldson, Esq. part. II.
57. Cursor Mundi. A Northumbrian Poem of the XIVth Century. Edited by the Rev. Richard Morris, LL. D. part. I.
58. The Blickling Homilies of the Tenth Century. Edited by the Rev. R. Morris, LL. D. part. I.

Für 1875 (bisher):

59. Fortsetzung zu 57 (part. II).
60. Meditations on the Supper of our Lord, and the Hours of the Passion, by Cardinal John Bonaventura. Drawn into English Verse by Robert Manning of Brunne (about 1315—1330). Edited by J. Meadows Cowper, F. R. H. S.

Der erste teil des durch nr 56 nun vollendeten werkes erschien im jahre 1869 als nr 39 und enthielt den text bis v. 8884. der zweite teil gibt den text zu ende (bis v. 14044), anmerkungen, ein glossar und eine einleitung. am schlusse der letzteren steht das der handschrift entlehnte alte inhaltsverzeichnis. nach diesem nun sollte das letzte (36) buch handeln *of the dethe of Vlixes by his son; whiche endis in the story with the nome of the knight, that causet it to be made, and the nome of hym, that translatid it out of latyn into englysshe* usw. aber leider ist grade dort, wo wir den namen des dichters und seines auftraggebers lesen sollten, eine lücke (hinter v. 13989). die herausgeber indessen glauben trotzdem wenigstens den namen des dichters ermittelt zu haben: es sei nämlich der von Wyntown erwähnte dichter Huchowne of the Awle Ryale. Panton trägt weiterhin, indem er Chalmers folgt, kein bedenken Huchowne mit dem von Dunbar genannten schir Hew of Eglintoun für ein und dieselbe person zu halten. die versuchte begründung dieser ganz vagen einfälle zeigt so recht den mangel an methode. diesem Huchowne hatte Madden schon 1839 aufser anderen stücken Morte Arthure in der Thornton hs. zugeschrieben, ebenfalls aus unzureichenden gründen. es ist aber nicht zu läugnen, dass Morte Arthure und Destruction of Troy eine solche ähnlichkeit in ihrer darstellung zeigen, dass sie möglicherweise demselben

dichter angehören: es könnten von diesem dichter auch noch andere werke herrühren. wenigstens hat Morris (Alliterative poems s. IX) nicht ohne manches für sich zu haben dem verfasser von Destruction of Troy auch die Alliterative poems und den Green knight zugeschrieben. eine eingehende untersuchung hätte zu zeigen, ob und wieweit wir hier würklich producte eines und desselben dichters oder vielleicht nur derselben gegend (des westlichen mittellandes) und schule vor uns haben. die anmerkungen und das glossar zu dem vorliegenden werke zeigen den dilettantismus der herausgeber nicht minder, als die einleitung. ich begnüge mich mit der anführung einiger proben ohne besondere auswahl. s. 463 wird zu v. 35 *maister* = frz. *métier, ministerium* mit *maister* = frz. *maître, magister* für identisch gehalten. — s. 465 zu v. 80 steht bei gelegenheit von *thedur* = ne. *thither* die bemerkung: 'the use of *d* for *th* is frequent in this work, as in *fader, moder, ledur, leddrit*,' worin also naiv von dem ne. ausgegangen wird, was denn die vermischung ganz verschiedener *d* zur folge hat. — s. 489 ist in v. 1863 *be sir, who soeuer þou be* das frz. *beau, bel* nicht erkannt (vgl. v. 13474 *beayell* und Mätzner Wb. 193), sondern *ben* = *being* für *be* vermutet. — s. 490 wird zu v. 1902 bemerkt, dass *bir* wol nicht zu '*béran*' (so!) gehöre sondern zu altn. *byre* (so!) oder zu altn. *fioer* (so!). — s. 492 wird *wyll* (verirrt) von ae. *wild* anstatt von altn. *villr* und s. 493 *graithe* von ae. *geraedian* (so!) anstatt von altn. *greida* abgeleitet. — im glossar soll *naite* altn. *nióta* sein (statt *neyta*), *stoure* altn. *styrr* (statt afrz. *estor*), *torne* das passive participium von dem (schwachen!) *tirn*; *thewe* wird erklärt 'a sinew, pl. resolution, pluck', obgleich bekanntlich erst in Shakespeares zeit, wahrscheinlich erst von Shakespeare selbst *thew* = sinew gebraucht worden ist und an der angeführten stelle 4016 (es heifst von Polyxena, dass sie *wantid no thewes*) diese bedeutung durchaus nicht passt.

Der Cursor mundi (nr 57. 59) ist auch mit der zweiten lieferung noch nicht abgeschlossen, obgleich diese bis s. 720 reicht: es kommt dies daher, dass vier hss. vollständig neben einander abgedruckt sind. ich kann mich nicht überzeugen, dass dieses nur in den seltensten fällen anzuwendende verfahren hier nötig war: die abweichungen der einzelnen hss. sind nicht so grofs, dass sie nicht hätten als varianten unter dem text angegeben werden können. was sich für die grammatik aus den abweichungen ergibt, hätte der herausgeber uns in der einleitung mitteilen sollen ohne die texte vollständig vorzulegen. eine eigentliche ausgabe des denkmales wäre also immer noch zu machen und selbst zu einer solchen bietet die publication nicht einmal das gesammte material, da noch andere handschriften, die nur gelegentlich zur ausfüllung von lücken in einer der gedruckten herbeigezogen werden, vorhanden sind. ich werde wol noch bei beendigung des werkes gelegenheit haben darauf

zurückzukommen: für heute bemerke ich nur, dass der titel ähnlich, wie beim Renner, v. 267 f erklärt wird:

Cursur o werld man aght it call,
For almast it ouerrennes all,

während den inhalt des gedichtes die erzählungen des alten und neuen testamentes bilden.

Nr 58 gibt einen teil des textes mit einer gegenüberstehenden neuenglischen übersetzung. dass die einzige (leider nicht lückenlose) handschrift der predigten würklich, wie Morris auf dem titel angibt, aus dem jahre 971 stamme, ist, meine ich, nicht ganz sicher. denn die nachricht, die wir s. 119 lesen, dass seit Christi geburt 'nigon hund wintra ond LXXI on þŷs geâre' vergangen seien, kann beim abschreiben ohne veränderung aus der vorlage herübergenommen sein. dass wir nicht die originalhandschrift erhalten haben, zeigen die vielfachen fehler und die oft sinnlose interpunction. Morris hat die letztere durchaus beibehalten (nur hat er noch commata aufser den punkten und strichpunkten der hs. gebraucht), was sich einmal durch ein misverständnis des textes gerächt hat. was zunächst den text anbelangt, so bin ich in einzelnen fällen, wo dieser kleine fehler zeigt, nicht immer sicher, ob wir es mit einem druck- oder schreibfehler zu tun haben. die folgenden werden wol aber meist druckfehler sein: 11, 12 v. u. *þreatas* statt *þreáta;* 17, 2 *me* statt *hié;* 27, 7 *gaþ* statt *gæþ;* 31, 5 v. u. *gecynd* statt *gecynde;* 35, 4 *fasten* statt *fästen;* 87, 20 *awearþ* statt *dwearp;* 107, 1 *-ness eearon* statt *-nesse edron;* 127, 1 *wearþ* statt *wearp;* 133, 11 v. u. *hic* statt *hié;* 137, 5 *anrode* statt *ânræde;* 141, 2 *hie hie* statt eines einzigen *hié.* — an den folgenden stellen scheint mir Morris die richtigkeit der überlieferung unnötigerweise bezweifelt zu haben: s. 47, 13 heifst es *him* (dem teufel beim anblick des kreuzzeichens) *bið mâra brôga, þonne ænigum men sŷ, þeáh hî mon sleâ mid sweorde wið þäs heáfdes.* Morris vermutet *him* für *hî.* ich denke, *him* soll der dativus sing. sein: 'wenn man ihm auch aufs haupt schlägt.' gegen den dativ wäre wol nichts einzuwenden, aber gegen den accusativ sicher erst recht nichts: vgl. Andreas 1302 *sleâð synnigne ofer seolfes mûð.* dass aber der plural *hî* auf den singular *ænigum men* folgt, ist um nichts auffälliger, als wenn es zb. bei miss Austen (Emma ch. XVIII) heifst: it is unfair to judge of *anybody's* conduct without an intimate knowledge of *their* situation. — 57, 14 heifst es: *se lîchoma on þisse worlde þingum gewîted, swâ þonne seó sdul mid gâstlîcum þingum on êcnesse leofað.* Morris vermutet, für das erste *on* sei *of* zu schreiben, und übersetzt: as the body will depart from the things of the world usw. aber beim tode verlässt doch nicht der körper die dinge dieser welt, sondern die seele tut das: der körper stirbt und nur das kann *gewîteð* hier bedeuten. dem *gewîted* steht im folgenden *on êcnesse leofað* gegenüber, wie dem

on þisse worlde þingum das *mid gâstlîcum þingum:* 'der leib vergeht unter den dingen dieser welt, während die seele mit geistigen dingen in ewigkeit lebt.' — 139, 15 wird Maria vom engel angeredet: *ne beó þû geunrêted:* unbegreiflicher weise bemerkt Morris dazu: 'read *geunroted*'; das verbum lautet *geunrêtan,* ebenso mit umlaut, wie *rêtan, ârêtan.* Morris scheint es mit *rôtsian, geunrôtsian* vermischt zu haben. — an den folgenden stellen dagegen scheint mir die überlieferung verderbt, obwol Morris nichts bemerkt: so muss es s. 9, 16 heifsen *se häfde mägen ofer ealle gesceafta, þe hê tôweardne sägde ond bodode.* die hs. *towearde;* vgl. aber 81, 6 von unten *þâ hâlgan . . . hine tôweardne sägdon* und 87, 11 *witgan þê tôweardne sägdon.* während Morris hier den fehler unangerührt liefs, hat er dagegen mit recht s. 71, 8 v. u. *þâ hine tôweardne sædon* vermutet für das überlieferte *tôweard.* — 11, 11 *forþon þe heó engla þreátas eádige bodedon: heó* ist nominativ und ist hier ebenso, wie in den zwei fällen, die Grein Wb. II 26 anführt, unbedingt mit *hié* zu vertauschen. unmittelbar vorher steht *forþon þe heó is ûs tô herianne ond tô eádgienne:* daraus erklärt sich das versehen des schreibers. — 11, 10 v. u. ist zu lesen *þâ heofonlican englas sceldad ond healdad ealle hâlige sâwla, on þæm se gesibsuma cyning eardad.* die hs. *þære.* — 13, 1 *äfter þære bysne þære hâlgon godes cyningan* ist überliefert. *cyningan* müste von *cyninge* kommen und dieses 'königin' bedeuten. Maria kann aber nicht 'gottes königin' genannt werden. ist vielleicht *cynnestran* zu schreiben? *cynnestre* quae partum edidit, mater Ettmüller 406 nach Somner. — 19, 14 v. u. *mar þon* ist entschieden unrichtig: aber wie ist zu bessern? — 39, 8 v. u. *ûs is þonne mycel nêdþearf, þät wê gebûgon tô him, þät wê môtan brûcan his wuldres fägernesse.* die handschrift hat *ond* vor dem zweiten *þät.* — 53, 9 *hê heóld ær his æhta him tô weán ond tô wlencum ond forwyrnde þâm drihtnes þearfum.* hs. *forwyrndon.* — 89, 10 Eva spricht mit Christus in der hölle: *ac þû drihten scyld mînre jugode ond mîn, onunwîsdômes ne wes þû gemyndig:* so interpungiert Morris die beibehaltene überlieferung, indem er übersetzt: 'But thou Lord, shield of my youth and of me, be not mindful of my folly.' aber *onunwîsdômes* ist ja doch ein unwort: das *on* gehört gewis dem vorhergehenden worte an: *mînon* = *mînum* 'schild für meine jugend und die meinigen'; aber das ist sicher nicht die ursprüngliche lesart, vielmehr wird diese gewesen sein *scylde mînre jugode ond mînes unwîsdômes* usw.: 'sei nicht eingedenk der schuld meiner jugend und meiner torheit.' — 89, 4 v. u. *mid þon þe drihten þâ þâ herehý[h]d þe on helle genumen häfde, rade he lifgende ût eode* usw. so die hs. Morris übersetzt: 'Then the Lord, with the spoil that he had taken from hell, immediately went living usw. wie Morris construiert hat, ist nicht leicht zu sagen: es scheint beinahe, als

hätte er *mid,* das zu *þon þe* gehört, mit *herehýd* verbunden. es ist *þe* hinter *herehýd* zu streichen: 'als der herre nun die leute genommen hatte, so ......'. — 99, 7 ... *sorgiað, þät wé úrne líchoman gefyllan ond gefrätwian:* hs. *gefrätwiað.* — 115, 2 v. u. *wäs on þyssum däge, þät úre drihten ... þá menniscan gecynd, þe he genam tô his godcundnesse, âhôf on him sylfum ofor heofonas ond ofor ealle engla þreátas. he eft* usw. die hs. *ahafen.* Morris übersetzt dieses durch das präteritum exalted und beachtet *him sylfum* gar nicht. — 117, 20 ist überliefert *âhsodan ..., hweder hê wolde þät rice sôna hêr on eorðan gesettan þe þonne þisse worlde ende on dômes däge.* den zweiten teil der indirecten frage übersetzt Morris: 'or at the world's end on Doomsday.' aber *þonne* ist doch keine präposition. man könnte auf verschiedene weise bessern: ich denke aber, dass es sich am meisten empfiehlt den ausfall von *côme* zwischen *ende* und *on* anzunehmen: 'oder, wenn dieser welt ende käme, am jüngsten tage'. — 121, 3 *hié sceoldon drihtne gewitan beón:* die hs. hat *gewita.* — es mögen hier ferner einige stellen besprochen werden, an denen nur Morris übersetzung den sinn des textes zu verfehlen scheint. 7, 15 *þäs is tô tâcne* ist nicht 'it is to be observed', sondern 'this is betokened by' (Mary's pondering usw.). — 9, 3 von unten ist das erste *swâ* relativ, nicht das zweite. — 53, 16ff *ne sylð hé* (gott) *hit* (unser hab und gut) *ús tô þon, þät wê hit hýdon, oððe tô gylpe syllan samhwylcum mannum, þe nâht swíðe god ne lufiað.* Morris setzt ein comma vor *sam hwylcum* (so getrennt liest er) und übersetzt 'in order that we should hide or give it ostentatiously, or to any men' usw.: er hat *sam* als conjunction genommen, während es hier mit *hwylcum* zu verbinden ist. *samhwylc* alius, quidam, aliquis belegt Ettmüller 625. — 85, 8 heifst es von Christus, da er zur hölle hinabsteigt, *þára deófla þeóstro hé oforgeát mid his þæm scínendan leóhte. oforgeát* (der accent steht in der hs.) übersetzt Morris mit overcame, offenbar, indem er die form als *oforgeat* fasste und an ne. get over (prejudices, difficulties udgl.) dachte. aber ae. *oforgitan* ist nur neglegere, oblivisci. *oforgeát* kommt von *oforgeótan:* 'übergoss'. — 103, 16 *þâ þe heora sylfra ræd on ofergeotolnesse godes beboda forlætað* übersetzt Morris 'those, who of their own accord, heedlessly forsake god's behests.' er hat demnach *beboda* für *bebodu* genommen, aber wie hat er dann *ræd* construiert? es ist vielmehr zu übersetzen: 'diejenigen, die ihr eigenes bestes aufgeben durch vernachlässigung der gebote gottes.' vgl. Genesis (Cädm.) 24 *noldan dreógan leng selfra ræd.*[1] — 117, 1 v. u. hat sich Morris durch die beibe-

[1] ich will bei dieser gelegenheit darauf aufmerksam machen, dass in dem unmittelbar vorhergehenden satze der Genesis zu schreiben ist *ær þon engla wearð* (hs. *weard) for oferhygde dæl* (nicht *däl) on gedwilde.*



haltene interpunction der handschrift zu einer falschen auffassung des textes verleiten lassen. *þes middangeard nêde on þâs eldo endian sceal, þe nû andweard is; forþon fife þâra syndon âgangen on þisse eldo. Þonne sceal þes middangeard endian* usw. Morris übersetzt nun: 'this earth must of necessity come to an end in this age which is now present, for five of the [fore-tokens] have come to pass in this age; wherefore this world must come to an end' usw. es ist aber hinter *âgangen* ein punkt zu setzen und dafür der punkt hinter *eldo* zu streichen. 'die welt muss in dem jetzigen zeitalter enden; denn fünf von ihnen (den zeitaltern) sind schon vergangen. in dem gegenwärtigen wird also' usw. zu dieser allein richtigen auffassung hätte Morris schon die von einer späteren hand hinzugefügte randbemerkung führen sollen: *fif elddo sindon ahgan. on þam syxtan sceal beon domdeih.* — 121, 1 v. u. *æghwylcum men bið leófre, swâ hê hâbbe holdra freónda mâ.* Morris übersetzt: 'every man prefers to have a greater number of faithful friends [than he has].' aber es liegt hier dieselbe construction vor, wie zb. in dem ne. the company grew merrier and louder as their jokes grew duller: Koch II 420 f. also: 'jedermann ist es um so lieber, je mehr treue freunde er hat.' — 127, 13 viele krankheiten werden geheilt, *þonne man þâ moldan* (aus den fufsspuren Christi am ölberge) *tôdêd:* so Morris, der übersetzt *when the mould is taken away.* gegen die übersetzung ist zunächst einzuwenden, dass die heilung wol schwerlich als schon durch das wegnehmen der erde vom ölberge erfolgend dargestellt werden kann, sondern erst durch deren gebrauch. sodann könnte *tôdôn* nicht einmal 'wegnehmen' heifsen, sondern nur 'zertun', 'trennen' udgl. man schreibe in zwei wörtern *tô dêd* 'zu tut', 'anwendet.' — 129, 13 der pilger wird auf dem ölberge daran erinnert, *þät hê* (Christus) *for ealles mancynnes hæle mid his sylfes willan deáð geþrôwode . . . . ., þät þe þonne wäs efne* XXXIII *wintra ond þäs feórðan dæl, þät hê hêr on worlde mancynne þurh his lâre êces lîfes wegas sägde ond tâcnode* usw. Morris übersetzt: that . . . he suffered death . . ., when he was just thirty (so!) years old; and during the fourth part of the time that he was here in the world he, by his teaching usw. selbst abgesehen von thirty statt thirty three widerspricht diese übersetzung dem texte, wie der kirchlichen lehre. der text spricht nicht besonders von Christi lehrtätigkeit in der letzten zeit seines lebens, sondern betrachtet vielmehr sein ganzes leben als eine lehre für die menschheit. in dem satze, der mit dem zweiten

dass so zu lesen sei, war ich überzeugt, ehe ich sah, dass bereits 1861 Cockayne in den Narratiunculae anglice conscriptae s. 69 diese conjectur gemacht hat. das angebliche starke verbum *delan*, das sich noch bei Amelung (Bildung der tempusst. 71) und Leo (Glossar 160) findet, ist demnach zu streichen.

þät anfängt ist nicht ein zu denkendes *hé* subject, sondern XXXIII *wintra ond þäs feórdan dæl; þäs feórdan* gehört zusammen: 'dass es damals eben war 33 jahre und vom vierten (dh. vierunddreifsigsten) ein teil, seit er.' — zum schlusse mag hier noch eine stelle erwähnung finden, die mich überzeugt hat, dass eine mir früher verderbt erschienene stelle im me. Havelok doch richtig ist. in diesem wird nämlich Godard als 'teufels glied' bezeichnet: *A deueles lime hus betowte,* v. 1409. diese bezeichnung wird nun aufs beste durch s. 33 dieser predigten erklärt: *cûd is, þät se dwyrgda gâst is heáfod ealra unrihtwîsra dæda, swylce unrihtwîse syndon deófles leomo ...... se hine sylfne forlêt from deófles leomum ond from yflum mannum beón on rôde âhangenne.*

Von der Original series bleibt nur noch nr 60 zu besprechen. dass dieses religiöse lehrgedicht von 1142 zeilen würklich von Robert Manning of Brunne herrührt, ist durch die kurzen bemerkungen s. XIII ff noch nicht endgültig bewiesen: die sache bedarf einer eingehenderen untersuchung, als sie ihr da zu teil wird, und diese muss sich hauptsächlich auf die reime stützen. zu der grammatischen übersicht des herausgebers erlaube ich mir ein par bemerkungen. s. VII wird *th* als endung der 2 person sing. präs. ind. in einem einzigen beispiele (v. 674) angenommen, was eine formübertragung wäre, die ich wenigstens sonst nicht kenne. ich sehe aber nicht ein, warum *Fy, þat goddes temple dystroyþ,* nicht sein sollte 'pfui dem, der gottes tempel zerstört.' — s. VIII f wäre durch scharfes auseinanderhalten der mit beziehung auf ein singulares subject gebrauchten 2 person pl. und der würklichen 2 person sing. mehr klarheit in die bemerkungen über den imperativ gekommen. — s. X wird *byt* (v. 305) als präteritum (= *bade*) erklärt, es ist aber unzweifelhaft syncopiertes präsens, wie in meinem Ae. übungsb. XVI, 132 und in den ae. beispielen bei Koch I 338. ebenda ist *bynte* (v. 427) nicht *bind,* wie erklärt wird, sondern *binds.* — wenn ich mich zum texte wende, so scheint *ne* v. 46 ein druckfehler für *he* zu sein. nach v. 221 ist ein comma statt des punctes zu setzen. 235 ist für *moue,* dem ich keinen rechten sinn abzugewinnen vermag, *mone* 'sagen' zu lesen. der reim *mône: loue* kann bei den vielfachen ungenauigkeiten des gedichtes in dieser beziehung nicht auffallen. — 306 ist der übergang der indirecten rede in die directe nicht bezeichnet: *He byt hys dyscyplys pray and wake, 'þat none temptacyun ȝow ouertake.'* — 577 ist das comma hinter *owne* zu streichen; denn *Juwyse* ist unmöglich *I-wis,* wie das glossar es erklärt, sondern ein substantivum, gewöhnlich *juise* oder *jewise* geschrieben: s. Halliwell unter *jewise.* 'Christus trägt seine eigene strafe', näml. das kreuz. — 1121 interpungiere ich *Thenk, man, and se: Cryst aftyr hys deþ, For þy synne streyght to helle he geþ.* der herausgeber hat hinter *se* nichts, hinter *deþ* einen

doppelpunct. — 1123 enthält sicher einen fehler, vielleicht nur einen druckfehler: *Oute of þe fendys bonde þe to fre* ist zu schreiben, während *to þe fre* gedruckt ist. — im glossar ist unter *Ce to ce* die aus dem Promptorium citierte stelle zu streichen, da dort *cee* = ne. *sea* see ist, an der zu erläuternden dagegen = *see* sitz in dem allgemeineren sinne von 'ort'. — *clevyn* in v. 616 kann nicht fasten on, seize sein, da es in diesem sinne einer präposition nicht entbehren könnte. es ist nicht ae. *cleofian,* sondern *cleófan* spalten; hier im sinne von 'zerreifsen.' — befremdend ist unter dem infinitiv *fordone* die bemerkung, dass diese form 'properly the participle of fordo' sei. — ich weifs nicht, warum *gryse* ohne erklärung angeführt wird, da es doch längst ausgestorben ist. in der nicht citierten stelle 908 heifst es, wie gewöhnlich, 'sich entsetzen', dagegen 153 in abgeschwächter bedeutung 'erstaunen'. — *kyþe* ist nicht know, sondern make known. — ob *myþe* oder, wie die zweite handschrift hat, *miþi* = mighty sei, ist mehr als zweifelhaft. schon die schreibung erregt bedenken: man kann wol *th* für *ht* (= *ght)* finden, aber schwerlich *þ*. sodann spricht auch der sinn dagegen: 'O Judas, sehr beschämt kannst du sein einen so sanften *(meke)* und mächtigen herren zu verraten.' diese zwei epitheta passen schlecht zu einander. das fühlte wol auch der herausgeber selbst, da er in klammer ?*mild* beifügte. sowie v. 22 *thyr* für *ther* steht, so hier *myþe* für *meþe,* das Halliwell durch courteous erklärt unter anführung zweier belege: *thou was methe and meke, as maydene* und *alle that meyne mylde and meth.* die bedeutung ist wol vielmehr 'bescheiden', 'zurückhaltend', 'schüchtern'. vgl. *mædig* modestus, moderatus bei Ettmüller 195 nach Somner: diesem entspricht (bis auf *i* statt *e*) das *miþi* der zweiten handschrift. — *Oute* (v. 615) gehört gewis nicht zu *dyspetusly,* sondern zum prädicat. — *owne gete* kann nicht only begotten sein, sondern etwa of his own begetting. — *ryst* ist nicht arose, sondern arises. — *stey* (v. 635) ist durch raised, elevated schwerlich richtig erklärt. ich kenne *stien* nur als intransitives verbum. man muss daher in *Cryst Jhesu hys body vpp stey* dieselbe bildung des genitivs annehmen, wie zb. im King Horn ed. Lumby 1059 *he tok Horn is cloþes.* — *to* in v. 302 wird durch 'two, or twice' erklärt. dass *to* = twice sei, ist unmöglich, dass = two, sehr unwahrscheinlich. ich zweifle nicht, dass es = too = 'dazu' zu nehmen sei. ganz ähnlich Arthur ed. Furnivall 532 *seyþ a pater noster more to.*

In der Extra series sind erschienen für 1874:

xx. The History of the Holy Grail, englisht, ab. 1450 A. D., by Henry Lonelich. Reedited by Fredk. J. Furnivall, Esq., M. A. part. I.

xxi. The Bruce; compiled by Master John Barbour. Edited by the Rev. Walter W. Skeat, M. A. part II.

xxii. Henry Brinklow's Complaynt of Roderyck Mors and The Lamentacyon of a Christen .... Edited by J. Meadows Cowper, F. R. H. S.

xxiii. On Early English Pronunciation. By Alexander J. Ellis, F. R. A etc. part iv.

Für 1875 (bisher):

xxiv. Forts. von xx.

Nr xx und xxiv geben erst einen teil des werkes, das derselbe herausgeber schon 1862—66 für den Roxburghe club publiciert hat. die production des dichters und lederhändlers Lonelich ist ebenso langweilig, wie lang. ihre lectüre wird mir persönlich wenigstens dadurch noch mehr verleidet, dass Furnivall im gebrauche der grofsen anfangsbuchstaben genau der handschrift folgt, diese aber mit denselben so verschwenderisch umgeht, dass manchmal kein einziges wort eines verses klein anfängt: vgl. 361, 321 *Euere On Of Gold, Anothir Of Asure.* wozu ist solche genauigkeit gut? ich werde auf dieses werk ebenso, wie auf Skeats ausgabe des Bruce (nr xxi), zurückzukommen gelegenheit haben, wenn sie vollendet sein werden.

xxii ist eine äufserst interessante publication: nicht vom sprachlichen (sie ist aus der mitte des 16 jhs.), wol aber vom culturhistorischen standpunkte aus. die leidenschaft, die den verfasser beseelt, reifst ihn freilich oft zu argen übertreibungen hin, wie wenn er von den Londoner bischöfen behauptet, sie seien so lange zeit hindurch immer einer schlechter, als der andere, gewesen, dass, falls noch eine steigerung in der schlechtigkeit eintreten sollte, Lucifer selbst, *the very father of all popishe bisshoppes,* (s. 93) den bischöflichen thron besteigen müste. aber trotzdem sind, wie der herausgeber in der schönen einleitung nachweist, die gerügten misstände tatsächlich vorhanden gewesen: viele sind erst in der jüngsten zeit verschwunden, ja sind selbst noch nicht alle abgeschafft. deutsche zustände werden von Brinklow öfter rühmend erwähnt. man vgl. zb. s. 43, wo er nach einer lobrede auf die rechtspflege in Strafsburg ausruft: *O noble Germanys, God hath made yow a lyght vnto all rulers in the world, to rule after the Gospell.* dass Brinklow, der 1546 als kaufmann und bürger von London starb, in seinem früheren leben eine zeit lang grey friar gewesen ist, wie Cowper s. v annimmt, möchte ich bezweifeln. wenn Cowper sagt: 'All he tells us of himself is that he was sometime a grey friar', so ist das nicht ganz richtig. Brinklow gab seine schriften nicht unter seinem eigenen namen heraus, sondern unter dem eines Roderyck Mors, und nur dieser Mors wird auf dem titel als früherer mönch bezeichnet. diese bezeichnung steht auf gleicher linie mit der verbannung, die den angeblichen verfasser nach s. 6 betroffen hat, welche, wie Pyne in der einl. vi richtig gesehen hat, nicht auf Brinklow bezogen werden darf. der zeitgenosse Bale berichtet

denn auch ebensowenig, dass Brinklow früher mönch, wie, dass er einmal verbannt war.

Ellis grofs angelegtes werk ist auch in dem vierten teile (nr XXIII) noch nicht zum abschlusse gelangt. die inhaltsangabe auf dem titel: Illustrations of the pronunciation of English in the XVII[th], XVIII[th], and XIX[th] centuries. Lediard, Bonaparte, Schmeller, Winkler. Received American and Irish pronunciation of English. Phonological introduction to dialects' gibt, so lang sie auch ist, nur eine teilweise vorstellung von dem reichtum des in diesem bande zusammengetragenen stoffes. so befindet sich zb. s. 1136ff eine eingehende abhandlung über die modern-indische aussprache des sanskrit. besonders interessant ist der teil über die gegenwärtige aussprache der gebildeten Engländer (1085—1243), woraus sich ergibt, dass dieselbe, selbst in London, keineswegs so einheitlich ist, wie es nach den Pronouncing dictionaries scheinen könnte.

Ich schliefse mit dem wunsche, dass die gesellschaft von jahr zu jahr über reichere mittel und eine gröfsere anzahl tüchtiger herausgeber verfügen möge. England unterstützt sie noch nicht so, wie es geschehen sollte: auch Deutschland könnte wol einige exemplare mehr von ihren publicationen beziehen. sind etwa bereits alle universitätsbibliotheken im besitze derselben?

Wien, 29 juni 1875. JULIUS ZUPITZA.

Des minnesängers Hartmann von Aue stand, heimat und geschlecht. eine kritisch-historische untersuchung von DR LUDWIG SCHMID. mit einem wappenbilde. Tübingen, Fues, 1875. XII und 200 ss. 8°. — 4, 25 m.

Diese untersuchung beschäftigt sich mit der ansicht des freiherrn Hans C. von Ow (Germania 16, 162) dass Hartmann von Aue seinem geschlechte angehört habe, dessen stammburg in dem heutigen Obernau am Neckar zu suchen sei. mit benutzung sehr reichen materials wird diese ansicht von Schmid berichtigt und näher bestimmt; sein ergebnis ist in der kürze das folgende.

Sicher ist dass Hartmann ein dienstmann zu Aue war, und höchst wahrscheinlich dass er im Armen Heinrich einen älteren angehörigen eines geschlechtes von Aue gefeiert hat, das zu dem seinigen aufser der namensgleichheit noch nähere beziehungen hatte. beide geschlechter für ein und dasselbe zu halten verbietet die schilderung des armen Heinrich, welche diesem eine vornehme abkunft zuschreibt. nach v. 37ff besafs er reichtum und adel, ja seiner geburt nach stand er wol auch fürsten gleich:

er war also (wie schon Haupt Lieder und büchlein s. xi ausdrücklich bemerkt hat) kein dienstmann.

Muss man nun annehmen dass die legende in diesem puncte geschichtliche wahrheit berichtet, so darf nur ein edles geschlecht von Aue als dasjenige gelten, welchem Heinrich von Aue angehört und in beziehung zu welchem Hartmann und seine familie gestanden hat. Schmid hat nun gezeigt, dass die vorfahren des freiherrn von Ow, welche seit der mitte des zwölften jahrhunderts erscheinen, ministerialen der grafen von Hohenberg aus dem stamme der grafen von Zollern waren; dass dagegen in einer s. 180 seiner schrift auszüglich mitgeteilten urkunde, welche graf Friderich von Zollern sub testimonio ministerialium suorum et hominum zwischen 1125 und 1133 ausstellt, unter den namen liberorum hominum (der freien lehnsmannen, vasallen) auch ein *Wolverat de Ouwa* erscheint. hier haben wir also ein freies, wenn auch vom grafen von Zollern belehntes geschlecht, welches später nicht mehr nachweisbar ist, also bald ausgestorben sein dürfte: ihm könnte auch der arme Heinrich angehört haben. das später in den diensten der Hohenberger grafen erscheinende geschlecht von Aue hatte vielleicht als erbe des lehens Aue beziehungen zu jenem freien und Hartmann fand darin veranlassung den armen Heinrich zu feiern.

Diese combination, so viel einleuchtendes sie hat, darf freilich als durchaus sicher nicht gelten. urkundlich erscheint weder ein Heinrich in jenem älteren, freien geschlecht, noch ein Hartmann unter dem jüngeren dienstmannengeschlecht von Aue. wenn Lachmann zu Walther s. 196 einen Heinrich von Aue im Breisgau nachwies, so sprach gegen dessen beziehung auf den armen Heinrich nur das eine, dass dann Hartmann die standeserhebung desselben vom ministerialen in den fürstengleichen adel zugemutet werden muste. dem bilde, das Hartmann vom helden seiner legende entwirft, entspricht freilich auch der stand Wolfrats als vasall des grafen von Zollern nicht vollkommen. es wird also die vermutung des freiherrn von Ow auch nach der begründung und berichtigung durch Schmid ebenso vorsichtig aufzustellen sein, als Lachmann die seinige geäufsert hatte.

Doch lässt sich von der Ow-Schmidschen ansicht aus noch ein wesentlicher punct in Hartmanns leben wenigstens vermutungsweise erledigen. Hartmanns herr starb kurz vor dem kreuzzug von 1197: einen grafen von Hohenberg, auf den dies zutrifft, finden wir in Friedrich, welcher in urkunden der Staufer, zuletzt in einer herzogs Konrads im april 1195 erscheint (Hohenzollerisches urkundenbuch i, Berlin 1852, nr lv). dann verschwindet er spurlos, ohne dass wir von seiner etwaigen descendenz irgend kunde erhalten. der hohenbergische stamm ward durch seinen bruder Burkhard i fortgepflanzt (vStillfried und Märcker, Hohenzollerische forschungen i, Berlin 1847, s. 100;

vergl. auch ChFStälin, Wirtembergische geschichte, Stuttgart und Tübingen 1847, s. 400. LSchmid, Geschichte der grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer grafschaft. Stuttgart 1862. s. 9. 10).

Da graf Friedrich den k. Heinrich VI auf seinem italienischen zuge 1186 begleitete, so könnte Hartmann in seinem gefolge das meer durch eigene anschauung kennen gelernt haben, wovon die schilderungen im Erec allerdings zu zeugen scheinen.

Die beziehungen der grafen von Hohenberg zu den Zollern, von denen damals ein gleichnamiger vetter graf Friedrich die burggrafschaft von Nürnberg inne hatte, erklären vielleicht dass Hartmann von Franken aus den kreuzzug antrat (MSF 218, 20).

Übrigens lassen die worte *von Vranken* wol noch eine andere deutung zu. Hartmann konnte damit im gegensatz zu Saladin und seinem heer das abendland überhaupt bezeichnen wollen. bekannt ist, dass die heutigen orientalen alle Westeuropäer Franken nennen; aber auch im frühen mittelalter war diese bezeichnung gangbar, wie die bei Du Cange-Henschel 3, 394 angeführten stellen mittellateinischer schriftsteller beweisen; namentlich Liuthprand im bericht über die gesandtschaft an Nicephorus (Corp. script. hist. Byz. XI s. 357): *ex Francis quo nomine tam Latinos quam Teutones comprehendit ludum habuit.* dass man in Deutschland im XIII jahrhundert den ausdruck wol kannte, geht aus Strickers Amis 1635. 1989 hervor, wo ein in Constantinopel lebender, der dortigen sprache aber unkundiger maurer sich und Amis als Franken bezeichnet.

Beiläufig bemerkt, nach den mlat. stellen bei Du Cange ist die gewöhnliche ansicht über den ursprung der bezeichnung irrig, die Littré im Dict. de la langue franç. 2, 1766 so angibt: *Franc est le nom que les Orientaux depuis les croisades donnent aux Occidentaux à cause du grand rôle que les Français jouèrent dans ces expeditions.* den ausdruck Franken für abendländer haben die Byzantiner zuerst, und wol noch in der Karolingerzeit angenommen und später auf die anderen völker des ostens vererbt.

Prag, im juli 1875. ERNST MARTIN.

Auf dem fünften bogen sind einige unrichtige zahlen, die nicht mit den texten wider verglichen waren, stehen geblieben: s. **71**, 24 *lies* 273, 13. — **74**, 18 *l.* 113, 31. — 23 *l.* Rul. 10, 34. — **77**, 21 *ist* 46, 4 *zu tilgen.* — 22 *l.* 41, 1. — 44 *l.* 43, 5. — **79**, 4 *l.* 207, 10. — 5 *l.* 194, 8. — 12 *l.* 200, 28. — **80**, 4 *l.* 492. — 23 *l.* 183, 19. — 33 *l.* 198, 18. — 40 *l.* 197, 22.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

I, 3 MÄRZ 1876

Diu Klage mit den lesarten sämmtlicher handschriften herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig, Brockhaus, 1875. xxiii und 224 ss. 8°. — 4 m.

Bartschens ausgabe der Klage reiht sich an den ersten teil seiner vor fünf jahren erschienenen Nibelungenausgabe an und ist nach denselben kritischen grundsätzen hergerichtet wie diese. sie hat wesentlich den zweck, nun auch für den text der Klage des herausgebers bekannte hypothese durchzuführen.

Unter dem text ist ein vollständigerer handschriftlicher apparat mitgeteilt als er bisher vorlag: gewis das dankenswerteste an der ausgabe. Lachmanns lesarten, welche sich auf die handschriften ABCDGIh beschränkten, sind nicht absolut vollständig, und Bartsch hat das verdienst, zu ihnen eine ganze reihe nachgetragen zu haben. trotzdem bleiben noch zweifel zurück, ob nun seine nachlese durchaus zuverlässig und erschöpfend ist. so befremdet es, dass nur ein teil von den nachträgen benutzt ist, welche Zarncke in der Germania 4, 131 f aus der handschrift A veröffentlichte. es fehlen diejenigen zu 185. 271. 452. 680. 835. 1007. 1365. 1417. 1804. zu 837 ist nicht angegeben, dass alle handschriften aufser A *din* statt *sin* lesen. ferner sollen nach Vollmer 653 BC *allez* statt *alle* haben. zu 1000 ist *nideristen* A statt *understen* B ausgefallen, und die lesart von A zu 1434 ist unrichtig.

Neu benutzt hat Bartsch die handschriften Nabd.[1] N und b gehören zu derselben gruppe von mischhandschriften wie D, a zur klasse C, d ist am nächsten mit B und Ih verwandt. für die herstellung des textes ergeben sich daraus keine neuen aufschlüsse und in so fern könnten die anhänger von A ihrer entraten. von belang sind sie jedoch für die klassification der handschriften und geeignet, lücken in der descendenz der überlieferung von A zu C auszufüllen. am wertvollsten ist in dieser hinsicht die Ambraser d, welche, da Ih nur einen auszug der Klage enthalten, meist der einzige repräsentant dieser gruppe ist, und

[1] die bezeichnungen b und d sind mehrfach verdruckt, in 205. 304. 959. 1343. 1510. 2149. 2912.

schon Lachmann hielt sie einer sorgfältigen vergleichung für würdig. das handschriftenschema, welches Zarncke aufgestellt hat, finden wir auch hier vollkommen bestätigt, bis auf eine einzelne nüanzierung in betreff der handschrift d, welche Bartsch in ein näheres verhältnis zu AB als zu Ih bringt, allerdings ohne es weiter zu begründen, aber mit recht wie ich glaube. sonst trennt uns eben nur der kardinalpunkt, dass wir uns den verlauf gerade entgegengesetzt denken. ganz anders stellt sich das verhältnis nach Bartschens auffassung.

Er nimmt an, dass wir in den beiden handschriftenklassen AB und C zwei überarbeitungen eines uns verlorenen originals vor uns haben, welches — nach Bartsch — als anhang zum Nibelungenliede um 1170 gedichtet und der kunst dieser zeit entsprechend teilweise noch in assonierenden versen verfasst war. die umarbeiter des Nibelungenliedes hätten auch die Klage mit umgereimt, aber hier wie dort einzelne assonanzen aus ihrer vorlage stehen lassen (Einl. s. VI). diese assonanzen sind für Bartsch der zwingende grund von den vorliegenden fassungen des gedichtes auf ein altertümlicheres original zurückzuschliefsen. mit seiner beweiskraft steht oder fällt die ganze hypothese. er ist aber ganz und gar nicht beweisend. diese assonanzen beruhen, wie Scherer zs. 17, 566 ff erklärte, auf der nie abbrechenden kunsttradition innerhalb der volkstümlichen poesie. für die metrisch zweisilbigen reime der Nibelungen wie *Uoten: guoten* hat Scherer ebenda die fortlaufende tradition bis dicht vor die entstehung der ältesten Nibelungenlieder nachgewiesen, und es liegt nichts näher als die begegnenden ungenauen reime mit in diese erklärung aufzunehmen. Bartsch nennt Germania 19, 357 diese einfache argumentation 'eine hochtönende phrase, nichts weiter, so lange dafür keine analogie beigebracht ist.' ich denke die analogien liegen nahe genug, wenn man sie nur unbefangen ansehen will, und sind entscheidend gegen Bartsch.

Dieselben und andere altertümliche reime, participia usw. wie in den Nibelungen und der Klage begegnen bekanntlich auch im Biterolf (WGrimm HS² 151 f, Jänicke DHB 1, VIII f) und mehrfach noch im Laurin (Müllenhoff DHB 1, XLVII f). Bartsch ist also genötigt um seine theorie aufrecht zu erhalten, auch diese gedichte als umarbeitungen von originalen aus den siebziger jahren anzusehen. er hat dies für den Biterolf in der tat schon in den Untersuchungen über d. Nibelungen s. 6 getan, und neuerdings, in seiner Germania 20, 94 ff, behauptet er es auch für den Laurin als ganz unzweifelhaft. diese annahme ist aber unmöglich aus litterarhistorischen gründen. Jänicke s. XXVI (vgl. schon Müllenhoff Einl. zur Kudrun s. 106) hat nachgewiesen, dass die grundcomposition der Biterolffabel bereits poetische motive aus den Artusromanen in sich aufgenommen hat. und ebenso setzt, wie Müllenhoff 1, XLV ausführt, die gestaltung der

fabel des Laurin gleich wie die des Biterolf die anfänge der höfisch-ritterlichen dichtung voraus. Dietleib zieht aus in ferne länder, um seinen vater Biterolf zu suchen, wie Wigalois seinen vater Gawein, und Laurin reitet auf âventiure aus wie ein Artusritter. ohne beeinflussung durch beispiele höfischer poesie konnte kein in Österreich lebender dichter diese und die andern von Müllenhoff und Jänicke angeführten motive aufgreifen.

Nun können wir in den liedern des MF verfolgen, wie die moderne poesie in den letzten jahrzehnten schritt für schritt vordringt von den Rheingegenden die Donau abwärts bis nach Österreich hinein (Scherer Deutsche studien 2, 76 f), wo sie erst im letzten decennium anlangt. wenn wir gleichwol um 1170 schon in der konservativsten dichtgattung, der volkstümlichen epik, einwürkungen ritterlichen geschmackes zu konstatieren haben, so kann dies nach Bartsch wol wider nur eine zweite strömung sein, der schon vor zwanzig jahren eine andere in ihren zeugnissen uns verlorene voraufgeeilt war. denn beiden werken noch originale von anderer anlage und komposition unterzuschieben, das dürfte auch wol Bartsch zu kühn sein.

Vielleicht aber doch nicht, wenigstens anderen nicht, denn man nimmt es mit diesen verlorenen schriftstücken nicht so genau und kombiniert dieselben nach wolgefallen. schon hat Edzardi in seinem aufsatz Über das verhältnis der Klage zum Biterolf in demselben hefte der Germania s. 9—30 entdeckt, dass dem dichter des verlorenen originals des Biterolf höchst wahrscheinlich auch die verlorene umarbeitung des verlorenen originals der Klage angehöre. und er schliefst dies aus einer reihe aus beiden erhaltenen werken gesammelter ähnlicher, halbähnlicher, unähnlicher redewendungen und worte, die er 'übereinstimmungen in ganzen sätzen, im ausdruck, im wortschatze' nennt. es sind dies wenige zufällig sich berührende redewendungen, die sich berühren musten, weil sie denselben inhalt ausdrücken sollten, eine anzahl formelhafter wendungen und ausdrücke, widerkehrende phrasen, wie sie in der ganzen volkstümlichen und nicht volkstümlichen epik landläufig sind, gleiche worte, die unausbleiblich in der litteratur sich widerholen müssen. ich mache mich anheischig, mit solchen gründen die autorschaft desselben dichters auch noch für alle übrigen gröfsern volkstümlichen gedichte des mittelalters gerade so wahrscheinlich zu machen.

Wer durch diese und andere erwägungen geleitet, beide gedichte für originalproducte aus dem anfang des 13 jahrhunderts hält, der kann an diesen beispielen zugleich auch die gewünschte tradition in der kunst anschauen. Wilhelm Grimm und Lachmann sahen bekanntlich den Biterolf und die Klage wegen ihrer genauen übereinstimmungen, aber nach metrik und form, als werke desselben verfassers an. erst Jänicke hat diese ansicht

endgültig widerlegt, doch auch er muss dabei stehn bleiben, dass jene übereinstimmungen auf gleiche heimat und schule ihres verfassers zurückzuführen seien. der Biterolf hat schon viel mehr einwürkungen der höfischen erzählungsart erlitten als die Klage und ist voll höfischer ausdrücke und redewendungen (Jänicke s. xxv f), aber mit seinen assonierenden reimen steht er eben noch ganz in der älteren tradition. wir sehen also diese altertümlichkeiten in dem ganzen komplex der volkstümlichen österreichischen epik bis etwa 1210 sich forterben. der Alphart, in dem übrigens der name *Hagene* nicht vorkommt, steht der reinern kunstform der Nibelungen am nächsten. die Kudrun ist in dieser hinsicht strenger als die Nibelungen, und das könnte fast noch ein grund mehr sein, Scherers vermutung in den Geistlichen poeten 2, 63 f (Quellen und forschungen VII) beizustimmen, wonach dies gedicht in Baiern verfasst ist.

Aber für Bartsch kommt noch ein anderer umstand hinzu: dass er im stande ist durch combination der beiden fassungen AB und C altertümlichere reime und verse herzustellen als die uns erhaltenen. im allgemeinen ist es ja sehr lehrreich zu beobachten, nach welchen principien metrische umarbeitungen älterer gedichte unternommen werden. aber die existenz der letzteren muss auch erwiesen sein, woran wie gesagt bei den Nibelungen und der Klage nicht zu denken ist, bevor wir mit solchen erfahrungen operieren dürfen. in jedem falle, wo ein umfangreicheres gedicht in zwei abweichenden fassungen vorliegt, ist die möglichkeit vorhanden, durch combination derselben assonierende verse herzustellen, besonders wenn man ihnen so kräftig nachhilft wie Bartsch es tut, so dass häufig von seinem urtext keine silbe mehr überliefert ist, vergleiche zb. 1412. 1591. 1603. 3186. 3634. 3652 usw. an und für sich wäre es wider leicht denkbar, dass zwei abweichende lesarten oder fassungen nur aus einer gemeinsamen darüberstehenden abzuleiten seien, aber solche beispiele müsten in den Nibelungen und der Klage sich auch nachweisen lassen, was tatsächlich nirgend der fall, so dass wir in keinem punkte veranlassung haben daran zu zweifeln, dass wir in C eine überarbeitung des textes AB vor uns haben.

Die reihe gemeinsamer fehler, die durch alle handschriften hindurchgehen, liefse sich zudem schwer begreifen, wenn wir es würklich mit zwei selbständigen bearbeitungen eines älteren gedichtes zu tun haben, sondern nur wenn wir alle unsere handschriften aus einem archetypus ableiten.

Da C im allgemeinen einen erweiternden text gibt, so hält Bartsch, wenn nicht auf der hand liegende gründe dagegen sprechen, diejenigen stellen, in denen AB eine ausführlichere fassung bieten, für zutaten dieses bearbeiters. aber C kürzt gelegentlich auch willkürlich und ohne bestimmten grund, zb. wenn es v. 1131—1134 weglässt, dafür aber, um schnell wider im zu-

sammenhang zu sein, sich 1136 einen überladenen vers gestattet.

Wer sich sonst im einzelnen überzeugen will, wie der überarbeiter von C verfährt, kann dies mit Bartschens ausgabe sehr gut tun, da alle abweichenden verse desselben unter dem text angemerkt sind. zu grunde gelegt ist der ausgabe wider die handschrift B, welche einen treuern text enthalten soll als die zur selben gruppe gehörige A. Bartsch hat sich des nähern über das verhältnis der handschriften nicht ausgesprochen: nach dieser seite ist die einleitung dürftig und lässt sehr zu wünschen übrig.

Im ganzen nun ist der unterschied von A und B für die Klage kein sehr beträchtlicher, mit ausnahme des in B angehängten und daraus in die späteren abschriften übergegangenen abenteuerlichen schlusses, von dem nicht recht zu verstehen ist, wie Bartsch ihm hat die ehre antun können, ihn in den text aufzunehmen. das gedicht ist gerade vorher in sämmtlichen handschriften als fertig und abgeschlossen bezeichnet durch die schlusszeile *ditze liet heizet diu klage*, wie auch sonst unzählige mal am ende von dichtungen ihr titel angeführt wird, der überall unweigerlich ankündigt, dass nun die geschichte aus sei. der überarbeiter von C erkannte denn auch den unmöglichen platz dieses angeflickten stückes und gab ihm seine stelle vor dem letzten gröfseren absatz. an dem inhalt also hat auch er weiter keinen anstofs genommen. der umgekehrte weg, dass dieser abschnitt aus dem zusammenhang des gedichtes heraus erst später hinter den rechtmäfsigen schluss placiert sei, ist undenkbar.

Noch mehr. kurz zuvor ist in empfindungsvoller, edler darstellung der abschied Dietrichs von Etzel erzählt. der schmerz und der trostlose zustand des nun vollständig verlassenen und vereinsamten königs wird sehr rührend ausgemalt im contrast zu seiner alten macht und herlichkeit. das ganze bewustsein seines unglücks überwältigt ihn, besinnungslos und halb tot bricht er zusammen. niemand kümmert sich weiter um ihn. der alte dichter weifs nicht, ob er diesen schmerz überlebt hat. und daran angeknüpft nun ein so possenhafter schluss, der zu guter letzt das amusement noch durch allerlei humoristische, etwas grotesk komische möglichkeiten über den würklichen ausgang Etzels krönen soll! ob er erschlagen sei oder nicht, ob er lebendig begraben oder durch die luft entrückt sei, ob er aus der haut getröpfelt oder sich in felslöcher verkrochen habe, ob er in die hölle gefahren sei oder ihn gar der teufel übergeschluckt habe, oder ob er sonst auf irgend eine weise unsichtbar geworden sei: darüber, erklärt der sänger, vermöge er keine aufklärung zu geben, darüber hersche ein allgemeines dunkel. das alles in umständlicher, sich wichtig machender erzählung. aber diesen marktschreier von spielmann dürfen wir doch nicht mit dem dichter der Klage identificieren. ersterer ist übrigens auch

ehrlich genug, einzugestehen, dass er nicht der letztere sei, indem er sich ausdrücklich trennt von dem *tihtære der uns tihte diz mære.* ist A hier wider unursprünglich und hat nur durch seinen bekannten guten geschmack geleitet den schluss fortgelassen? sonst wie gesagt, sind die abweichungen von A und B nicht allzu beträchtlich. dass A nachlässiger geschrieben ist, tut nichts zur sache, dafür enthält sie durchaus die altertümlichern und ursprünglichern lesarten, während die absichtlichen änderungen von B offen zu tage liegen.

Der Klage ist wie noch anderen verwandten gedichten eine gewisse bequemlichkeit des stiles eigentümlich, besonders ist die widerholung derselben worte und ausdrucksweisen gern gestattet. wenn wir die handschriften dabei abweichen sehen, ist es von vorn herein natürlicher anzunehmen, dass ein späterer abschreiber solche tautologien gelegentlich fortschaffte als dass er selbst noch neue einschleppte. in dieser hinsicht enthält B mit den späteren abschriften stilistische besserungen des textes von A, ein bestreben das dann C weiter an dem texte von AB fortsetzt. dahin gehören v. 109, wo *hant* wegen des kurz vorhergehenden gleichlautenden wortes in *kraft* gebessert wurde, so wurde 165 *bejagen* in *bezeigen* geändert. an dieser stelle ist die geschichte der verderbnis leicht erkennbar: v. 160 ist in AB *bejagt* statt *betagt* ein beiden gemeinsamer alter schreibfehler, der schon in d und weiter in C gebessert erscheint. durch dies fälschlich hineingekommene *bejagt* entstand die tautologie mit 165 *bejagen* welches letztere A noch erhalten hat, während die übrigen handschriften, B an der spitze, es in *bezeigen* abändern. weiter wurden aus denselben gründen variiert 243 *von Kriemhilt sinne* in *von krankem sinne,* 338 *wîbe* in *vrowen,* 399 *degen* in *helt,* 496 *skaden* in *haz,* 620 *mohte* in *muose,* 693 *von den wunden* in *ab den wunden,* 826 *hôher* in *grôzer* usw. auch sonst zeigt B seine eigentümlichkeiten im nachbessern. sie sorgt für die titulatur der könige, die *degen, helt* ua. von A werden mit *künec* vertauscht: 869. 932. 1114. 1135. 1540. dass diese handschrift überall das *gremlîch* von A durch andere adjectiva ersetzt, bemerkte schon Jänicke zu Biterolf 6413. wie in den Nibelungen lässt sie auch in der Klage für *Uote* nicht gern mehr das epitheton *schœne* gelten, dafür 28 *edele,* während 726 erst in C *schœne* durch *edele* ersetzt wurde.

Es fällt nicht schwer, an den einzelnen lesarten sich die ursprünglichkeit von A klar zu machen. wie überall ist die anzahl der entscheidenden fälle eine beschränkte, aber darauf gestützt müssen wir uns auch in den übrigen an dieselbe handschrift halten, wenn die kritik nicht in reine willkür ausarten soll. ich hebe einige wichtige fälle heraus.

Interessant ist die ganze stelle 1101 ff (551 ff). die schwierigkeit liegt in 1110 (555). die weiber und die übrig gebliebenen

helden betrauern den tod Irings durch Hagen, aber sie preisen ihn auch, dass er so kühn und ritterlich vor den augen der recken im dienste der königin gestorben. *och muos man im des sagen danc, daz er sô hêrlichen warp und alsô gnendiclîch erstarp vor maneges recken ougen.* da heifst es in B und allen übrigen handschriften weiter:

sine woldens niht gelouben (:ougen)
daz er Hagenen torste bestân.

wie unpassend und wenig schmeichelhaft für den eben noch so herausgestrichenen helden! die richtige lesart bietet A, indem sie *gelougen* setzt. Bartsch s. VI hält seinerseits zwar letztere für unsinnig, aber mir scheint sie viel entsprechender zu sein, sobald man nur versteht: sie wollten nicht in abrede stellen, dh. sie hoben rühmend hervor (vergl. *âne lougen* = fürwahr), dass er den mut gehabt hatte Hagen zu bestehn. die ungewöhnliche wendung war der grund, der B veranlasste durch einen anderen halbwegs passenden ausdruck sich die stelle mundgerecht zu machen. an diesem beispiel lernen wir, dass es den schreibern noch gar nicht darauf ankam, gelegentlich wider einen unreinen reim hineinzubringen, wo sie sich veranlasst glaubten, am sinn ändern zu müssen.

Wer die folgende directe rede hält ist im augenblick nicht gleich klar, deshalb haben 1114 (557) alle übrigen handschriften das *er* von A durch *der künic* ersetzt.

Aufserordentlich schön ist in 1102 (551) Lachmanns conjectur *des vil küenen v e i g e n lîp* für *Iringe* A, *Tenen* BC, *tôten* D. *Iringe* ist natürlich falsch, da es wenigstens *Iringes* heifsen müste. aber durch diese form wird der hergang der verderbnis ganz klar. das abkürzungszeichen für *n* in *veigē* stand in der vorlage nicht an seinem richtigen platz über dem *e*, so dass es der abschreiber als zum *i* gehörig betrachten konnte. er fasste also *-igen* als *-inge* auf und die vertauschung der übrigen beiden buchstaben ergab sich alsdann leicht. so erweist sich auch noch in diesem fehler A als die dem original am nächsten stehende abschrift.

1325 (663) muss *hie* (B *hi*), welches Bartsch gleichfalls in den text setzt, auf einen mit ausnahme von A allen handschriften gemeinsamen schreibfehler für *helt* (A) zurückgehen. Dietrich geht aus dem saal nach draufsen, wo seine helden erschlagen liegen. da kann es nur weiter lauten: *ûzen vor des sales want* | *sach er einen h e l t ligen.* denn *ûzen* — *hie* ist doch unmöglich.

V. 4194 (L. 2094) heifst es von dem wie tot zusammengesunkenen Etzel: so mannigfacher kummer hatte sein herz ergriffen, *daz in daz leit nider schalt* | *und lie selten sît gesprechen wort.* allerdings ein sehr merkwürdiger und ungewöhnlicher ausdruck, wenn auch nicht unverständlich wie das Mhd. wb. 2, 2, 132 annimmt. freilich glaube ich, dass auch Lexer unrecht hat, wenn

er Wb. 2, 68 übersetzt: 'durch vorwürfe zum schweigen brachte.' an vorwürfe, die Etzel sich macht, ist hier nicht zu denken. vielmehr findet sich die richtige erklärung schon bei Grimm Gr. 2, 986. er vermutet, dass *sceltan* mit *scaltan* verwandt sei und übersetzt danach: 'zu boden stiefs'. dem ist in der tat so: *scaltan* gehört gerade so zu *sceltan* wie *spannan* zu *spinnan* usw. (Gr. 2, 74 f), und beide haben ursprünglich dieselbe bedeutung: 'stofsen, losfahren auf etwas'. diese sinnliche bedeutung ist noch im ahd. ziemlich lebendig, denn *sceltan* übersetzt auch insectari, carpere, ebenso *bisceltan* lacerare (Graff vi, 486 f). überwiegend wird es daneben schon in abstractem sinne verwendet als polluere, foedare, vituperare. erst mhd. ist die differenzierung beider verba vollständig durchgeführt und unsere stelle mag wol das letzte zeugnis sein für die alte sinnliche bedeutung von *schelten*. das leid ist Etzels persönlicher gegner, der auf ihn eindringt und ihn zu boden drückt. wenn nun die übrigen handschriften ausweichen in die wendung *daz in daz leit m i t g e w a l t | lie selten sût gesprechen wort,* so dürfte doch kein zweifel mehr übrig bleiben, auf welcher seite geändert wurde. wenn irgend etwas zu zeugen vermag, so zeugt diese lesart für die vortrefflichkeit von A. die mäfsige besserung von B ist dann in alle die übrigen aus ihr abgeleiteten handschriften übergegangen.

Ein gemeinsamer fehler aller übrigen handschriften der klasse AB ist auch das falsche *unt* in 2078 (L. 1039), welches nur aus der folgenden zeile hereingekommen sein kann.

So oft ich die stelle 192f (L. 96f) ansehe, wo mit einer etwas unbestimmten wendung der schatz als grund des untergangs der Burgundenkönige angeführt wird *(ich wæn si alter sünde | engulten, und niht mêre)*, kann ich nicht anders als WGrimm HS² 113 und ESommer zs. 3, 217 beipflichten, dass hier würklich noch eine anspielung auf die alte verhängnisvolle macht des Nibelungenhortes verborgen sei, was sich aber nur noch aus A herauslesen lässt, während der schreiber von B, dem die spätern sich anschliefsen, indem er dem unbestimmten ausdruck eine bestimmtere form gab, auch einen allgemein beruhigenden sinn geschaffen zu haben glaubte.

Auch sonst müssen wir uns sehr häufig für A entscheiden, wenn wir uns nur überall die frage vorlegen, welche lesart kann aus der anderen entstanden sein, auf welcher seite lässt sich ein grund zur änderung vermuten. zuweilen dokumentiert sich die ursprünglichkeit von A überdies durch den schiefen sinn oder ausdruck den B durch seine änderung hineinbrachte. z. 3254f (L. 1625) kann man nur mit A lesen *diu marcgrâvinne umbe gie (:gie) mit starchem jâmer der ir was.* B schaffte den rührenden reim fort und änderte danach *d. m. niht enlie | sin endet mit jâmer daz ir was:* metrisch und gedanklich gleich wenig zu empfehlen. wenn etwas, kann es nur bedeuten, dass sie nie

mehr aus ihrem jammer herausgekommen sei. aber hier ist nur davon die rede was sie augenblicklich tut, dass sie ihre kleider zerreifst usw.

Die älteren lesarten bietet A auch in 882 und 1116. beidemal stellt B übliche mhd. formeln her. 882 hat A noch *leit* und *vröude*, B und die übrigen handschriften *leit* und *liebe*. ebenso wird 1116 das *tôt und arebeit* von A durch *nôt und arebeit* ersetzt.

Merkwürdig ist 2704, wo schon in B ein vers ganz und gar mit einem halbvers der Nibelungen (1849, 2 L.) gleich gemacht wird. soweit ich sehe, für B das einzige beispiel.

Es lässt sich noch eine reihe von kategorien aufstellen, in denen B und die übrigen abschriften aus erkennbaren gründen absichtlich von A abweichen, sei es dass sie grammatische wendungen glätter machen (so werden sämmtliche altertümliche satzverbindungen mit *und* beseitigt in 827. 2330. 2701. 3406, das *ἀπὸ κοινοῦ* in 2226, und anderes ähnliche in 1642. 2893. 3082. 3294), oder dass sie an stelle des seltnern oder ungewöhnlichern ausdrucks den üblichern einsetzen (wie 330. 823. 837. 2848), oder dass sie des harten metrums halber ändern (wie 1794. 2753. 3445. 3523), oder was dergleichen gründe mehr sind.

Diesen fällen gegenüber lassen sich die vielen 'änderungen' von A durchweg auf flüchtigkeiten und schreibfehler zurückführen. wir müssen dabei beharren, A als den ausgangspunkt für alle Nibelungenkritik anzusehen.

Bartsch verhält sich seiner handschrift gegenüber gar zu konservativ, nicht nur indem er ihr auch noch da folgt, wo es das handschriftenverhältnis nicht mehr gestattet, sondern auch indem er ganz unverkennbare fehler der handschrift in den text setzt. 383 *von Rôme* ist ein ungeschickter, den vers überfüllender zusatz, verse wie 230. 1158. 3255. 3391. 4028. 4203 ua. erfordern notwendig nachbesserungen, die Lachmann zum teil schon in evidenter weise vorgenommen hat. in bezug auf metrik und orthographie geht Bartsch seine eigenen wege weiter. sehr dienlich wäre es auch gewesen, die starken apokopen, die sich der dichter der Klage erlaubt (Lachmann s. 293) auch durch die schreibung widerzugeben.

Ein verstofs gegen den mhd. redegebrauch dürfte es sein, wenn Bartsch 1171 statt *und daz mîn her* (so A, dafür *neve* D, *alter* BNbd) *Hildebrant* einfach *mîn Hildebrant* in den text setzt.

Gedruckt ist das gedicht in kurzzeilen. die berechtigung dazu ist nicht zu bestreiten. Lachmann wollte mit seiner darstellung zugleich daran erinnern, dass wir in der Klage die überarbeitung strophischer in langzeilen verfasster lieder anzuerkennen haben. daran wird wol festzuhalten sein. freilich welchen charakter diese lieder hatten, das ist nicht einfach anzugeben.

ich vermute, wie das gedicht selbst einer tiefern schicht angehört wie unsere Nibelungen und nur abfallpoesie von ihnen enthält, werden sich auch die alten lieder sehr von dem ton der Nibelungen unterschieden haben. die meist sehr kunstlose, einfache mache, die mit dicken grellen farben auftragende, leicht ins phantastische überschweifende spielmannsmanier mit ihren starken übertreibungen und kecken vergleichen werden schon ihnen eigentümlich gewesen sein. auch die wunderschöne partie von der botschaft nach Bechelaren, in der sich die reinste, ergreifendste poesie offenbart, zeigt eine bewegliche darstellungsart und eine den affect tief ausschöpfende phantasie, wie sie der edelen gehaltenheit der Nibelungen fremd ist.

Strafsburg, im mai 1875. RUDOLF HENNING.

Die Klage mit vollständigem kritischen apparat und ausführlicher einleitung unter benutzung der von Fr. Zarncke gesammelten abschriften und collationen herausgegeben von DR ANTON EDZARDI. Hannover, Rümpler, 1875. VIII und 266 ss. 4°. — 10 m.

Schwerlich wird jemand dies vom verleger prachtvoll ausgestattete buch ohne ein lebhaftes gefühl von entteuschung aus der hand legen. die Klage bietet keine so grofsen schwierigkeiten, dass man nicht an eine neue ausgabe das ansinnen einer abschliefsenden leistung stellen dürfte, abschliefsend wenigstens für diejenige richtung, welche der herausgeber vertritt. Edzardi ist an diese aufgabe nicht mit voller entschiedenheit herangegangen. es war nur sein wunsch (Vorwort s. VI) für künftige untersuchungen eine bequeme und zuverlässige grundlage zu schaffen; deshalb habe er die gröste sorgfalt auf den text und hier wider auf die varianten verwendet. aber auch dies ist nicht zur genüge erreicht. der handschriftliche apparat ist zwar auch gegen Bartsch, von dessen ausgabe die Edzardis im ganzen noch unabhängig erschienen ist, wider vielfach vervollständigt, doch wird dieser vorzug sehr reduciert durch den hervortretenden mangel an zuverlässigkeit und genauigkeit. ich gestehe, dass mich von vorn herein der erste satz des im januar 1875 geschriebenen vorworts — als der ohne zweifel sehr schwierige druck schon seiner beendigung nahe war — bedenklich machte, in welchem E. bekennt, dass er vor mehr als jahresfrist mit den vorarbeiten für eine ausgabe der Klage begonnen habe. sorgfältiger gearbeitet sind wol die ausgaben seiner beiden vorgänger.

dagegen werden die anhänger seiner theorie ihm vor Bartsch eine gröfsere übersichtlichkeit in der anordnung des materials nachrühmen müssen.

Schon die zahlreichen nachträge und berichtigungen (s. 248 bis 263) gereichen dem buche nicht zur besonderen empfehlung. manche seiten erhalten durch die vielfach zu verbessernden druckfehler ein recht unsauberes aussehen. und aufser den angemerkten sind noch genug stehen geblieben. zur nachprüfung standen mir natürlich nur die apparate von Lachmann und Bartsch zu gebote, deshalb ist immer die möglichkeit offen zu halten, dass manchmal auch er den beiden genannten gegenüber im rechte sein mag. hervorheben will ich auch noch, dass es für uns bei diesem charakter von Edzardis buch doppelt angenehm ist, dass er dem nachtrag ein verzeichnis über die meisten lesarten eingefügt hat, bei denen er absichtlich von Lachmann abweicht. zwar, wenn man dies wider mit Bartschens lesarten vergleicht, der bald auf Lachmanns, bald auf Edzardis seite steht, so weifs man am ende doch noch nicht recht, wem man jedes mal trauen soll.

Das wichtigste, das für die vervollständigung des handschriftlichen apparats nach Lachmann noch zu tun übrig war, ist in Edzardis ausgabe in ganz unzulänglicher weise geschehen. unter den von Lachmann nicht benutzten handschriften nimmt, wie später zu erörtern, die Ambraser d den hervorragendsten platz ein. leider stellt sich nun heraus, dass die Edzardi zu gebote stehende von dr FStarck angefertigte collation ziemlich wertlos ist. man kann sich nie bestimmt darauf verlassen, und da auch Bartsch sie nur ungenügend herbeizieht, was ich hier nicht auch noch ausführen will, so ist vor der hand widerum nichts geholfen. Starck hat seine collation in eine abschrift von B eingetragen, aber ganz flüchtig und ungenau. dies hätte Edzardi wenigstens auffallen müssen, denn wenn d würklich überall da, wo Starck keine abweichungen anmerkt, mit den fehlern von B stimmte, so müste sie notwendig entweder aus B selbst abgeschrieben sein oder mit ihr unmittelbar auf dasselbe original zurückgehen. gleichwol hat Edzardi selbst gesehen (s. 2), dass diese annahme aus anderen gründen unstatthaft ist.

Ich muss wenigstens so viel belege geben als mich nötig dünken, die zuverlässigkeit der aus d angeführten lesarten zu erschüttern. wer mit ihnen nicht zufrieden ist, findet ihrer noch zur genüge. v. 200 hat nicht d mit AB *bejagt* sondern schon mit C *betagt,* 258 nicht *urteillich* sondern *urtail,* 368 nicht *unz* sondern *unt,* 382 nicht *vrowen* sondern *schaden.* 438 kann d nicht die lesart *si* haben, da eine reihe vorher bemerkt ist, dass in d diese zeile fehlt. 717 hat d nicht *ni me* sondern *nyemer,* 763 nicht *etesliche* sondern *etslicher,* 767 nicht *viende* sondern *vierden,* 856 nicht *über des künech Eceln lant* sondern

nur *über Etzeln lant,* 947 nicht *der ich* sondern *die ich (?),* 1085 nicht *war* sondern *wann,* 1095 nicht *min* sondern *mich.* 1148 fehlt in d *gerne,* dagegen *wider* nicht in 1280. 1518 hat d nicht *sine* sondern *siner,* 1525 nicht *wer* sondern *war,* 1598 nicht *nu* sondern *und,* nicht *im* sondern *in,* 1588 nicht *ganzer* sondern *grozer,* 1596 nicht *daz* sondern *des.* 1628 fehlt *der* in d, 1632 hat d nicht mit AB *ungelobt* sondern *ungelaubet,* 1688 fehlt *er* in d, 1696 hat d nicht *bi* sondern *sey,* nicht *man* sondern *mein,* 1700 nicht *also* sondern *als,* 1705 nicht *tiwer* sondern *teurer,* 1731 nicht *wand* sondern *vom,* nicht *ungevüegiu* sondern *ungefuegen,* 1733 fehlt *er* in d, 1735 hat d nicht *uofe* sondern *uf,* 1745 nicht *geschach* sondern *gesach,* 1789 nicht *gechlageten* sondern *clageten,* 1791 nicht *do* sondern *denn,* 1796 fehlt *daz* in d, 2078 hat d nicht *der* sondern *den,* 2109 wol nicht *man* sondern *er,* 2302 nicht *ein* sondern *daz,* 2405 nicht *ůften* sondern *ruofften,* 2664 nicht *die* sondern *ir,* 2672 nicht *alrest do* sondern *erste,* 2755 fehlt *nu* auch in d, 2844 hat d nicht *man da* sondern *man daz,* 3163 nicht *da* sondern *daz,* 3170 nicht *in* sondern *von,* 3188 fehlt nicht *sus* wie in B. 3381 hat d nicht *daz iz* sondern *daz daz,* 3384 nicht *knappe* sondern *knabe,* 3477 nicht *allen* sondern *alle.* 3562 fehlt kein *ie* mit B. 3980 hat d nicht *Günther* sondern *Giselher,* 4306 nicht *vor* sondern *von.*

Unvergleichlich besser ist Franz Roths sorgsame abschrift von D. aus ihr ist denn auch sehr vieles nachgetragen was in den lesarten von Lachmann und Bartsch fehlte. zu 158 ist AD druckfehler für Ad, zu 417 und 420 Bd beide mal druckfehler für Db. nach Bartsch soll D in 1118 schon mit C die lesart *swere* teilen, 1266 nach Lachmann und Bartsch die lesart *waren* statt *wurden* mit BPd, ebenso nach L. und B. mit A die lesart *der* statt *den* in 3108. ob hier sonst wesentliche versehen untergelaufen sind, weifs ich nicht. doch fühlt man sich nicht so sicher wie die abschrift es verdient, da man in dem buche auf der hut sein muss, nicht durch inkorrectheiten und flüchtigkeiten irregeleitet zu werden, sowol was die varianten als was den text selbst anbetrifft.

Bei den varianten eines so breit angelegten, aber im grunde doch nur nachsammelnden apparats zur Klage müste für die wichtigsten handschriften saubere anordnung und vollste akribie angestrebt sein. aber aufser Edzardis eigenen berichtigungen werden auch von zweiter und dritter hand noch mancherlei nachzutragen sein. mir sind als die wichtigsten etwa folgende aufgestofsen. v. 196 hat I nur ein einfaches, kein doppeltes *daz.* 755 haben ABd *juncvrowen* statt *vrowen,* was natürlich in den text zu setzen war, aber auch als variante ist es nicht angegeben. 961 hat nach L. und B. auch A *min wenigez kindelin.* 1077 hat auch B *min noch ruochen wolde.* 1086 fehlt *wol* in A. 1282 hat A *von minen henden* statt *mit minen henden.* 1532

hat auch B *nimmer* statt *immer*, ebenso 1567 *sprach do.* 1586 haben nach allen frühern herausgebern nicht blofs DPb (wie in den nachträgen s. 261 berichtigt wurde), sondern auch sämmtliche übrigen handschriften der klasse AB *vil hochvertiger muot*, was dann natürlich wider in den text gehören würde. damit erledigte sich zugleich auch die anmerkung über C. 1592 hat auch nach B. P *tzu' alter* statt *zaller* und 1593 *hiez niwan einen* mit Db statt *hiezen einen*. 1670 fehlt *im* in B. 2011 hat A *da er da* statt *da er*. 2017 fehlt *nu* in A. 2068 fehlt *wol* in A. 2352 hat auch A *der künech Etzel* statt *Etzele*. 2697 hat nur B *groze*. 3235 hat C *sines* statt *sinen*.

Ein störender druckfehler ist es, wenn 382 *wîbe* statt *vrowen* im text steht. noch unangenehmer ist das versehen in 747. Edzardi druckt *die liute schriren allez mite*. von *liute* weifs nach L. und B. keine einzige handschrift etwas, alle haben das ganz unanstöfsige *vrowen*. 940 heifst es in Edzardis text *mîn bruoder und mîne mâge die in des tôdes lâge wunderlîche sint beslagen*. auch dies *in* für das nach L. und B. in allen handschriften stehende richtige *mit* kann ich mir nur als eine flüchtigkeit erklären.

Soviel über die handschriftliche grundlage des buches. der dankenswerteste neu gelieferte beitrag ist das für D geleistete. was die ausgabe selbst betrifft, so unterwirft E. die texte der beiden recensionen AB und C einer gleichmäfsigen behandlung. wo sie von einander abweichen sind beide neben einander abgedruckt. durch beide geht eine gemeinsame fortlaufende zählung. ihr verhältnis zu einander ist in der einleitung des breiteren besprochen. den herausgeber haben (s. 10) 'selbständige untersuchungen zu dem resultate geführt, dass weder C noch B den originaltext bietet, sondern beide texte bearbeitungen eines gemeinsamen originals sind . . . dass weder B aus C noch C aus B entstanden sein könne, liege hier viel klarer als im Liede. man könnte die halbe Klage ausschreiben, wollte man alle beweisstellen dafür vorbringen' (s. 11). als auf eine ganze reihe von belegen wird auf die s. 17 ff seiner einleitung besprochenen stellen verwiesen. man schlägt neugierig nach und findet, dass diese auf denselben oder ähnlichen reim- und assonanzenkombinationen beruhen als die vorhin bei Bartsch besprochenen, worauf ich nicht noch einmal eingehe. 'aber zu diesen kommen', fährt E. fort, 'gewichtigere positive beweise.' nun, solche waren bisher noch nicht vorgebracht. darüber lässt sich ja ganz anders streiten als über die assonanzenhypothese. doch leider wird unsere ungeduld diesmal nur zum geringsten teile befriedigt, denn E. lenkt gleich wider ein: 'nur erwähnen will ich dass einzelne stellen auf einen fehler oder eine lücke in der gemeinsamen quelle hinzudeuten scheinen.' nun kommen diese stellen, 6 an der zahl. aber vielleicht sind sie trotz Edzardis vorsichtigem ausdruck sehr ent-

scheidend. gehen wir darauf ein. die erste lautet (E. 288 ff. L. 122 f) in ABId

der tôt het ir minne
die dâ sterben solden, die doch vreude haben wolden,
ob siz geleben kunden.

statt der beiden letzten halbverse liest CDab: *sie wolden oder enwolden, sine mohten noch enkunden.* vor dem letzten halbvers von AB soll im original die lücke gewesen sein: C bemerkte dies nicht und schrieb das original getreu ab, B änderte, um einen freilich nur mäfsigen sinn herzustellen. zunächst scheint mir der sinn von AB so gut wie er nur sein kann, und er ist überdies ganz genau derselbe, nur viel klarer ausgedrückt, als derjenige des originals wird, wenn wir Holtzmanns beide verse *(die dannoch gerne lebeten und in den freuden swebeten)* dazwischen schieben. wenn überhaupt, haben wir also nur ursache, in C eine lücke anzunehmen. wer aber die periphrastische art des bearbeiters von C kennt, der wird an keine ausgefallenen verse glauben, sich eher wundern, dass ihm solche dinge nicht noch öfter passierten, dass ihm nicht noch häufiger die logische verknüpfung der gedanken entglitt, während er sich beim umschreiben und verschnörkeln des wortlautes aufhielt.

Weiter, in 2148 kann Edzardi aus beiden versionen gar nur auf einen schreibfehler des originals schliefsen, der in B beibehalten, in C durch eine längere ausführung beseitigt sein soll. und auf dasselbe kommen die beiden folgenden stellen hinaus (1739. 4017), wo er statt *gar unhêren garwe hêren* emendieren will. als ob dies die beiden einzigen schreibfehler des 'originals' wären und Lachmann nicht eine ganze anzahl derselben nachgewiesen hätte.

Zwischen 375 und 376 (L. 166) soll wider ein verspar ausgefallen sein, was C nicht bemerkt zu haben scheine, während B einen schwachen besserungsversuch mache. merkwürdig, warum der besserungsversuch in AB wider schwach sein soll. niemand wird anstofsen wenn er in AB hier liest:

Dâ verlôs der herre Blœdelîn der hœhsten und der besten sin
drîzec hundert sîner man.

wol aber hätte Edzardi an dieser stelle lernen können, dass C gerade wider an dem in AB uns vorliegenden texte herumbessert. im zweiten halbvers glättet der bearbeiter von C den ausdruck von AB, indem er die superlative *hœhsten* und *besten* mit den substantiven *vriunde* und *mâge* vertauscht. gerade erst durch diese vertauschung erhielt der letzte halbvers in C sein schiefes. nur bei adjectivischen ausdrücken im vorhergehenden ist das *man* ohne anstofs. bei der gelegenheit vereinfachte C denn auch noch die *drizec hundert* in *driu tûsent.*

Ähnlich liegt die sache endlich auch bei der letzten stelle 1286 f (L. 574 f). ihr sinn ist ganz klar und gut, sobald man

z. 1285 *des wolde ich immer wesen vrô* zur gleich folgenden rede Dietrichs zieht, wie das Lachmann auch getan hat.

Von derselben art sind auch die aufstellungen, die Edzardi in den anmerkungen vornimmt, wo er sich das original aus B und C zusammensetzt. im ganzen nimmt zwar auch er an, dass B die dem original getreuere bearbeitung sei und dass die ihr eigentümlichen partien den ursprünglicheren eindruck machen, vielfach aber gibt er auch C vor B den vorzug. Edzardi tritt an jeden fall einzeln heran. mit ausnahme der bekannten stellen, in denen eine ausgleichung zwischen dem Liede und der Klage vorliegt, hat er so gut wie gar nicht auf die durchgehenden merkmale geachtet, welche beide bearbeitungen unterscheiden, ebensowenig auf die durchgehenden motive, welche den bearbeiter von C überall veranlassten, auszugleichen, zu glätten, zu erweitern, zusammenzufassen. aufser den motiven sachlicher und individueller art wäre die überaus grofse kategorie aller der fälle zu berücksichtigen gewesen, in denen C stil und wendungen von AB glättet. eine zusammenstellung aller dieser beispiele wäre schon deshalb sehr lehrreich gewesen, um zu erkennen, wie bis ins einzelne hinein unser text von AB als vorlage von C vorausgesetzt wird. jeder kann die simplen beobachtungen darüber bei der lectüre leicht selbst machen. das einzige konsequent gehandhabte kriterium ist und bleibt die assonanzentheorie. im übrigen ist der kritische aufwand ein bescheidener und oberflächlicher. was kann es verschlagen, wenn einmal in dem einen text ein volkstümliches wort oder gar eine stabreimende formel steht, die dem andern fehlt, noch dazu wo wir eine erneute berührung mit volkstümlicher dichtung (zb. den Freidankschen sprüchen) als ein charakteristikum von C betrachten müssen? was kann es verschlagen, wenn die eine bearbeitung einmal auftact oder vollzählige senkungen hat, wo sie der andern mangeln? jedesfalls nicht soviel, um daraus sich zusammenhangslose kritische grundsätze zu bilden. bei den grofsen abweichungen ist die willkür des herausgebers nicht geringer. doch glaubt er übrigens auch selbst nicht 'bei der herstellung des originals immer oder auch nur meist gerade das richtige getroffen zu haben.' es wäre sonach verlorene arbeit, wollte man alle einzelnen stellen, in denen Edzardi C den vorzug vor B zuspricht, einer besondern widerlegung unterziehen. ein anderer kann mit demselben rechte andere herausgreifen um von ihnen dasselbe zu behaupten. ich begnüge mich mit der besprechung der par ersten fälle. nach s. 260 sollen die guten allgemeinen moralischen sätze von AB 629—632 (L. 289f) aus den theologisch specialisierten *(zuo der helle, urkünde)*, logisch mit dem vorhergehenden schlecht zusammenhängenden von C hervorgegangen sein. in AB ist der richtige gegensatz von *triwe* und *haz* durchgeführt, in C dagegen stehn sich ganz ungehörig *triwe* und das *verteilen zuo der helle* gegenüber.

Auch die allein in C überlieferten verse 1165—1176 (L. nach 532) sollen dem originale angehören. Dietrichs betrachtung ist ganz auf seinen nächsten zustand gerichtet: 'Etzel könne über sein unglück noch wider hinwegkommen, da er noch manchen anderen helden finden würde, aber für ihn selbst sei jede hoffnung eitel, denn die helden alle, die für ihn so oft leben und gut aufs spiel gesetzt, seien in dem schrecklichen morde dahingerafft.' und nun soll er noch einmal von vorne anfangen: er wisse selbst nicht wie dies zugegangen, so manch kühner mann sei noch nie in so kurzer frist umgekommen; nun erst sei er im vollsten sinne von land und gut vertrieben. das sind betrachtungsweisen, wie C sie gerne pflegt und die noch dazu aus der gleich folgenden rede Etzels entnommen sind. dieser bekräftigt dann, er habe allerdings schon viel von grofser not gehört und selbst gesehen, aber so ausnahmslos über alle sich erstreckend habe sich noch nie die gewalt des todes gezeigt. 1178 und 1179 (L. 533. 34) sind natürlich als parenthese zu fassen, was der bearbeiter von C, dem Edzardi sich anschliefst, verkannte. so schien ihm mit 1181 der angefangene satz noch nicht beendigt und er dichtete aufs neue 1182—1196 (L. nach 535a) hinzu: verse die — nach E. — in B 'vermutlich aus versehen' fortgefallen sind. Edzardi und Holtzmann meinen 'dass Etzel nach einem so langen anlauf doch wol mehr als zwei verse sprechen müsse.' nein, diese rede Etzels soll kein anlauf zu etwas folgendem sein, sondern ein zusammenfassender abschluss des voraufgegangenen Klagestückes. und was steht denn nun in diesen unentbehrlichen versen? ganz dasselbe wie in der vorigen interpolation, blofs noch etwas abgeschmackter ausgedrückt: er habe ein solches wunder nie vernommen, dass so viele kühne helden gefallen seien, die aus so manchen landen sich hier versammelt hätten, dass keiner, der in der ganzen welt die besten von einheimischen und fremden ausgewählt hätte, sie so vollständig hätte herbringen können! usw. usw.

Bei so beschaffenen beweisen können wir Edzardis citierte behauptung 'man könne die halbe Klage ausschreiben, wollte man beweisstellen dafür vorbringen, dass C nicht aus B entstanden sein könne' für nicht viel mehr als eine den unbefangenen blendende redensart halten. im gegenteil wird schon das angeführte hinreichen, um Müllenhoffs satz (zGNN s. 77) aufs neue zu erhärten: 'wenn je das bisher anerkannte verhältnis der handschriften bei den Nibelungen mit grund in frage kommen könnte, so würde allein eine von der Klage aus angestellte betrachtung alle bedenken niederschlagen müssen.' wer, wie Bartsch und Edzardi, bei einem so wichtigen gegenstand fast alle bisherigen grundanschauungen in frage stellt, hat die pflicht, den beweis der zu seinem resultate führt von vorne anzufangen und bis ans ende durchzuführen. statt dessen wird das resultat vor uns gleich

als ein fertiges aufgetan. der einzige ausgangspunkt von Bartsch und Edzardi ist die assonanzenhypothese, während ganz allein eine umfassende erwägung des handschriftenverhältnisses dahin hätte führen dürfen. diese haben aber beide vernachlässigt.

A wird natürlich auch bei E. mit drei zeilen abgefunden. 'dass A nur eine schlechte abschrift einer B nahe stehenden wertvollen handschrift ist, ist verschiedentlich für das Lied und die Klage nachgewiesen, dass ich hier nur einfach zu erklären brauche, dass ich mich dieser ansicht vollständig anschliefse.' und an anderer stelle erfahren wir (s. 3), 'dass von vielen noch immer ein übergrofses gewicht auf diese handschrift gelegt wird.' über den vorzug von A vor B verweise ich auf die vorige anzeige. wenn bei im ganzen nicht sehr wesentlichen abweichungen beider handschriften A noch in so vielen fällen nachweislich die ursprüngliche lesart bewahrt hat, und wenn wir ferner von A zu B usw. den gang der verderbnis sich fortpflanzen sehen, so muss A notwendig die grundlage der textkritik bilden. aber gut, auch wenn man auf A allein nichts geben wollte, ganz anders stellte sich doch gleich die sache, wenn A mit andern handschriften übereinstimmte. welche normen hatte hier die kritik aufzustellen, welche regeln zu befolgen? hier musten sich doch bestimmte principien herausbilden durch die beobachtung des verhältnisses der handschriften zu einander. schon aus diesem grunde waren über das letztere genauere untersuchungen anzustellen.

Dass alle unsere handschriften aus einer schon verderbten quelle abstammen beweisen ihre gemeinsamen fehler. es hindert nichts, A direct auf diese zurückzuführen. alle übrigen handschriften aber müssen auch ihrerseits wider auf ein gemeinsames original zurückgehn, weil in ihnen allen die aufgegebenen lesarten von A meist übereinstimmend geändert wurden. von den uns erhaltenen kann aber keine dies original sein, da die A am nächsten verwandte B schon wider ihre eigentümlichen fehler aufweist.

B bezeugt nun dadurch ihre nächste verwandtschaft mit A, erstens dass in beiden noch einige der gemeinsamen urquelle angehörige fehler beibehalten sind, während (nach Bartschens lesarten) die folgenden abschriften diese schon verbesserten. z. 200 (L. 80) haben AB noch das falsche *bejagt* gegenüber *betagt* von dC, 338 (147) das metrisch unmögliche *nimmer mêr* statt *nimmer* d (in DIC fehlt die stelle) und, wenn B. die lesarten vollständig angeben sollte, auch 425 (190) das gleichfalls metrisch unmögliche *hân ich vernomen* statt *alsô komen* usw. zweitens aber bewahren zuweilen nur AB die richtige lesart, während alle oder fast alle handschriften auf dieselbe weise geändert haben, so 941 (421) *beslagen* statt des falschen *erslagen*, 1535 *ûf die mîne ringe* statt *u. d. mînen ringe*, 2641 *komen* statt *kom*,

2716 *gewalt, werltlîcher ruom* statt *gewalt und w. r.*, 2929 *den lîp müge* statt *müge den lîp,* 3776 *gelegen* statt *belîben,* 3899 *sunderlingen* statt *sunderlîchen*, 4680 *haben* statt *sagen,* 4694 *brieven* statt *prüefen.* ein ganz offenbarer fehler ist es auch, wenn in dCa (dh. allen handschriften aufser AB) zeile 4467 durch das auslassen von *und* zur folgenden zeile gezogen wurde.

Also auch die hss. dIC gehen wider auf ein gemeinsames original zurück, welches aus demselben grunde wie vorhin B keine der erhaltenen handschriften sein kann. entschieden am nächsten mit B ist d verwandt, sie haben eine gröfsere anzahl gemeinsamer fehler, welche die übrigen handschriften nicht teilen. solche sind 85 die einschiebung von *ander,* 184 *wol bringen* statt *volbringen,* 436 *man nu* statt *man,* 515 *heizen bluotegen* statt *heizbluotigen,* 751 *also* statt *sam,* das eingeschobene verspar 2105. 2106, 2721 *ceptrum* statt *zepter,* 3609 *Burgondenere* statt *Burgondere,* 4016 *diu gar unhêre* statt *diu vrowe hêre,* 4387 *daz di* statt *daz,* und anderes.

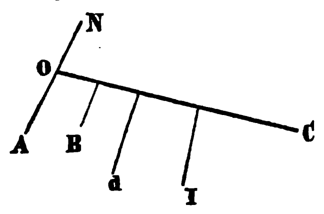
d ist auch deshalb näher als I mit AB verwandt, weil in einer ganzen anzahl von fällen die gemeinsamen lesarten von ABd denen der reihe IC gegenüberstehen. leider enthält I nur einen auszug der Klage, so dass diese handschrift sich vielfach der vergleichung entzieht. die bestätigung aus den Nibelungen bleibt noch abzuwarten. nun stimmen ABd zusammen gegenüber den lesarten von IC in 181 *(triwe : triwen),* 919 *(Ezel der wolgeborn : der künic wolgeborn),* 943 *(die vil* im auftact *: die),* 949 *(êre ie : êre),* 2541 *(im : in),* 3469 *(mir wol : wol),* 3532 *(her : der herre),* 3883 *(vor : von),* 3898 *(ich : ich iu),* 3942 *(erloubt ir : erloubet),* 4015 *(was : was noch),* 4083 *(nu mâzet : mâzet),* 4086 *(werte : wær),* 4063 *(maht sîn ie : es mahte),* 4304 *(über siben tage : an dem sibenden tage).* dazu kommen noch weiter aus dem gleich anzuführenden grunde Ad : IC in 3132 *(freudehaftem : vrœlîchem),* 4309 *(si mit wazer : mit wazzer si).*

Die übereinstimmungen von dC gegenüber I erstrecken sich nur auf wenige fälle, in denen jede handschrift den fehler leicht selbständig begangen haben kann. merkwürdig ist nur das gemeinsame fehlen von 4319. 20 (L. 1884), doch darf auch dies bei dem lückenvollen charakter von I nicht urgiert werden.

Was somit für d gilt, muss auch für dessen vermutliche vorlage (das kurze bruchstück O aus den Nibelungen) zutreffen. hier stimmen auch in der tat zweimal ABO gegenüber IhC (1136, 3. 1140, 2), während OC nur einmal übereinstimmend das überlieferte *recke* in *herre* verbessern (1137, 1), aber dieselbe neigung bei solchen ausdrücken kennen wir bei den meisten spätern abschriften (vLiliencron, Die Nibelungenhandschrift C s. 164).

Also auch IC gehen wider auf éin original zurück, dh. die bearbeitung, welcher die Klage in C unterzogen wurde, geschah auf grundlage eines textes der klasse I.

Dies handschriftenverhältnis fällt nun noch gegen Bartschens und Edzardis ganze hypothese erschwerend ins gewicht. denn wenn wir folgende kategorien der übereinstimmung zwischen den handschriften aufstellen müssen: entweder ABdI gegenüber C oder ABd gegenüber IC oder AB gegenüber dIC oder endlich A gegenüber BdIC, so müssen sich Bartsch und Edzardi zu der komplicierten annahme verstehen, dass d auf grund einer handschrift B angefertigt sei mit hinzunahme von lesarten aus I, dass aber trotzdem I doch wider auf grund von d durch aufnahme von lesarten aus C zu stande gekommen sei. hier müste also d eine doppelte redaction erfahren haben: vor und nach der entstehung von I. immerhin sehr unwahrscheinlich. Edzardi sagt sich zwar s. 59 ausdrücklich von der ansicht los, dass auf diese weise irgend eine handschrift zu stande gekommen sei, aber dann weifs ich nicht, bei welcher erklärung über diese fragen er sich beruhigen möchte. dass die anhänger dieser theorie aus anderen gründen sich auch noch zu einer doppelten redaction von I herbeilassen müssen, hat Scherer ausgeführt (Zs. f. österr. gymn. 1870 s. 404). wir kommen mit der einfachen annahme aus, dass das original von I auf grund der gleichfalls verlorenen vorlage von Od gearbeitet wurde, während C andererseits wider auf jenes original von I zurückgeht. unser stammbaum ist also in seiner einfachsten gestalt folgender weise festzuhalten:



nach solchen erwägungen müssen wir an Lachmanns resultat festhalten, dass allen übrigen handschriften zusammen noch nicht der gleiche wert wie A zukomme. je weiter die handschrift von der A zu grunde liegenden absteht, desto unwesentlicher wird sie für die kritik. an und für sich kann manchmal sehr leicht in B oder d oder wol gar einmal in C die richtige lesart sich erhalten haben, aber wissen können wir es nie und nur bei ganz offenbaren verderbnissen dürfen wir danach greifen.

A darf ebensowenig deshalb von seinem platze als mafsgebende handschrift entfernt werden, weil sie schlecht geschrieben ist, ebensowenig als C in seinem kritischen werte steigen kann, weil sie prachtvoll geschrieben ist. aber noch auf etwas hätten die gegner dieser Lachmannschen anschauung achten sollen. Bartsch hat zwar die flüchtigkeiten und schreibfehler von A gesammelt, um die handschrift gegen B herabzudrücken, aber weder er noch Edzardi haben sich vergegenwärtigt, wie weit A noch

durch die autorität der übrigen handschriften unterstützt wird. wir müssen die lesarten von A für sicher halten, erstens wo A und B übereinstimmen, zweitens aber auch wenn A und d gegen B übereinstimmen. mag man sich sonst auch das handschriftenverhältnis zurechtrücken wie man will, von jedem standpunkt aus muss man dahin geführt werden dass die übereinstimmung von A und d die fehlerhaftigkeit der abweichungen des dazwischenliegenden B beweist. so wird die richtigkeit der lesarten von A, manchmal sogar noch durch hinzutretende weitere bestätigung durch I oder D, erhärtet in 100. 161. 258. 277. 282. 340. 379. 452. 680. 730. 777. 915. 961. 993. 995. 1005. 1145. 1148. 1265. 1342. 1518. 1585. 1724. 1830. 1831. 1854. 1940. 2109. 2245. 2263. 2275. 2282. 2298. 2302. 2308. 2345. 2354. 2371. 2411. 2415. 2497. 2536. 2541. 2655. 2672. 2688. 2755. 2920. 2954. 3065. 3110. 3132. 3170. 3382. 3600. 3643. 3925. 3948. diese beispiele sind noch nicht einmal eine vollständige sammlung. wenn nicht gerade der fehler von B auf der hand lag, so ist von Bartsch fast immer und von Edzardi zum grofsen teil gleichwol die lesart von B in den text gesetzt.

Nach Edzardis ansicht sind alle die genannten handschriften jeder bearbeitung ungefähr in demselben grade mit dem original verwandt. danach wäre die wahrscheinlichkeit vorhanden, dass handschriften, die wir als späte und abgeleitete betrachten, ebenso leicht als die guten allein die richtige lesart bewahrt haben könnten. so setzt Edzardi denn auch gelegentlich varianten die sich etwa nur in D finden in den text, wenn sie ihm als die ursprüngliche lesart erscheinen. sonst befolgt er, soweit ich habe erkennen können, nur éinen kritischen grundsatz, den er s. 10f aufstellt. danach haben ihn 'selbständige untersuchungen' zu der ansicht geführt, 'dass von den beiden bearbeitungen B seltener absichtlich änderte als C, wol aber nicht ganz so sorgfältig geschrieben ist, dass also, wo es sich um unabsichtliche schreibfehler handelt, C in der regel den vorzug verdient; dass andrerseits aber C viel häufiger absichtlich änderte, dagegen sorgfältiger als B geschrieben ist. daraus würde folgen, dass, wo grund zu einer absichtlichen änderung nicht zu ersehen ist, C in der regel die gröfsere wahrscheinlichkeit für sich hat. wo aber ein solcher grund vorzuliegen scheint, hat in der regel B das ursprüngliche bewahrt und steht dem texte des originals näher.' dieser keineswegs sehr präcise grundsatz ist nur eine verhängnisvolle nachwürkung des unglückseligen Zarnckeschen kriteriums vom vorzug des sorgfältig und schön geschriebenen C vor dem nachlässigen A. als ob sorgfältigkeit oder sorglosigkeit des einzelnen manuscripts für den stammbaum der handschriften ins gewicht fallen könnte. da nun B und C sich fortwährend gegenüberstehen, ist Edzardi grofsenteils einem leeren raten preisgegeben, ob eine absichtliche änderung vorzuliegen scheine oder nicht. über solche erwägungen

sind die grundsätze, die aus dem handschriftenverhältnis abzuleiten waren, über gebür vernachlässigt und somit ist selbst vom standpunkt des herausgebers aus der aufgestellte text nur in sehr bedingtem maſse als ein kritischer zu bezeichnen.

Was sonst einleitung und anmerkungen bieten ist zum teil ganz dankenswert, ich meine besonders die umfangreichen zusammenstellungen und untersuchungen über stil und wortschatz der Klage, zum teil aber auch sehr verkehrt und merkwürdig wie die vermutungen über bewahrte oder beseitigte alte langverse oder wie der in der orthographie durchgeführte mangel des *u*- und *uo*- umlautes.

Straſsburg, 20 juli 1875. RUDOLF HENNING.

Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. eine litterarhistorische untersuchung von ERICH SCHMIDT. Quellen und forschungen IV. Straſsburg, Trübner, 1874. 122 ss. 8°. — 3,60 m.

Den weg für eine gründliche, streng philologische behandlung der minnesänger hat Lachmann in seiner ausgabe Walthers von der Vogelweide gewiesen. lange zeit blieb sein beispiel ohne nachfolge. erst in den vierziger jahren schloss sich Haupt ihm an mit seinen ausgaben von Hartmanns Liedern und büchlein, dem Winsbeken, Gottfried von Neifen und der schwierigen bearbeitung der lieder Neidharts von Reuenthal. von der Hagen hielt sich von Lachmanns einfluss frei; er häufte in seiner sammlung der minnesänger ein umfangreiches material zusammen ohne umsicht und kritik. Lachmann selbst bereitete später noch eine sammlung der ältesten liederdichter vor; als der tod ihn daran hinderte, sein werk abzuschlieſsen, führte Haupt es im sinne und nach der art des meisters zu ende. die verdienste dieser arbeiten brauchen nicht erst erörtert zu werden; sie sind bekannt. hier kommt es darauf an, den punkt zu bezeichnen, wo die ausgaben, auch als kritische leistungen, nicht zu genügen schienen, und die arbeiten späterer hervorriefen.

Überflüssigen worten feind, überall auf eine möglichst knappe form bedacht, hatten Lachmann und Haupt es verschmäht, ausführlich die untersuchungen darzulegen, durch welche sie die grundlage für ihre textkritik gewonnen hatten. selbstverständlich haben sie, die vor allen eine strenge methode in der deutschen philologie zur anerkennung gebracht haben, nicht unterlassen, das verhältnis und den wert der verschiedenen, oft übereinstimmenden, oft stark von einander abweichenden hss. zu prüfen;



aber sie haben die gründe ihrer entscheidungen oft nur kurz angedeutet, oft dem leser ganz überlassen, sie zu finden.

Dass diese zurückhaltung übertrieben und der verbreitung wissenschaftlicher einsicht nicht förderlich war, dürften die meisten zugeben. wie weit manche, die sich sogar berufen fühlten als kritiker Lachmanns und Haupts aufzutreten, von einer richtigen anschauung des handschriftlichen materials entfernt waren, zeigten angriffe, wie sie Haupt in seiner zeitschrift (11, 568) zurückweisen muste. aber auch wer sich einer sorglicheren nachprüfung unterzieht, wird oft nicht im stande sein, die gründe, auf welche die herausgeber ihre kritik stützten, zu erkennen, oft die richtigkeit ihrer entscheidungen bezweifeln und in widerspruch mit ihnen geraten. es erklärt sich das aus den grofsen schwierigkeiten, mit denen die kritik der minnelieder zu kämpfen hat. schwerer als bei andern erzeugnissen der alten dichtung gewinnt man hier eine richtige einsicht in den wert und das verhältnis der hss., die in ihren lesarten und angaben über die verfasser vielfach und stark differieren und in ihren verschiedenen teilen je nach den quellen, denen sie folgen, von aufserordentlich wechselndem wert sind.

Dass unsere kleinen liedersammlungen aus einzelnen liederbüchern hervorgegangen sind, hatte schon Benecke in den Beiträgen hervorgehoben; ja schon Bodmer hatte auf diese annahme gestützt der Pariser hs. den namen der Manessischen sammlung beigelegt. es muss also die kritik darauf ausgehen, eine anschauung von diesen liederbüchern zu gewinnen, die grofsen sammlungen in ihre ursprünglichen teile zu zerlegen und den wert dieser teile zu bestimmen. der erste versuch einer bis ins einzelne gehenden zergliederung der handschriftlichen überlieferung ist wol im dreizehnten bande dieser zs. an den gedichten Walthers von der Vogelweide gemacht. eben dort wurde auch die ansicht ausgesprochen, dass die lieder, welche der zeit nach zusammen gehören, sich in den handschriften neben einander finden müssen. unter beiden gesichtspunkten wurden bald auch die lieder anderer dichter untersucht, Friedrichs von Hausen und Hartmanns von Aue.

Aber die vergleichung der handschriftlichen überlieferung, so wertvoll sie auch für die kritik ist und so interessante blicke sie auch in das allmähliche wachsen der sammlungen gestattet, so führt sie doch in vielen fällen zu keinem sichern resultat; ja, je gründlichere einsicht man in das entstehen der sammelhandschriften gewinnt, je mehr man wahrnimmt, wie mannigfache schicksale die kleinen sammlungen, die ihnen zu grunde liegen, gehabt haben, wie oft diese alten liederbücher verstümmelt oder verkürzt, wie oft durch zusätze vermehrt sind, wie kritiklos bei diesen zusätzen verfahren wurde, um so unsicherer wird man sich in seinem urteil fühlen, um so dringender nach andern mitteln der entscheidung verlangen.

Hier bezeichnen Scherers Deutsche studien über den Spervogel und die anfänge des minnesanges einen entschiedenen fortschritt. die prüfung der handschriftlichen überlieferung, die namentlich in der abhandlung über den Spervogel zu überraschenden und evidenten resultaten führt, verbindet sich hier mit einer sorgsamen beobachtung nicht nur des sprachgebrauchs, des metrums und strophenbaues, sondern auch des stils, der gedanken und anschauungen. die sorglich gesammelten züge weifs der verfasser mit lebhafter phantasie zu einem anschaulichen bilde der dichterischen individualität zu gestalten; dabei ist überall der blick auf die kunst- und zeitgenossen gerichtet; man sieht den einzelnen sich bewegen in seiner zeit, wie er empfängt und gibt, anregt und angeregt wird, wie die kunstgattung unter der tätigkeit verschieden angelegter naturen sich allmählich entwickelt. — ich halte Scherers resultate nicht in allen punkten für richtig, in vielen für zweifelhaft; aber was tuts! die wissenschaft bedarf solcher kühnen griffe, wenn sie nicht in einzelheiten und einseitigkeit ersterben will. wenn die forschung auf dem betretnen wege fortschreitet, findet sie wol auf diesem selbst das correctiv für etwaige misgriffe.

In der vorliegenden arbeit über Reinmar und Heinrich von Rugge versucht ein schüler Scherers, der seitdem schon neue proben erfolgreicher arbeit gegeben hat, den schritten seines lehrers zu folgen. die aufgabe, die Schmidt für seine erstlingsschrift gewählt hat, ist nicht leicht. eine untersuchung über die lieder Reinmars und Heinrichs von Rugge ist wegen der verwirrung, die in den hss. herscht, mit ganz besonderen schwierigkeiten verbunden, und Schmidt ist zu wesentlich andern resultaten gekommen als die herausgeber von Des minnesangs frühling.

Von den liedern Heinrichs von Rugge geht der verfasser aus. die handschrift B, nimmt er im anschluss an bemerkungen Scherers an, enthalte den kern der Ruggischen liebespoesie, in C sei eine sammlung von zwölf strophen vorgeschoben, die einer etwas spätern periode angehörten, in der Reinmarischer einfluss würkte, aber auch überwunden wurde. dazu kämen dann noch einige strophen, die unter Reinmars namen überliefert sind. der verfasser bespricht die einzelnen lieder der reihe nach und hebt bei jedem hervor, was ihm für die art des dichters charakteristisch erscheint. auf s. 29 fasst er seine ergebnisse zusammen: ‘Heinrich von Rugge steht mit dem einen fufse noch auf dem boden der alten tradition, während er mit dem andern unter Reinmarschem einflusse schon die stufen der höfischen minnedichtung betritt, welche ihren hauptvertreter eben in Reinmar von Hagenau findet. er baut die metrik Veldeckes und Hausens weiter, bildet namentlich den innern reim kunstvoll aus, hat aber noch nicht jede unreinheit vermieden. ein beliebtes bindemittel ist ihm die responsion. da er nicht grübelt und lange reflectiert,

ist eine grofse zahl seiner gedichte einstrophig. im allgemeinen bleibt er dem gedankeninhalte der volkstümlicheren lyrik, besonders was die traditionelle naturempfindung betrifft, treu, tut aber auch der natur des *trûrens* genüge. weit besser gelingt ihm das heitere lied. sein glückliches liebesverhältnis zwang ihn selten zur trauer. er war ein frischer, lebenslustiger sanguiniker. seine sprache ist sehr einfach. er bedient sich schlichter parataxe und bevorzugt kurze, knapp gefasste schlusssätze. die asyndetische parataxe erscheint im leiche fast als manier. — über der minnepoesie vergisst Heinrich v. Rugge nicht das politische [1] und sittliche leben der zeit. ihm sind kräftige, ernste strophen gewidmet, welche einen festen sinn, und eine edle frömmigkeit offenbaren. in dieser hinsicht ist er ein genosse Walthers, wenn auch ein schwächerer. der leich ist eines der hervorragendsten kreuzzugsgedichte.'

Einen gröfsern raum nimmt die besprechung Reinmars ein. zunächst sucht der verfasser zu erklären, warum die lieder Reinmars in B in zwei von einander getrennten reihen, die zweite hinter Morungens gedichten, ohne bezeichnung ihres verfassers überliefert sind. auch hier sollen die ersten strophen von B (1—8) Reinmars älteste, einem früheren verhältnis angehörige lyrik enthalten. dieses erste, glückliche liebesverhältnis werde sich abgespielt haben, bevor Reinmar an den österreichischen hof gekommen; vielleicht in Strafsburg. [2] in Österreich habe er ein zweites, ohne liebesgenuss verlaufendes verhältnis begonnen; in ihm seien die lieder von streng höfischem gepräge entstanden. doch seien die lieder nicht immer streng nach diesem verhältnis zu scheiden, da grade Reinmar wenig tatsächliches und greifbares gebe, sondern sich mit vorliebe der reflexion und gefühlsanalyse überlasse. aus dem charakter dieser poesie und seiner liebe erkläre sich seine vorliebe für die antithese und seine neigung zu conditionalem ausdruck. naturempfindung fehle so gut wie ganz. einstrophigkeit sei selten, da seine dichterische begabung mehr auf breites ausströmenlassen der gedanken, als auf prägnante kürze ziele. — auch eine bestimmte entwickelung glaubt der verfasser in dem zweiten liebesverhältnis Reinmars nachweisen zu können. den kern eines ganzen cyklus von gedichten bilde die r e d e; doch sei die ursprüngliche folge dieser lieder, die mit 166, 15 be-

[1] nur in str. 108, 30 ist an polemik gegen römische habgier gar nicht zu denken. der verfasser ist hier durch die mächtige zeitströmung von dem wege einfachen und richtigen verständnisses abgelockt. das gedicht ist gar nicht ein ernstes, die gebrechen der zeit rügendes lied, sondern ein jammerlied, dass die ritter zu wenig sport treiben, das geld zu sehr hegen, das sie doch schliefslich nicht mit nehmen können.

[2] der verf. teilt, ich glaube mit recht, die ansicht KSchmidts, dass Reinmar, die nachtigall von Hagenau, einem Strafsburger geschlecht dieses namens angehört habe.

ginnen, nicht gewahrt. — mit 180, 27 ende die reihe von strophen, welche durch die übereinstimmung der parallelen hss. B und C gut verbürgt seien. in C folge eine serie von strophen, in denen mehrere unreine reime gegen Reinmar sprächen und welche dem charakter der Reinmarschen poesie durch frische bildlichkeit, kecke laune, unbekümmerte weltfreude abgewandt seien. die vermutung, dass der verfasser dieser lieder kein anderer als Heinrich von Rugge sei, liege nahe, da gruppen Ruggescher strophen, besonders in C, fälschlich der sammlung von Reinmars liedern einverleibt seien. nach Schmidts ansicht sind von Rugge MF 180, 28—186, 18; 190, 27—192, 24; vielleicht auch 194, 18—194, 33. aufserdem sind nicht von Reinmar, aber auch nicht näher zu bestimmen: 155, 27—156, 9; 192, 25—194, 17; 195, 37—196, 34; 198, 4—27. 199, 25—201, 11; 203, 10 —23; 203, 24ff.

Sein urteil über die hss. fasst der verfasser dahin zusammen, 'dass die quelle der hss. B und C durchaus treu und zuverlässig ist. sie kann nicht auf grund der interpolationen sehr zugänglichen liederbücher der fahrenden entstanden sein, sondern muss aus a d l i g e n kreisen stammen. verwirrung trat erst durch die sammelbücher der spielleute ein; dafür ist uns die hs. A von grofser bedeutung.'

Auf s. 77—120 folgen noch anmerkungen und excurse, in denen der verfasser vorbringt, was er über die verbreitung und anwendung einzelner worte und wendungen bei der lectüre gesammelt hat. als überflüssig wird solche sammlungen niemand bezeichnen, der sinn für die allmähliche bereicherung des sprachschatzes und die verbreitung gewisser anschauungen und wendungen hat; es sind beiträge zu einer historischen darstellung des sprachschatzes. — man bezeichnet die sprache als das archiv der gedanken und anschauungen einer nation; aber dies archiv ist bis jetzt nur nach äufserlichen gesichtspunkten geordnet; kein mensch übersieht es.

Wenn ich nun mein urteil abgeben soll über das, was der verf. in dieser erstlingsschrift geleistet hat, so kann ich auf die einzelnen beobachtungen und bemerkungen, unter denen viel gutes und anregendes ist, natürlich nicht eingehen. was die hauptergebnisse betrifft, so stimme ich seiner ansicht zu, dass im MF unter Reinmars namen manche strophe aufgenommen ist, welche nicht Reinmar zum verfasser hat. ich würde jedoch nach den angeführten indicien nicht so sicher zwischen echtem und unechtem zu scheiden wagen, noch weniger mit solcher bestimmtheit eine reihe von strophen und liedern dem Heinrich von Rugge zusprechen mögen. ferner habe ich bedenken gegen die auffassung der Reinmarschen poesie; bedenken die ich um so freimütiger äufsern darf, als sie auch meine eignen arbeiten über Walther von der Vogelweide treffen. sollte man würklich befugt

sein, in den liedern dieser hofdichter, deren nächste aufgabe doch war zur unterhaltung ihrer umgebung beizutragen, den niederschlag eigner erlebnisse zu suchen? hat man ein recht, alle die klagen und freudenlieder, die andeutungen über erhörung und zurücksetzung, freundlichkeit und härte der dame auf würkliche ereignisse im minnedienste der dichter zu beziehen? sollte nicht die muse dieser dichter ebenso sehr als durch ihre eignen liebesverhältnisse, durch die bedürfnisse und wünsche der umgebung angeregt und geleitet sein? und darf man unter diesen umständen darauf rechnen aus ihren liedern einen würklich erlebten liebesroman herstellen zu können? selbst wo die handschriftliche überlieferung dieser auffassung entgegen kommt, darf man sie vielleicht nicht als sicher und erwiesen annehmen. ja man darf vielleicht nicht einmal behaupten, dass lieder, deren überlieferte folge der natürlichen entwicklung eines liebesverhältnisses entsprechen würde, in dieser folge entstanden und vorgetragen sind. tatsache ist, dass die sammler von sprüchen das ihnen vorliegende material oft nach dem inhalt geordnet haben, könnten sie nicht in ähnlicher weise auch die lieder an einander gereiht haben? ich will diese fragen hier nicht entscheiden; ich meine aber, man hat sie doch bei diesen untersuchungen aufzuwerfen und im auge zu behalten. — bedenken erregen mir endlich auch die ansichten, welche der verfasser über die grundlage seiner auseinandersetzungen, über die handschriftliche überlieferung und ihre bestandteile aufgestellt hat; wenigstens haben mich seine bemerkungen nicht überzeugen können, dass die ansicht, die ich mir selbst vor nunmehr neun jahren über diesen punkt gebildet habe, unrichtig sei. sie möge hier eine stelle finden. — die folgende tabelle stellt die überlieferung der Ruggischen strophen übersichtlich dar; mit C^h sind die in C unter dem namen Heinrichs von Rugge überlieferten strophen bezeichnet, mit C^r die, welche unter Reinmars namen stehen.

	MF	C^h	C^r	B	A	E
I	99,29	1	188			
	100,1	2	189			
	12	3	190			
	34	4	191			
II	101,7	5	192			
(XI)	110,8		193			283
III	101,15	6				
	23	7				
	31	8				
IV	102,1	9				
	14	10				
V	27	11				
	34	12				

	MF	C^h	C^r	B	A		E
VI	103,3	13	194	1	14	L. v. Seven	
	11	14	195	2	12	„	
	19	15	196	3	13	„	
	27	16	197	4			
(VII)	105,15		[169]	5			
	24	17	[170]	6			
VIII	106,24	18	198	7	1		
	34	19	199	8	2		
	107,7	20	200	9	3		
	17	21	201	10	4		
IX	27	22	202	11	5		
	35	23	203	12	6		
	108,6	24	204	13	7		
	14	25	205	14	8		
(VII)	103,35		[163]	15	49	Reinmar	
	104,6		[164]	16	50	„	
	15		[165]	17	51	„	
	108,22	26		18	56	„	
	30	27		19	57	„	
	109,1	28		20	58	„	
(I)	100,23	29	206	21			
(XI)	110,17	30	[186]				
	109,36	31	[187]		48	„	282
(XII)	110,26	32		22			
	34	33		23			
	111,5	34					

Schmidt nimmt an, dass B 1—23 den alten kern bilden; auch C 34 soll in der gemeinschaftlichen quelle gestanden haben und nur ausgelassen sein, weil sie verstümmelt und in ihrer zweiten hälfte unverständlich ist. C 1—12 sollen später vorgeschoben sein. ich glaube nicht. wenn den inhabern von liederbüchern später strophen bekannt wurden, die zu tönen ihrer bücher gehörten, so trugen sie diese, wie das begreiflich und an vielen stellen erkennbar ist, am rande oder am schluss nach. wo die zusätze am rande eine stelle fanden, veranlassten sie oft eine abweichende strophenfolge in verwandten hss. wo sie am schluss nachgetragen wurden, lassen sie auch in unsern gröfsern sammlungen noch das ende der alten liederbüchlein erkennen. solche nachträge beginnen hier für die quelle BC mit B 21 C 29; diese einzelne strophe gehört zum ersten ton. da sich nun dieser erste ton nur in C findet, so hat man anzunehmen, dass er in B verloren, nicht dass er in C später hinzugefügt ist. bestätigt wird diese annahme, wenn man die strophenreihe vergleicht, welche in C unter Reinmars namen überliefert ist. die übereinstimmende strophenfolge zeigt, dass sie dieselbe quelle wie

BC[h] voraussetzt; auch hier erscheint str. 100,23 als ein nachtrag, aber auch hier geht der ton zu dem sie nachgetragen ist voran.

Die strophe B 21 C 29 ist ein nachtrag den schon die gemeinsame quelle BC erhielt, ebenso die strophen 110,26ff, welche in beiden hss. übereinstimmend noch folgen; für jüngere zusätze hat man die strophen zu halten, welche nur in B oder nur in C erhalten sind. freilich ist es möglich, dass der schreiber eine oder die andere strophe übersah, oder absichtlich ausliefs; da wir aber sehen, wie die sammler bemüht waren, ihre bücher zu vervollständigen, so darf man im ganzen annehmen, dass strophen, die nur éine hs. bietet, in der gemeinsamen quelle fehlten; also die strophen B 5. 15—17. C 30. 31. die annahme findet hier ihre bestätigung darin, dass alle diese strophen uns keinen ton vollständig geben. B. 5. 15—17 gehören zu einem ton, der uns vollständig oder vollständiger in C[r] 163—173 erhalten ist; C 30—31 gehören zu einem ton, von dem andre strophen in A, C, E unter Reinmar, in B unter Friedrich von Hausen überliefert sind; eine von ihnen (110,27) steht sogar in engster beziehung zu einer an dieser stelle nicht überlieferten strophe. — ebenso mögen die töne C 6—12 noch nicht in der gemeinsamen quelle BC vorhanden gewesen sein; die vergleichung mit B lässt sich hier nicht anstellen, da B am anfang einbufse erlitten hat, die strophen fehlen aber in der parallelen strophenreihe C[r]. in ihr fehlen auch C 26—28; sie müssen zwar, da sie auch in B an derselben stelle stehen, schon in der quelle BC vorhanden gewesen sein, sind aber wol ein jüngerer nachtrag zu diesem liederbüchlein, wie es jedesfalls die folgende strophe ist. als den sichern kern der quelle BC, von welchem eine untersuchung auszugehen hat, erhalten wir also die strophen: C 1—5. 13—25; dann kamen als nachträge hinzu C 29, vielleicht auch C 26—28, später C 32—34; noch später alles übrige.

Unter den strophen, die sich als der älteste bestandteil der quelle BC ergeben haben, sind nur drei, die auch unter dem namen eines andern dichters überliefert sind; B 1—3 stehen in A unter Liutolt von Seven. dass diese angabe nichts zu bedeuten hat, ist bekannt. der beachtung und prüfung wert aber ist, dass eine strophe (105,24) zu einem tone gehört, der sonst auch unter Reinmars namen vorkommt. es fragt sich, welche überlieferung den vorzug verdient. die herausgeber von Des minnesangs frühling und Schmidt reihen sie unter die lieder Heinrichs von Rugge; ebenso die töne 108, 22. 109, 9 die ganz oder teilweise unter den nachträgen der quelle BC aufgenommen sind, anderwärts aber unter andern namen begegnen. um den wert der widersprechenden angaben würdigen zu können, muss man auch die strophen in betracht ziehen, welche in C[r] der besprochenen strophenreihe vorangehen.

	MF	C^r	C^b	B		A		E
I	109,9	160		12	Hausen	46		279
	18	161		13	„	47		280
	27	162		14	„			281
II	103,35	163		15	Rugge	49		
	104,6	164		16	„	50		
	15	165		17	„	51		
	24	166						
	33	167						
	105,6	168						
	15	169		5	„			
	24	170	17	6	„			
	33	171						
	106,6	172						
	15	173						
III	187,31	174				52		
	188,5	175				54		
	18	176				53		
IV	189,5	177				59		
	14	178				60		
	23	179				61		
	32	180						
V	190,3	181				62		
	11	182				63		
	19	183				64		
VI	27	184				9	R. d. videler	
	36	185				10	„	
(I)	110,17	186	30					
	109,36	187	31			48	Reinmar	282

A und C gehen in dieser reihe augenscheinlich auf dieselbe quelle zurück; str. 186. 187 C sind nachträge zum ersten ton; nachgetragen sind vielleicht auch schon die beiden vorhergehenden strophen, die in A unter dem namen Reinmars des fiedlers stehen und nicht den charakter Reinmars des alten zeigen. das übrige legen A und C^r übereinstimmend Reinmar dem alten bei; in B und C aber finden sich mehrere strophen unter Rugge. von diesen haben sich jedoch B 15. 16. 17. 5 und C 30. 31 als jüngere nachträge ergeben, die geringere gewähr für den namen des verfassers bieten. dem alten kern, der gemeinsamen quelle BC, gehörte nur B 6 = C 17 an. aber auch hier hat die angabe von AC gröſseres gewicht; denn in BC steht die strophe vereinzelt, in AC mit andern desselben tones zusammen; ferner fehlt sie unter Rugges namen in der strophenreihe C^r die auf dieselbe quelle wie BC zurückweist, und drittens sieht man den anlass, aus dem BC jene zusatzstrophe unter Rugge empfieng; die ähnlichkeit des tones bestimmte den sammler sie einzufügen; sie

unterscheidet sich von dem vorhergehenden ton nur durch eine waise vor der letzten zeile. die überlieferung also führt darauf, die strophenreihe C 160—183 Reinmar zu belassen. von dieser voraussetzung muss die untersuchung ausgehen; ich glaube nicht dass sie auf punkte stofsen wird, welche zwingen jene voraussetzung zu verwerfen. auf eine nähere erörterung dieser frage will ich hier nicht eingehen, auch nicht auf eine prüfung der übrigen handschriftlichen überlieferung Reinmars. nur eins möge noch bemerkt werden. für den ton 108,22 war der name Heinrichs von Rugge durch die quelle BC nicht sicher verbürgt; A bringt ihn hier (56—58) unter Reinmar. man würde, da in C die entsprechenden strophen fehlen, sein zeugnis sehr gering anschlagen dürfen, wenn nicht das lied dactylisch wäre. vor den dactylen scheinen sich die schreiber oder sammler zuweilen gefürchtet zu haben; A hat alle dactylischen lieder Morungens übergangen. wer der verfasser des liedes ist, wird ungewis bleiben; Reinmar sicher nicht.

Greifswald im august 1875. W. Wilmanns.

Fischenich und Charlotte von Schiller. aus ihren briefen und andern aufzeichnungen. von dr JHHennes. Frankfurt a/M., Sauerländer, 1875. 8⁰.

Eine dankenswert ergänzte, zum teil verbesserte widerholung von desselben verfassers bekanntem Andenken an Bartholomäus Fischenich (Cotta, 1841).

Zu den vier briefen Schillers an Fischenich im Andenken, deren erster vom 11 februar 93 schon in den Rhein. prov.-blättern 1837 gestanden hatte, kommt kein neuer von Schiller hinzu. dem widerabdruck derselben, was aus dem vorwort (s. iv) erschlossen werden kann, liegen abermals nicht die originale: den drei späteren namentlich die alten abschriften Ernsts von Schiller zu grunde. vergleicht man die kleinen verschiedenheiten dem texte im Andenken gegenüber, so muss der vorliegende abdruck als correcter bezeichnet werden. im briefe Jena, 25 juli 93 ist sogar ein absatz über die zerstreuung der 'tischgesellschaft' ergänzt (s. 29), der im Andenken (s. 36) fehlt.

Fünf briefe Fischenichs an Schiller nach abschriften Hoffmeisters (vgl. vorw. s. iv) treten hier neu hinzu. die briefe Schillers an Fischenich nehmen antwortenden bezug auf sie. auch sind erstere besonders durch mitteilungen über akademische beziehungen Fischenichs und über die politische gährung in den

Rheinlanden vor der invasion der Franzosen interessant. fälschlich schreibt Hennes (s. 12) dem briefe aus Leipzig vom 30 mai 92 bestimmenden einfluss zu auf Schillers xenien über Ernst Platner, die ganz andere grundlagen zeigen. auch die bemerkung, dass 'diese xenien, nebst so vielen andern, später beseitigt worden' aber jetzt wider 'in der ausgabe von Goedeke' stünden, beruht wie man sieht auf unklarheit über die sachlage.

Das Andenken enthält keine briefe Fischenichs an Charlotten. die hier abgedruckten scheinen auf mitteilung durch Schillers tochter Emilie zurückzugehen (vgl. vorw. s. IV). gleicher quelle entstammen die briefe Fischenichs an Charlotten in (Urlichs) Charlotte von Schiller und ihre freunde (III s. 98 ff). die neuen briefe dieser sammlung aus den jahren 92—94 hat Hennes nur in drei kurzen fragmenten berücksichtigt, dagegen die lücke bei Urlichs bis zum j. 1802 durch einige neue briefe ausgefüllt. es sind dies je ein brief aus 96, 97 und 99, welche bedeutsame aufschlüsse über die ereignisse und zustände in den Rheinlanden und insbesondere in Bonn nach dem einzuge der Franzosen (er erfolgte in Bonn bereits am 8 october 94) entnehmen lassen. hiernach berichtigt sich Urlichs bemerkung (s. 109), dass der erste brief Fischenichs nach der invasion, den Lotte am 24 (soll heifsen 26) julius erwidert hätte, sich nicht erhalten habe. der brief Lottens (Andenken s. 50 hier widerholt s. 46) beantwortet vielmehr erst jenen Fischenichs vom 2 julius 99, dem bereits zwei andere über den französischen einbruch vorangegangen waren. ähnlich interessanten inhalt hat die gedrängte abschrift eines briefes vom märz 1800 und der brief vom 19 märz 1802, mit welchem jene erst abgesant wurde. während bei Urlichs (s. 109) die abschrift vollständig mitgeteilt ist, finden wir bei Hennes (s. 41) ein blofses fragment derselben, hingegen (s. 51) den begleitenden hauptbrief, wichtig insbesondere wegen der französischen mafsnahmen an der Bonner universität. von den folgenden vierzehn briefen und billeten der Urlichsschen sammlung aus den jahren 1804—20 findet sich bei Hennes auffallender weise nur der brief vom 5 nov. 1805, obwol sie alle für die charakteristik Fischenichs und seine schicksale nicht ohne wichtigkeit sind, obwol die von Hennes eingeschalteten briefe Charlottens zum teil bezug darauf haben (so der vom 1 märz 1805 s. 66 auf jenen von Fischenich Bonn 19 dec. 1804 Url. s. 112), obwol ferner aus ihnen für Charlottens verhältnisse manches sich ergibt, so ihr von Hennes ignoriertes zusammentreffen mit Fischenich in Weimar im j. 1820 (vgl. Url. s. 128 f) udgl. dem entgegen sind die fünfzehn briefe aus 1805—1821, die bei Hennes neu hinzutreten, unstreitig zum teil von minderem belange, ja die ganze correspondenz über die unterbringung des fräuleins von Könneritz als erzieherin in der familie des grafen von Belderbusch hätte kaum verdient des breiten aufgenommen zu werden.

Hennes kannte das buch Charlotte v. Sch. und ihre fr. er citiert es (s. 8), indem er ihm eine stelle aus einem briefe Charlottens an Fritz von Stein entlehnt (ein zweites mal in der anm. s. 38). doch zeugen offenbar auch andere stellen, so mindestens zb. die excerpte aus briefen der frau von Stein (s. 9) und Dora Stocks (s. 12) von benutzung jener sammlung. indes fehlt bei Hennes an betreffender stelle nicht nur jeder hinweis auf die von ihm ignorierten briefe Fischenichs in Charl. v. Sch. u. i. fr., er lässt auch unaufgeklärt, wie der gebotene zuwachs möglich geworden und ob seinem drucke die originale oder abschriften zu grunde liegen.

Die überwiegende mehrzahl der mitgeteilten briefe bilden jene Charlottens an Fischenich. ihr gegenüber, die das nachricht geben als pflicht übt, war Fischenich, der fast immer eines besonderen anlasses und zweckes zum schreiben bedarf, der lauere correspondent. das Andenken enthält sechszehn briefe Charlottens an Fischenich aus den jahren 1792—1821, die vorliegende sammlung ist um vierundzwanzig stücke reicher. diese vermehrung betrifft insbesondere die jahre seit 1806 und enthält noch zwei briefe aus 1823 und einen aus 1824. auch ein schreiben der frau von Lengefeld an ihre enkelin Emilie und zwei billete Emiliens an Fischenich nach dem tode der mutter wird man willkommen heifsen. die briefe Charlottens im Andenken sind hier widerholt, doch fehlen, ohne dass irgend welcher grund ihrer auslassung ersichtlich würde, drei inhaltsreiche längere briefe, um so interessanter, als sie aus Schillers todesjahre herrühren, ferner je ein brief aus 1809 und 12, beide relativ nicht unbedeutend. man durfte erwarten, dass bei den fehlenden briefen jedesmal wenigstens auf das Andenken verwiesen wäre. übrigens mangeln auch hinsichtlich der briefe Charlottens an Fischenich genauere angaben über die grundlagen des abdrucks. sind insbesondere die hinzugetretenen briefe Charlottens auf die mitteilungen Emiliens (vorw. s. IV) oder auf Hermann Gerhards sammlung von Fischenichs papieren, denen das Andenken die briefe 'zum grösten teil' entnommen hat, zurückzuführen? (s. die vorr. z. Andenken).

Vergleicht man den abdruck der widerholt mitgeteilten briefe Charlottens an Fischenich hier und im Andenken, so stellt sich im ganzen der frühere als genauer und nicht selten vollständiger heraus. zum belege mag aus einem verzeichnisse der wichtigeren abweichungen nur einiges die briefe Ludwigsburg, den 7 nov. 93 und Jena, den 26 juli 99 betreffende bemerkt sein. da heifst es im ersteren zb. hier 'Cultur, die mir wohl thut im umgang', im Andenken offenbar genauer 'die mir wohl macht im umgang'; hier 'nach Stuttgart konnte er (Schiller) doch nicht so ohne weiters', dort 'ohne diefs' (was auf den früher gemeldeten tod des herzogs geht). in dem andern briefe fehlen zb. zwei absätze,

welche im Andenken (s. 54) gebracht sind und zwar ohne dass dies, wie gleich darauf und auch sonst, jedoch keineswegs überall consequent, durch ein etc. ersichtlich gemacht wäre; im verlaufe des briefes ferner heifst es hier: ‘sein (Steins) letzter brief war so traurig’ usw., wozu im Andenken hinzukommt ‘wie ich es nicht an ihm gewohnt bin.’ dergleichen und noch viel auffallendere abweichungen zeigt fast jeder der briefe nicht zum vorteile des zweiten abdrucks. freilich ist hie und da eine aus persönlichen rücksichten früher unterdrückte stelle nunmehr ergänzt, so schreibt gleich in dem zuletzt angeführten briefe Charlotte über Fichard, dass er ‘manches ungemach erdulden’ möge, wobei im Andenken die worte ‘durch seine schöne frau, die er nicht zu behandeln weifs’ gestrichen sind.

Die orthographie, interpunction, absatzgebung behandelt Hennes hier wie schon im Andenken und zwar in allen briefen nach eigenem ermessen.

Was die biographischen und historischen notizen anlangt, mit denen der herausgeber die briefe begleitet, so sind sie grösstenteils und zwar wörtlich aus dem Andenken herübergenommen. manches auf Schiller und seine familie bezügliche, dessen kenntnis inzwischen allgemein geworden, ist mit recht bei seite geblieben. einiges erscheint nunmehr berichtigt. so meldet Schiller in dem briefe vom 20 märz 93, er habe ‘für den sommer eine, sehr viel zeit kostende schriftstellerische beschäftigung’. im Andenken wird dabei vermutungsweise auf die Briefe z. ästh. erz. d. m., auf die abhandlung Über das erhabene, ja auf den Wallenstein verwiesen (s. 32). jetzt ist diese tappende anmerkung wenigstens unterdrückt. Schiller meint offenbar seine projectierte schönheitslehre, den Kallias. mit dem briefe vom 25 jul. 93 ferner schickt Schiller an Fischenich eine probe davon, wie er zuweilen seine von krankheit freien augenblicke zu benutzen suche. hiebei ist erst in der vorliegenden ausgabe richtig und bestimmt die abhandlung Über anmut und würde genannt (s. 29). ähnliche weglassungen und berichtigungen erfahren die notizen des Andenkens über Schillers tätigkeit seit dem Wallenstein (s. 61 ff). noch sei erwähnt, dass es der jetzigen ausgabe zum vorteile gereicht, wenn des verfassers conservative gesinnung, wonach er zb., mit einem bedauernden seitenblicke auf Schiller, sogar ein citat aus Jarckes Vermischten schriften gegen diejenigen ins treffen führt, welche ‘die principien der revolution lieben und die terroristischen folgerungen hassen’ (Andenken s. 45), nirgends mehr einseitig hervortritt; dass ferner der eigentümliche schluss des Andenkens, wo Hennes seiner katholischen gesinnung mit einem lateinischen kirchengebete glaubte genug tun zu müssen, nunmehr unterblieben ist.

In seinen notizen citiert der verfasser gelegentlich (s. 6 f) ein fragment aus dem briefe Schillers an Körner vom 5 (nicht 3

wie Hennes schreibt) märz 91. es ist dies der brief, in welchem Schiller dem freunde unter anderm von seiner krankheit und seinem beginnenden studium Kants nachricht gibt, ein brief, den die erste aufl. des Schiller-Körnerschen briefw. ausdrücklich als fehlend bezeichnet. er ist nunmehr in der ausgabe von Goedeke eingereiht (I s. 402f). doch war der brief vorher schon öfter (vgl. Goedeke aao. II s. IV f), ja sogar in Karolinens von Wolzogen biographie Schillers abgedruckt. da wirft es nun kein gutes licht auf Hennes einschlagende quellenkunde, wenn er den brief als bis jetzt noch ungedruckt anführt (s. 6). die stelle aus dem briefe Körners an Schiller vom 6 aug. 1804, auf des letztern jüngsten krankheitsanfall bezug nehmend, schöpft Hennes (s. 65) offenbar, ohne es zu sagen, aus Charl. v. Sch. u. i. fr. (III s. 67), woraus auch Goedeke einen absatz dieses briefes aufnahm (II s. 470).

Die nachrichten des verf. über Fischenich, die sich wie schon ursprünglich an den nekrolog in der Preufs. staatsz. (1831 nr 157) anlehnen, aber auch sonstige hilfsmittel und Bonner traditionen benutzen, ergänzen sich nunmehr durch die eigenen briefe Fischenichs in willkommener weise. für unsere detailkunde von dem auftreten der Franzosen in den Rheinlanden, von ihren mafsregeln im schulwesen und an der Bonner universität nehmen diese briefe quellenmäfsige bedeutung in anspruch. in den mitteilungen von und über Fischenich liegt der hauptwert gegenwärtiger publication. weniger neues bringt das von und über Charlotten gebotene. doch gebührt in bezug auf Schillers gattin dem werke neben Charl. v. Sch. u. i. fr. und Düntzers Briefen von Schillers gattin an einen vertrauten freund (Knebel) Leipzig 1856 die nächst bedeutende stelle. wider tritt uns hier aus Charlottens briefen das bild der edlen frau, mit seinen charakterzügen echt weiblicher empfänglichkeit und milde, treuer hingebung an gatte und kinder, tiefen natursinns, warmer deutscher gesinnung und christlicher doch nicht dogmatisch beschränkter gläubigkeit woltuend entgegen.

Wien. KARL TOMASCHEK.

Vor hundert jahren. mitteilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den tagen der genieperiode von Robert Keil. festgabe zur säkularfeier von Goethes eintritt in Weimar (7 nov. 1775). 2 bde. Leipzig, Veit u. co., 1875. — 10 m.
I. Goethes tagebuch aus den jahren 1776—1782.
II. Corona Schröter. eine lebensskizze mit beiträgen zur geschichte der genieperiode.

Jubiläen zum gedächtnisse grofser männer oder bedeutungsvoller tage erhalten die schönste weihe durch würdige, neues bietende festschriften, welche als belehrende und erhebende denkmäler bestehen bleiben. mehrere Goethejubiläen haben derartige monumente gefunden, so erschienen 1849, ein jahr nach den Briefen an frau vStein, Goethes Briefe an Leipziger freunde, von OJahn mit gewohntem geschmack und verständnis besorgt, 1865 vBiedermanns Goethe und Leipzig, nicht zu vergessen der kleineren festgaben für die stille gemeinde von SHirzel und anderen. die jüngste zeit hat aus dem unerschöpflichen schachte reiche neue schätze ans licht gebracht. Bratranek hat im auftrage der Goetheschen enkel die Naturwissenschaftliche correspondenz herausgegeben, Urlichs uns durch die Briefe an Johanna Fahlmer überrascht, Uhde eine zweite vermehrte auflage der Seidler geschenkt. die Briefe an Soret sind unter der presse, und Creizenach bereitet die langersehnten schreiben an Suleika (Marianne vWillemer) zur veröffentlichung vor. Kriegks Goethe als rechtsanwalt unterrichtet uns über Goethes Frankfurter praxis, von der wir bisher wenig oder nichts wusten. der vLoeperschen commentare sei gedacht. Düntzer hat eine weitläufige monographie über frau vStein geliefert, vBeaulieu-Marconnay durch seine schrift über den minister vFritsch Goethes anstellung in Weimar neu beleuchtet, vBiedermann Goethes beziehungen zu Dresden und seinen bewohnern dargestellt. während ich dies schreibe, erhalte ich das dreibändige werk Der junge Goethe, eine auf grund der handschriften und ersten drucke von SHirzel (mit unterstützung von MBernays) sorgfältigst angefertigte chronologisch geordnete ausgabe der briefe und dichtungen von 1764 bis 1776, ein Goethedenkmal von berufener hand.[1]

Die vorliegende festschrift Robert Keils zum 7 november enthält so viel neues material zur kenntnis der ersten Weimarer jahre, dass eine eingehende besprechung keiner rechtfertigung bedarf. der geschätzte geschichtsschreiber des Jenaer studentenlebens und sammler alter studentenlieder tritt nicht zum ersten male in die reihe der Goetheforscher, ist doch der köstliche brief-

[1] neue Goethebriefe aus späterer zeit teilten jüngst Hirzel (Zs. f. d. phil. 6 drei an Steinhäuser) und Hettner (Deutsche rundschau oct. neunzehn an Schubarth) mit.



wechsel der frau rat von ihm herausgegeben. aber schon damals muste man die unvollständigkeit des gebotenen, die auf mangelhafter litteraturkenntnis beruhte, und die dürftigkeit der mehr breiten als tiefen einleitung rügen; weshalb wir diese neue publication Keils nicht ohne ein gewisses mistrauen in die hand nahmen. leider hat sich dieses mistrauen in mehr als einer beziehung bestätigt. wir wünschten der jedem litterarhistoriker unentbehrlichen spende eine andere fassung und dürfen neben verdienter anerkennung verdienten tadel nicht zurückhalten.

Gleich die erste mitteilung gibt uns dazu veranlassung. Keil sagt (Vorbemerkungen s. 3): 'der brief Oesers an Goethe (nr 1), welcher ebenso wie die briefe von Schmid, Basedow, Schlegel, Ring (nr 2—5) hier wortgetreu nach dem original folgt, füllt eine lücke in dem bisher bekannten briefwechsel ... aus.' dieser brief ist aber bereits vor zehn jahren von Biedermann in seinem allbekannten buche Goethe und Leipzig II, 28 ff veröffentlicht und danach in der zweiten auflage der Briefe an Leipziger freunde (s. 166) am gehörigen orte abgedruckt worden. trotzdem ist der getreue abdruck bei Keil sehr willkommen. was Biedermann vorgelegen hat, war offenbar keine ungenaue copie, sondern ein unvollständiger brouillon. deshalb sehr bedeutende abweichungen, aber fast nur stilistischer art. im entwurf fehlt der schluss von den worten 'noch merken Sie liebster freund' an (Keil s. 11), somit auch das datum 25 nov. 1768. Goethe und Leipzig s. 31 ff steht Goethes antwort (auch bei Jahn); er entschuldigt sich darin, Weifsen den versprochenen nekrolog auf Seekatz (Jahn s. 162, vgl. Keil s. 12) noch nicht geschickt zu haben. die mageren notizen in der Neuen bibl. IX, 147 sind nicht von ihm.

Schmids brief scheint nach Jena gerichtet zu sein; an wen, bleibt fraglich. nr 3 (Basedow an Karl August 4 juli 1774) und 4 (JHSchlegel an Bertuch 22 april 1775) fordern zu keiner bemerkung auf. die note über Basedow (s. 16) ist in ihrer zweiten hälfte sehr trivial. in nr 5 interessiert uns Rings klatschsüchtiger bericht an Wieland über Klopstocks Karlsruher aufenthalt (1775); doch vermisst man eine andeutung über des schreibers person und stellung, vgl. meinen HLWagner s. 96 und Lappenberg Briefe v. u. a. Klopstock s. 262.

S. 25 f wird uns endlich der herliche erste brief Karl Augusts an Goethe von ende december 1775 vollständig mitgeteilt, der sich bei Riemer II, 19 lückenhaft und incorrect findet (danach bei Vogel). zaghaft hat Riemer die worte nach *übel wird* bis *ich komme* und den schluss von *Miselchen* an unterdrückt. zu den worten *es sind hier* (in Gotha) *der leute comme il faut so viel, und wissen so genau ihre fischpflicht* verweist Keil richtig auf den schluss des vorausgegangenen Goetheschen briefes *alles was*

mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze haus legt sich zu füſsen.

der pflicht vergessen
wir fische nie,

doch ohne kenntnis der quelle dieses, wie es scheint, damals in den Weimarer hofkreisen ähnlich wie später *liebes löwchen, brülle noch einmal* beliebten scherzwortes. die verse sind aus Wielands erst 1776 im Merkur erschienenen Wintermärchen I t. Der fischer und der geist, wo es nach der frage *fische, thut ihr eure pflicht?* heiſst:

da reckten die fische die köpf' empor
und sangen alle in hellem chor:
'der pflicht vergessen
wir fische nie'

(Werke 21, 175, widerholt s. 178, vgl. 214). noch am 28 sept. 1778 schreibt Goethe an frau vStein (I, 184): ich *halte haus und bin eben in meiner pflicht wie die berühmten fische in der pfanne.*

Sehr dankbar sind wir Keil ferner für die unverkürzte publication der Einsiedelschen matinée in übermütigen knittelversen Schreiben eines politikers an die gesellschaft, s. 27 ff. vgl. Vorbemerkungen s. 6 f. wider hat der herausgeber unterlassen anzugeben, wie viel schon Riemer II, 22 f ausgezogen hat. es sind die verse über Goethe *dem ausbund aller* bis *zeugs verbannt* (Riemer hat *parodirt* statt *paradirt). Einsiedel dramatisirt* als Mephistopheles Wedel (vgl. Wieland Ausg. br. III, 309), sich selbst, Knebel, Wieland, hofrat Albrecht (der mathematiker etc., vgl. Wieland an Gebler 5 oct. 76, nicht 75, wie Auswahl II, 52 steht), Goethe, den herzog und prinz Constantin. die namen hat Goethe zur erklärung beigeschrieben. anm. 3 auf s. 32 zeugt von übertriebener prüderie.

Den letzten brief der herzogin Amalia an ihren sohn vom juli 76 hätte Keil dreist aus Tiefurt datieren sollen, denn der anfang *In Tiburs hainen* enthält dasselbe wortspiel, welches prinz Constantin in einem briefe aus Rom anbringt und Lenz in dem bekannten gedichte Werke III, 246: *wenn die herzogin her von Tibur führe.* der urheber war Knebel; Herder schreibt einmal (Von und an Herder I, 52) an Gleim von *Tiefurt, das Knebel im luftsprunge in ein Horazisches Tibur umgeschaffen.* dass auf Lenz der schluss des schreibens unverkennbar deutet, ist Keil gleichfalls entgangen. Amalia mahnt die in Ilmenau weilenden Karl August und Goethe: *grüſst alle bruder herze die es oben giebt und sollten es auch waldbrüder seyn so bittet sie dass sie mein gedenken.* die schreibung *bruder herze* ist hier beabsichtigt und in zusammenhang mit dem folgenden *waldbrüder*, denn Herz heiſst der held des in jener zeit entstandenen Lenzschen pendants zu Werthers leiden 'Der waldbruder'. waldbruder Herz-Lenz lebte damals einsam in Berka (vgl. Keil I, 73 o.). 'bruder L.' nennt

ihn auch Wieland im Sommermärchen W. 21, 54; eine stelle, die schon in den anm. s. 365 auf unseren Lenz bezogen wurde. unten mehr über Lenz.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten, zu Goethes tagebuch 1776—1782. diese aufzeichnungen sind unschätzbar für Goethes innere und äufsere entwicklung, den scherz und ernst der ersten Weimarer zeit, die entstehung einzelner werke, sein verhältnis zur umgebung, für jede einzelne hervorragende persönlichkeit Weimars und nicht Weimars allein. wider bestätigt es sich, dass Goethe, je intimer unsere kenntnis wird, nur gewinnt und in immer reinerem lichte erscheint. 'reinheit' und 'dumpfheit' sind seine lieblingsworte. Keil nennt das journal treffend das tagebuch des gartenhauses. 'wir haben tüchtige jahre darin verlebt' durfte Goethe ein menschenalter später zu Holtei sagen. leider fehlen notizen über die ersten monate, für welche wir also immer noch auf die berichte Wielands ua. (auch Seidels) und die kurzen briefchen Goethes an Aug. Stolberg, Joh. Fahlmer (Keil noch nicht bekannt), Lavater usw. angewiesen sind. im august 1779 schreibt er (Keil I, 198): *die zeit dass ich im treiben der welt bin seit* 75 *oktober getrau ich noch nicht zu übersehen,* und im februar 76 an die Fahlmer (s. 108): *ich wollt die geschichte meiner vier letzten monate lies sich schreiben, das wär ein fras für ein gutes volk.* das tagebuch reicht vom 11 märz 1776 bis zum 5 märz 1782. es hat mehrere lücken, die grösten während der Schweizerreise (vom 12 sept. 79 bis 17 jan. 80) und vom 18 januar 81 bis zum 1 august 81. die notizen sind grösteuteils sehr aphoristisch, lakonisch und unvollständig, doch finden sich namentlich in den letzten jahren längere reflexionen. von den *tales of the times of old* mit dem herzog (s. 82) oder den gesprächen mit Wieland und Lenz *von vergangenheiten* (s. 70) möchten wir gern mehr hören. Goethe verzeichnet empfangene und abgestattete besuche, ausflüge, feste, amtliche arbeiten, den fortschritt seiner dichtungen, lectüre, wichtiges aus den hof- und beamtenkreisen, und vergisst selten durch ein kurzes treffendes wort seine eindrücke und wechselnden stimmungen zu fixieren. Keils einleitung hätte bis auf wenige angaben ungedruckt bleiben können. namentlich sieht man nicht ein, warum daselbst s. 48—52 proben aus dem tagebuche ausgezogen sind, die man gleich darauf im zusammenhange liest und teilweise in Keils 2 bande citiert findet.

Vor allem ist das interessante handschriftenverhältnis nicht klar und ausführlich genug auseinandergesetzt. die originalhandschrift ruht (im eigentlichen sinne) im Goetheschen hausarchiv. davon haben sich die secretäre Riemer und Kräuter in selbstlosem interesse an Goethe je eine abschrift gemacht. beide besitzt Keil. aufserdem existiert ein von diesen copien unabhängiger ausführlicher auszug (von wem? aus dem nachlasse des kanzlers vMüller?), welchen Burkhardt in den Grenzboten 1874

veröffentlicht hat. also der archetypus unzugänglich, vorliegend die abschriften R (benutzt und zum teil abgedruckt in Riemers Mitteilungen II), K und B. dazu für die Harzreise, was Schöll in den Briefen an frau vStein mitgeteilt hat, also S. danach war eine philologische ausgabe zu veranstalten, welche in der einleitung eine genaue kritik der handschriften und unter dem text die varianten enthalten muste. Keil macht s. 40 dazu miene, aber methodische schriften wie die Über kritik und geschichte des Goetheschen textes scheinen für ihn nicht geschrieben zu sein. Keil druckt die eine seiner copien ab und gibt (vollständig??) die abweichungen der andern an. ist nun 'die eine' R und 'die andere' K oder umgekehrt? das wird uns gar nicht verraten. wir können nur durch eigene untersuchung ermitteln, dass die zu grunde gelegte hs. K ist, denn Riemer II, 87 hat *dresslerpuppen,* wie s. 190 anm. 3 'die andere copie' im gegensatze zu 'der einen', welche *drechslerpuppen* liest (B *drechselpuppen).*

Keil sagt kein wort darüber, wie viel schon von Riemer (Mitteilungen II) teils in seine eigene darstellung verwebt, teils vollständig mitgeteilt ist, obwol er diesem schätzbaren, aber unsorgfältigen werke das beiwort 'classisch' nie vorenthält und manche citate und anm. — es soll das kein vorwurf sein — entlehnt (vgl. zb. Keil 245 — Riemer II, 135, 219—117, 226 —123, wo die erklärung *pauvre* ganz überflüssig ist). der weitaus gröste teil des tagebuchs ist in Burkhardts auszug enthalten, der denn doch mehr ist, als 'einige Goethesche tagebuchnotizen' (Keil s. 40). Burkhardt hat (Grenzboten 1874 nr 10. 22. 25. 27. 43) die mühe nicht gescheut, durch anwendung von klammern anzugeben, wie viel er über Riemer hinaus neues bringt, Keil dagegen B bei weitem nicht genug berücksichtigt. B ist oft nur eine dürftige epitome, welche vieles ungemein zusammengedrängt hat. ein klares princip der auswahl ist nicht zu erkennen. vieles ist entschieden verlesen. ich möchte, wenn unter dem 24 oct. 77 in B steht *Corona da u. Em.* statt *M* (Mine Probst) fast auf ein dictat schliefsen. beispiele von schreibfehlern sind ferner 10 aug. 76 *falben* statt *falken,* 4 febr. 77 *Gebesee* (ortsname) statt *gelesen.* änderungen und glossen des schreibers erkennt man leicht; er setzt *Corona* für *Crone, Dalberg,* wo nur *statthalter* steht, *herzog* für das astronomische zeichen. zu *Jahrmarkt* die erklärung *zu Plundersweilern,* beim 30 jan. 77 fügt er nach *geburtstage* erläuternd ein *der herzogin Luise.* er ändert die interpunction; zuweilen komisch, wie 9 dec. 1778 *zu* ⊙ (Stein), *gegessen wenig aber gut, gesprochen.* auch die orthographie an mehreren stellen, nicht *Buffart,* sondern *Buchfahrt* (17 febr. 77). abgekürzte namen erscheinen der deutlichkeit wegen öfters vollständig. — 2 mai 77 B *balkon,* KR *altan* (diese lesart wird durch die briefe an die Stein vom 3 und 10 bestätigt). mehrfach sind genaue zeitbestimmungen durch all-

gemeinere ersetzt: 29 nov. 77 nicht 20 *minuten auf eins,* sondern *gegen mittag.* die aufzählungen von passierten dörfern sind stark verkürzt; so 6 juli 77, 27 aug. 77. ich lasse noch einige angaben und varianten folgen. letztere sind von Keil nur selten und ohne plan mitgeteilt. B beginnt mit dem 25 märz 76. vom 14 august—13 sept. ist ganz dürftiges ausgezogen. 27 juli 76 *wirtschaft bei Glasern* (KR 26); 2 märz 77 *bey dem herzog geschlafen* (KR 4). beispiel der zusammendrängung und willkür in B: 10—14 juli 77 sind weggelassen, dann heifst es unter 14 *von Kochberg in 2 stunden 5 minuten nach Weimar geritten.* 23 und 24 juli in eins gefügt. 27 juli 77 und folgende tage sind falsch als 28 ff datiert. 27—29 august 77 unter 27 zusammengefasst. 1 nov. 77 *herzogin Luise von Belvedere hereingezogen* (KR 8). *die empfindsame* (so) *wieder gegeben* noch unter 1—9 febr. 78. auf den 22 august 79 sind die vorfälle des 25 mit übertragen. der 7 und 8 febr. 80 durch ein leicht erklärliches versehen zusammengeworfen. 9 aug. 76 fehlt *verwarteter.* unter dem 10 aug. ist *nicht* in B nur druckfehler (vgl. 1 januar 1782), wie Keil aus der verbesserung s. 331 sehen konnte. 24 oct. nur *nach Jena und Bürgel.* 26 nov. *eseleyen* (KR *eseley).* 21 dec. *von Lützen* (KR *von Leipzig;* solche varianten sollten doch angegeben werden!). **1777** nichts bis zum 30 januar; fehlt 31 jan.—4 febr., 5—16 febr., 10—24 mai. fast ganz unverkürzt ist die Harzreise. 30 apr. hat B *bei* ⨀ *gegessen, vergnügt,* KR *zu* ⨀ *vergnügt;* B *nachts,* KR *abends.* sollte unter dem 8 juli nicht B richtig lesen *mich und den prinzen,* während KR bescheidener dem prinzen den vorrang lassen? 31 dec. hat B *conseil. geld von Merck; conseil* fehlt in KR. all das notiert Keil nicht. **1778**, 14 febr. ff falsche verteilung und datierung. 15 april bis juni ganz kurz. mehrere octobertage fehlen. es ist eine nicht unwichtige variante wenn das Juppiterzeichen (Keil 170, z. 4) in B fehlt; auch auf s. 171 hatte Keil mehreres anzumerken. **1779**, 9 jan. fehlt *es sey besser,* daher sinnlos; unter 30 alles nach *sich labend.* sonst ist der januar vollständig. es fehlt 3 febr. febr., märz, april sehr kurz. Keil s. 189 muste bezüglich der datierung auf Burkhardts anm. s. 21 verweisen. 27 juni B *Rath R.,* KR *Rath P.* 26 juli falsch *von Mayer* statt *von Mayen* (maler May). 15 *october* statt 75 *october* unter dem 7 august ist schreib- oder druckfehler. 11—15 august fehlt. 26 aug. wort ausgelassen. 27 aug. B *mittags zu Lauen,* KR *Cronen.* der 28 u. 30, damit wichtige einzeichnungen, sind übergangen, ebenso 9 und 10 september (der schluss von 1779). **1780**, 19 jan. enthält auch das vom 20; vom januar aufserdem nur der 7, auch dieser lückenhaft, mitgeteilt. fehlt 19—26 febr. märz (besonders 1 hälfte) sehr gekürzt, der 26 dagegen vollständig. 1 april B *lava oberflächlich,* KR *lavaoberfläche,* 2 april B *höchstes kleinod,* KR *liebstes.* mai sehr gekürzt (B beginnt

verzogen sich), fehlt die längere stelle über Kraft, dann *war ein musicus — in der Callisto*, nach *unbehülflich* lücke — 25 juni *(bussirte*, nicht *machte)*. der ganze juli fehlt, ebenso 1—18 august, 23—26, nichts über die Branconi, 29 august, 2 sept.— 14 oct., 31 oct.—8 nov. (inclus.), der december. 21 nov. B *zu Tiefurt*, KR *zu tisch*. **1781** lücke bis 17 januar (hier druckfehler: 6 statt ☽); vom august fehlen nach den einleitenden bemerkungen 1—5, 8—15 (dieser unvollständig), 17—23, 26 aug. bis 15 oct. (inclus.). 16 aug. hat B im gegensatze zu KR vor *Klauern* noch: ⨀. **1782** fehlt 2 januar, 4—11, 13—19 (die randbemerkung steht nach dem 20, wo *kam Bertuch* vermisst wird). vom 21 januar an fehlt alles aufser dem 5 februar und den beiden tagen, welche B allein hat: 2 und 10 juni.

Vorstehende vergleichung, bei der es mir keineswegs auf vollständige collation, sondern auf eine charakteristik von B ankam, zeigt zugleich, wie wertvoll uns auch nach Burkhardt Keils festgabe sein muss. Riemer durfte nicht alles geben, was er hatte, er kam nicht über zaghafte bedenken hinweg und glaubte sich berechtigt, die tagebuchsnotizen nach gutdünken zuzuschneiden, wie er zb. statt *der herzog steht noch immer an der form stille* schreibt *man steht* etc. mehrere Keilsche anmerkungen rühren von Burkhardt her.

Wir fragen nun: hat Keil den text richtig festgestellt? sein text ist durchaus der von K. K ist in vielen fällen besser als R, aber an anderen stellen muss man R den vorzug geben. lesarten von R musten bei philologischer methode nicht selten in den text gesetzt werden. B war jedesmal heranzuziehen. wo B und R gegen K übereinstimmen, war im allgemeinen die jenen gemeinsame lesart zu bevorzugen. ich gehe eine anzahl von stellen durch, in vielen anderen fällen ist eine entscheidung unmöglich. wenn zb. s. 63 R liest *d. h.*, K aber *dem herzog*, so kann R abgekürzt, oder K ausgefüllt haben udgl.

12 mai **1776**: fehlt in K *abends*, was nach R einzusetzen ist. 1 august 76: schreiben wir mit RB *zeichnung, gefühl der anfärbung*. 5 august: muste mindestens nach *Fritsch* eine lücke bezeichnet werden; B liest falsch *halbgott*, R *Heckergelt*. ob Goethe *d* oder *t* geschrieben, bleibt fraglich, gewis hat R das richtige, denn s. o. *silberprobe bey Heckern selbst gemacht*. 28 august: R hat das ursprüngliche *nach enten. mit herz. gessen*, K hat erweitert und *gessen* in das correctere *gegessen* verwandelt. 29 august: R hat weggelassen, dagegen ist unter 5 sept. mit R *geirrt* einzusetzen; Goethe hatte sich mit Lenz verlaufen. 13 sept.: *jetzt im garten* ist offenbar falsch, also mit B gegen KR an dieser jedesfalls undeutlich geschriebenen stelle *jagd im garten* zu lesen und im anschluss daran statt des absurden *gefürstenkindert* das verständliche *gebürstenbindert* einzusetzen, womit freilich vielleicht die corruptel nicht beseitigt ist. 17 october: ich glaube fast,

Keil nimmt an, Goethe habe an diesem tage gallert gegessen, während offenbar der badeort Sulza gemeint ist. R *in Sulze gessen,* wobei das *in* zusatz sein wird. (*gessen* s. o.). *in* steht und fehlt im tagebuch nach belieben. 30 oct.: ich möchte der abweichenden datierung von R den vorzug geben, sonst enthält der 31 einen widerspruch oder mindestens ein wunderliches, sonst nie vorkommendes ὕστερον πρότερον, während unter 30 nichts über abend oder nacht steht. 30 nov.: ist *L.* (R) von K in *Lenz* (vgl. 29), von B in *Lenzens, Eins.* (R) von K in *Einsiedels,* von B in *Einsiedel* erweitert. 3 dec.: waren die plusworte (vgl. 'plusstrophen') aus B aufzunehmen. 20 dec.: hat Keil die ganz falsche lesart *zu Steinaus,* während R richtig liest *zu Steinauer* (wie 18 mai 77 auch K); über Steinauer vgl. Goethe u. Leipzig II, 66 ff. — **1777,** 27 juli: stimmen R und B in der stellung der letzten sätzchen gegen K überein. 30 juli: ist das correctere *den* wol verbesserung von K. 2 sept.: die ganze geschichte vom ameisenkönig und otterkönig (eine sage?) ist uns unverständlich, deshalb eine entscheidung oder conjectur kaum möglich; jedesfalls war zu notieren, dass wie K so auch B *besuchen* hat. 2 oct.: sind aus R die worte *zu Fritsch, zu Streubers* einzusetzen, während R am 3 evidente lesefehler enthält. 8 oct. scheint mir das damals beliebte *grafs* von B das richtige gegen KR *grofs.* 27 oct.: B hat wie K *halbtrauriger.* 30 nov.: die in KR fehlenden worte aus B aufzunehmen. 11 dec.: KR (und B) *verpampelt,* S *vergängelt;* deshalb möchte ich glauben, dass 19 jan. 1782 mit B *verpämpelt* gegen KR *vergaugelt* zu lesen sei. — **1778,** april vorbemerkung: aus R *anhaltend* einzufügen. 20 juni: s. u. s. 171, z. 2 schreiben KR *schnack,* B dagegen *sohn,* also steht im archetypus abgekürzt *schn.* — **1779,** 13 juli: Goethe schrieb *dresslerpuppen* (R), was K in *drechslerpuppen,* B in *drechselpuppen* änderte. 14 juli stimmt B in beiden fällen mit K gegen R überein. s. 192 anm. 1, auch B hat die worte erhalten. 26 juli: ist mit RB gegen K der plural *empfindungen* und *beschreibungen* zu setzen. 30 juli: hat B die ursprüngliche lesart *und s. fr.,* K und R lösen abweichend auf. K *war wieder streit mit* ♃ *und s. Fritsch,* wo das possessivpronomen befremdet. R versteht richtig *u. seiner frau,* vgl. 2 aug. *von dem hof, der frau, den andern leuten, von menschen kennen.* 2 aug.: *absteigequartierchen* in K geändert, mit R und B *so sehr* einzusetzen, dagegen hat B das *ihm* (R) nicht, wol aber unter 7 aug. mit R *nun,* das in K ausgelassen ist. 4 sept.: *der besuch der schönen Gotter dauert noch immer fort;* weifs Keil nicht, dass Goethe an demselben tag an die Stein schreibt (I, 237): *der besuch der schönsten götter, die den weiten himmel bewohnen, dauert bei mir immer fort* usw.? ebenso hätte Keil das widerholte unverständliche *unter den aschen* (zb. 228) nach dem briefe an die Stein I, 312 in *unter den äschen* (eschen, s. Schölls anm.) ändern sollen. — **1780,** 26 febr.: hat auch B

davon (vielleicht im original abgekürzt *dar*). 25 juni: warum ist das sinnlose *alle kunst* im text gelassen? 8 nov.: hat B einen satz allein bewahrt. — auffallend ist, dass s. 225—260 gar keine varianten von R mehr angegeben sind, ohne dass Keil ein wort darüber verliert!

Keil scheut die sichersten conjecturen. 20 mai 1777 geht Goethe mit mehreren damen spazieren. es heifst in Keils text *im stern, im garten, fatale* ...., dazu die anm. 'Rentontou? unleserlich', wo sich doch *rencontres, renkonter* geschrieben, von selbst bietet. s. 225 brauchte Keil keine 3 anm. mit einem 'sic' anzubringen, denn zu *ein leeres* ist, wie die vorausgehenden worte jedem zeigen, *verhältnifs* zu ergänzen. s. 232 muss vor *akt* keine arabische 11 sondern eine ohne querstrich geschriebene römische zwei stehen (ein häufiger fehler). s. 169—171 steht alles unter einem datum, während die absätze auf mehrere tage zu verteilen sind. wie, ist fraglich. s. 208 setzt Keil zu *lops* ein 'sic'. es muss wol *laps* heifsen, das gute alte wort für 'narr', noch heute vulgär = tölpel.

Dieses kleine register liefse sich unschwer beliebig verlängern, aber der beweis ist wol gebracht, dass diese ausgabe nicht 'möglichst sauber und zuverlässig' (s. 40) besorgt ist.

Ich hebe ausdrücklich hervor, dass in den zahlreichen (für einen gröfseren leserkreis berechneten) anmerkungen viele schätzenswerte erläuterungen beigebracht sind. leider ist die ganze arbeit unmethodisch und planlos. wichtiges und unwichtiges wird nicht geschieden, triviales erklärt, die schwierigkeit oft stillschweigend überhüpft. gerade jetzt müssen wir über solche dilettantische versuche mit strenge den stab brechen, sumpfpflanzen wie Schröers Litteraturgeschichte des 19 jahrhunderts mit stumpf und stil ausrotten. der vielbeschäftigte advocat hätte einen philologisch gebildeten, in der litteratur heimischeren und mit Weimars vergangenheit aufs engste vertrauten forscher mit der herausgabe betrauen sollen. dass er die litteratur nicht beherscht, sahen wir schon gelegentlich des Oeserschen briefes. am häufigsten sind die briefe an Merck, die Stein (aber bei weitem nicht genug) und die frau rat beigezogen. ich trage ein par citate nach: s. 77 f vgl. Goethe an Herder Aus Herders nachlass I, 64; s. 246 an dens. ebenda I, 67; s. 179 Herder an Lavater II, 174; s. 114 f Knebel an Herder 10 juli Von und an Herder III, 9 f; s. 225 an Knebel 4 juni 1780 Briefwechsel zwischen Goethe u. Knebel s. 18 f. s. 182 steht im texte *Ballstädt*, wozu Keil bemerkt 'soll wol Buttstädt heifsen?'; allerdings, denn in dem von Keil citierten briefe an Knebel heifst es später *montags den 8ten bin ich in Buttstedt*. s. 118 vgl. an Lavater s. 33, s. 230 an denselben s. 105. s. 68 (nö.) *politisch lied* vgl. an Joh. Fahlmer s. 107 (Stein I, 22), s. 90 (6 nov.) an dieselbe s. 115 (6 nov.). s. 224 anm. 4 *Neunheiligen* etc., diese

unrichtige schreibung statt *Neuenheilingen* hat erst neulich vBiedermann gerügt (Goethe und Dresden s. 108). — 14 märz 76 *babylonische weiden von Frankfurt angekommen*, wol ein klagebrief der schwester in Emmedingen oder traurige nachrichten über sie. — 7 nov. 76 vgl. an die Stein I, 123 (I, 223 ist das *nicht* vor *wohl* zu streichen).

Die Wielandschen briefwechsel (abgesehen von den Wagnerschen sammlungen) hat Keil nicht berücksichtigt. s. 62 (4 april) vgl. Ausgew. br. III, 253), s. 129 ebenda III, 283 (danach Keils anm. zu ändern), s. 168 (6 dec.) galt der besuch gleichfalls der geburt eines sohnes. doch das sind kleinigkeiten. diese briefe hätten jedoch dem herausgeber des tagebuchs einen wichtigen aufschluss geben können: über die bedeutung des rätselhaften Merkurzeichens ☿. Goethe setzt statt der namen einiger personen mit vorliebe astronomische zeichen: ♃ (Juppiter) Karl August, ☽ (mond) herzogin Amalia, ☉ (sonne) frau vStein. Keils deutung des Venuszeichens ♀ auf die gräfin Werther dünkt mich richtig, fraglich die des * auf Luise. zwei sind ihm verschlossen geblieben; mit dem einen (♐ s. 113 u. 219) weifs auch ich vor der hand nichts anzufangen. Keil will 'damen des Weimarischen kreises' dahinter suchen. mir schien von vorn herein das Merkurzeichen nur auf einen mann zu passen, und auf wen besser als auf Wieland wegen des Teutschen Merkurs? diese vermutung, welcher keine der fraglichen stellen widerspricht, wird zur gewisheit durch eine notiz in den Ausgew. br. III, 276. Wieland berichtet am 24 märz 77: 'der herzog ist bey mir — eben kömmt auch Goethe, sie werden den abend da bleiben'. und Goethe schreibt unter dem 24 märz in sein tagebuch (s. 106): 'abends zu ☿ wo ♃ und Crone.'

Auf alle glieder des Weimarer kreises und manche andere nah und fern fallen neue lichter, z. t. auch schatten. nie eine spur von übelwollen oder kleinlichkeit. über Karl August, Luise, Amalia, die Stein, Corona, Wieland, Herder, Wedel, Knebel, Kalb, Einsiedel, Seckendorf und wie sie alle heifsen erfahren wir viel neues detail. besonders stellt sich die ruckweise entwicklung des jungen herzogs trefflich dar. die notizen über Fritsch (s. 170 u. 178) ergänzen Beaulieu-Marconnays schönes buch vom vorigen jahre (s. 189 wäre ein hinweis auf desselben schrift über Ernst August am platze gewesen). s. 190 (Riemer II, 87) erheben die warmen worte über Merck protest gegen viele schiefe urteile der neuzeit. die intimität mit Dalberg tritt klar hervor. s. 148 über Christel von Lasberg. wie Plessing, so wird auch Goethes schützling Kraft öfters erwähnt (s. 167, 179, 208, 217 usw.), aber den wahren namen des unglücklichen hypochonders erfahren wir auch hier nicht. warum sind Goethes briefe an ihn nicht citiert? Schöll Briefe und aufsätze s. 165 ff. — vieles hätte Keil als Weimaraner in ein helleres licht rücken können. anderes wird viel-

leicht immer unklar bleiben: so die affairen s. 64 und s. 80 (vgl. s. 84 u. 90). wenn in Weimar, wie ich höre, über Burgsdorf (s. 195) nichts ermittelt werden kann, so muste das gesagt werden. mit Goethe studierte in Leipzig FrAdvBurgsdorff, der als sächsischer kanzler 1799 starb (Goethe u. Leipzig I, 209); zu der familie B. stand Goethe noch lang in näherer beziehung (Goethe u. Dresden s. 30). manche namen sind in folge der argen orthographie verschrieben und nur durch conjectur zu erschliefsen, wie es Keil bei ortsnamen z. t. (s. 119, 121 usw.) getan hat. Goethe schreibt für *Vippachedelhausen* kurzweg, wie das volk sagte, *Fidelhausen*, für *Buchfarth Buffart*. wie wunderlich aber, wenn Keil zu einer anderen reihe von ortsnamen s. 84 nur bemerkt, sie seien 'hier vielfach unrichtig genannt', statt auf der karte nachzusehen, wie die dörfer zwischen Schwansee und Tennstädt würklich heifsen und das richtige anzugeben (*Riethnortsen* zb. *Riethnordhausen*).

Warum s. 63 eine note über frau vStein, keine jedoch zu Bode, Schnaus, Griesbach, Bechtolsheim und vielen anderen? weifs etwa jeder aus dem gröfseren publikum, dass Trebra (s. 69 uö.) berghauptmann in Clausthal war? Castrop tritt schon s. 119 auf, aber erst s. 181 wird ihm eine anm. zu teil, ebenso geht es frau von Gianini (s. 84—114), Berger (101—233), Volgstedt, Caroline vIlten usf. s. 200 Grothus (KR Grothaus, B Grothuis). s. Campagne in Frankreich W. 30, 27 (an die Stein I, 356 ist falsch datiert). wer ist die B., deren tod Goethe am 1 januar 78 erfährt? — die 'Duboy', welche an Peter Imbaumgarten schreibt (s. 130), war eine Lausannerin (Dubois, s. an Lav. s. 49). einige male wird die angabe von parallelstellen vermisst; so zu s. 68 *Seccatore* s. 109, s. 120 *Glasern sündlich geschunden* — s. 254 *dann Glasern geschunden*. s. 109 *Gode* soll vielleicht *Bode* heifsen; s. 131 *Wa* Waldner. besonders dürftig sind die noten s. 156 ff zu dem aufenthalte in Leipzig und Berlin (Teichmann, Goethe in Berlin). vom Wörlitzer park (an die Stein I, 167) besitzen wir ua. eine begeisterte schilderung von Matthisson (derselbe wohnte, was ganz nebenbei bemerkt werden mag, dem kinderfeste bei, welches Goethe ostern 1780 veranstaltete Keil I, 216, vgl. selbstbiographie Deutsche lehr- u. wanderjahre I, 51). s. 93 verdiente *Winklers cabinet*, neben der Richterschen damals die bedeutendste privatsammlung von kupferstichen und gemälden, einige worte; *Rippach* vgl. vLoeper zu Goethes Werken XII, 70, vBiedermann Goethe u. Leipzig I, 151.

S. 105 (13 märz 1777) findet sich der name *Jacobi*, nichts weiter. JGJacobi war damals auf besuch bei Wieland (Ausgew. br. III, 273 ff), und Goethe schreibt am 19 an das 'täntgen' Fahlmer (s. 120): *Georg Jacobi war bei uns, ich hab ihn nur den lezten abend bey Wieland gesehen, er ging ungerne weg.*

S. 214 ist Keil blinden auges an einer wichtigen stelle vorbei-

gegangen, indem er zu den worten vom 13 märz 1780 *guter brief von Rieckgen B* ein fragezeichen setzt. wir ergänzen *guter brief von Rieckgen Brion*, welche Goethe das jahr zuvor in Sesenheim besucht und diesmal mit ruhigem herzen verlassen hatte. was er damals an die Stein schrieb (I, 244 ff), bestätigte ihm dieser 'gute brief' Friederikens (Goethe nannte die Sesenheimer geliebte mit dem kosenamen; vgl. *balde seh' ich Rickgen wieder* Der junge Goethe I, 267). — 'Fieckgen' s. 94 ist gewis die schwägerin der Stein, Sophie, 'die kleine Schardt'.

Von den besuchenden freunden (Kaufmann usw., vgl. auch den brief Seckendorfs bei Düntzer Goethe und Karl August I, 24) interessieren uns Klinger und Lenz am meisten. über den ersteren meldet das tagebuch nichts neues (11 juli *aufspannung über K.)*. öfter wird, wie erklärlich, Lenz genannt. zuerst am 23 mai *geschlafen mit Lenz im garten.* am 9 juni isst und schläft er bei Goethe (vgl. 10 juni). vom 23 an ist er drei tage hinter einander bei ihm. am 17 juli sieht Goethe den waldbruder in Berka, 'Lenz einsamkeit' (vgl. Wieland 5 juli an frau rat s. 67 *Lenz ist seit 8 tagen in eremum gegangen,* vgl. an Gebler 5 oct. Auswahl II, 55 *er lebt meistens zu Berka wie ein einsiedler).* die nacht des 28 august (geburtstag) bringt Lenz mit Goethe zu. am 5 september wandern beide von Kranichfeld nach Berka. am 10 sept. fand die besprechung wegen der übersiedelung Lenzens nach Kochberg statt, welche Goethen so aufregte. an eifersucht ist gewis nicht zu denken, mehr an eine art von quälendem neide. denn am 12 sept. spricht er mit Lenz und Wieland *vielerley über dichtkunst, zeichnung etc.; nach tisch ritt Lenz weg nach Kochberg* (vgl. an die Stein I, 21. 31. 36. 56 f. 58. 59. 61. 63 ff. 70. II, 52 f). wenn Goethe am 14 notiert *Tantalus gelesen,* so kann ich das nur auf Lenzens Tantalus. ein dramolet, auf dem olymp (Werke III, 200 ff) beziehen, das demnach wol in der ersten hälfte september entstanden ist. ohne in Gruppesche träumereien zu fallen, darf man identificieren Tantalus mit Lenz, Apoll mit Goethe, Merkur mit Wieland, Juppiter mit Karl August, Juno mit der herzogin Luise. das gedicht scheint mir eine etwas exaltierte huldigung an h. Luise zu sein, kein erguss hoffnungsloser liebesleidenschaft. zu dem bitteren schlusse stimmen Wielands worte an Lavater vom 22 juni 76 (Ausgew. br. III, 76): 'seit er (Lenz) hier ist, ist er unendlich gedemüthigt worden'. am 30 (s. o.) october vermerkt Goethe Lenzens rückkunft. am 1 nov. hatte er ihn bei sich im garten (auch am 10). dann nichts bis zur katastrophe. ich gestehe, dass ich nicht ohne lebhafte ungeduld die letzten novembertage 1776 aufgeschlagen habe; aber Goethes einsilbige worte erhellen das dunkel nur wenig. vom 26 heifst es *Lenzens eseley.* ebenso hatte Goethe am 25 april Lenzens tolles benehmen auf der redoute in einem briefe an die Stein bezeichnet. vielleicht steht diese neue *eseley*

wider mit einem hoffeste in zusammenhang, denn am 25 war ball. am 28 besuchte Goethe, wie der zusammenhang beweist, in Lenzens sache die h. Amalia, die Stein und die Göchhausen. auch daraus darf man keine weiteren schlüsse ziehen. dann muste Herder im auftrage *resolvirt schreiben.* Lenz antwortet darauf am 29 (Aus Herders nachlass I, 244); es ist ihm lieb, sein urteil von Herders hand zu empfangen, aber er scheint noch nicht an ein so plötzliches scheiden zu denken. er sei sich keines verbrechens bewust und wolle ungehört gehen; die von unbekannter hand kommende (reise)unterstützung nehme er nicht an. er schreibt ferner: *hier ein kleines pasquill, das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der bitte, es von anfang — bis zu ende zu lesen.* Goethe erhielt es noch am 29 und notiert *dummer brief von Lenz,* dann *Kalb abgeschickt.* darauf geht der schluss des Lenzschen briefes an Herder vom 30 (aao. 246): *der redliche Kalb! wie trefflich und edel.* hart benahm sich Einsiedel (vgl. Goethes billet an diesen, Grenzboten 1873 II 1, 298). dieser brief enthält die flehende bitte des unglücklichen um einen einzigen tag. Goethe am 30: *L. letzte bitte um noch einen tag stillschweigend accordirt.* so schied Lenz am 1 dec., ohne dass man in Weimar wuste wohin (Wieland Ausg. br. III, 268). ich widerhole, dass wir einiges nähere über die folgen, nichts aber über Lenzens tactlosigkeit selbst, denn das wird die *eseley* gewesen sein, erfahren. das *pasquill* gab nicht den hauptanlass, wenigstens nicht *das kleine pasquill* an Goethe. aber es würkte mit, denn Lenz nennt sich *als pasquillant ausgestoſsen.* frau vStein war sicher beteiligt. Lenz schrieb ihr, wie bekannt, aus dem Steinthal einen reuigen brief usw. aber auch an die h. Luise richtet er noch am letzten tage ein schreiben, welches Goethe durch frau vStein überreichen liefs (an frau vStein I, 72). Der verlorene augenblick (der eigentlich nur eine vision behandelt) und die anderen gedichte (Zöppritz Aus FHJacobis nachlass II anhang) bieten keinen festen anhalt. vielleicht ist mir, wenn vMaltzahn im nächsten jahre seine schönen Lenziana herausgibt, gelegenheit gegeben, mich ausführlicher über einen dichter zu verbreiten, dem Hettner und namentlich Düntzer (dessen wahre verdienste, wie die scheidung der beiden frls vWaldner, ungeschmälert bleiben) nicht gerecht geworden sind, am meisten aber Gruppes panegyricus geschadet hat.

Oft finden sich im tagebuche namen von autoren oder titel von büchern, mit denen sich Goethe gerade zu schaffen machte. auch in diesem punkte lassen uns die noten des herausgebers nur zu häufig im stich. s. 84 wird zu *Chesterfield, Stanhope, Hume, de Yverdun* nichts bemerkt. s. 90 war die anm. (zu *Volkslieder almanach)* über Seuberlich, d. i. Nicolai, klarer zu fassen. s. 115 heifst es *gelesen. Duplaix;* damit ist wol der 5 band der Histoire de France von Scipion Dupleix, dem bekannten

historiker aus der zeit des dreifsigjährigen krieges, gemeint. wie gründlich Goethe für seine geplante geschichte Bernhards vorarbeitete, lehren unter anderem auch die von Keil nicht enträtselten worte s. 215 vom 21 märz 1780 *vorher Monzanb. an herzog Bernds leben im gehen viel gedacht:* er las also damals Pufendorfs Severinus de Monzambano de statu imperii Germanici (1667). was bedeutet aber s. 155 *Card. Bonas. gelesen* oder 240 *nach tisch Boromäus gelesen* (wol über ihn)? s. 101 vermissen wir den namen des dichters von Geron der adeliche (Wieland); beim Oberon (26 juli 79 s. 194) war auf Riemer II, 91 und Goethes Briefe an Lavater s. 89 zu verweisen; s. 220 in der anm. der adressat Merck zu nennen. die stelle ist auch von Rosenkranz Diderots leben und werke II, 316 ff herangezogen (vgl. an die Stein I, 327. II, 34). s. 238, 10 januar 81: *in den briefen übers studium der theologie gelesen,* bekanntlich von Herder. von alten begegnet Aristophanes, Aeschylus (s. 245, 257), Tacitus, Homer. s. 211 fehlt zu *Knebel las Amor und Psyche* der name des Apulejus. s. 159 ist die lesart von B *Homer Bottmers* leicht richtig, denn Goethe wollte damals an Lavater (s. 37) *was über Homer* senden und die (eben 1778 erschienene) übersetzung des alten 'schuhu' (an Lavater s. 89) hielt sich sogar neben der Vossschen noch lange jahre (vgl. Knebel an Goethe 1813 II, 83).[1] s. 117 gibt Keil eine anm. zu *Cardanus de vita propria* (an frau vStein I, 182) und lässt *Synes. Somm.* unerläutert. Goethe scheint die schrift des alexandrinischen neuplatonikers Synesios περὶ ἐνυπνίων in einer lateinischen übersetzung gelesen (?) zu haben. s. 127 *ich las wenig im Apollonius* (vgl. s. 71), wol den roman vom könig Apollonius von Tyrus. s. 168 bemerkt Keil (Burkhardt folgend) zu Goethes notiz *Gagliani gelesen* fehlerhaft: 'vielleicht Gagliana dialoge über die regierungskunst', während es heifsen muss: Ferdinand Galianis Dialogue sur le commerce des bleds (1770, 1777 von Barkhausen übersetzt); über die beiden Galiani s. Justi Winckelmann II, 119. 199 ff. s. 168 ff ist von Blondel und Goethes architectonischen studien und zeichenübungen die rede, ohne dass Keil andeutet, dass Goethe die moulures usw. nach des jüngeren Blondel Cours d'architecture (Paris 1771 ff) entworfen haben wird. s. 132 *abermals allein*

[1] dafür dass Goethe sie benutzte, nur einen beweis. Goethe schreibt am 23 oct. 1779 aus der Schweiz an frau vStein: *am ende ist von ihr* (der Branconi) *zu sagen, was Ulyfs von dem felsen der Scylla erzählt, 'unverletzt die flügel streicht kein vogel vorbei, auch die schnelle taube nicht, die dem Jovi ambrosia bringt, er muss sich für jedesmal andrer bedienen'.* Bodmer aber übersetzt Odyssee XII, 62 ff

hier ist kein flügel vorbey geflogen, die schnelleste daube
nicht die mit eile dem vater Jovi ambrosia bringet,
welcher der schlüpfrige fels nicht die schwingen beschädiget habe;
Jupiter muss für jedes mahl sich andrer bedienen (Übersetzung II, 256).

gelesen Oronar, wozu Keil in der anm. ein fragezeichen setzt. wenigstens konnte darauf aufmerksam gemacht werden, dass der prinz im Triumph der empfindsamkeit Oronaro heifst. — einen neuen beleg für Goethes ungemeine bibelbelesenheit liefern die worte vom 6 juli 77 *Ohims und Zihims* (s. 115 o., s. sonst 90, 121, 139, 193, 223). Reinhold Köhler, mit dem ich einige stellen des tagebuchs besprechen konnte, veranlasste mich den Jesaias nachzuschlagen, wo man cap. 13, 21 über Babel liest: *sondern Zihim werden sich da lagern und ihre häuser voll Ohim sein.*

Das widerholte *que diable alloit-il faire dans cette galère* (s. 101) stammt aus den Fourberies de Scapin II, 11.

Ebenso könnte man zu den erwähnten schauspielen udgl. mannigfache ergänzungen und erklärungen liefern. s. 83 *Die heimliche heirat,* damals sehr beliebt, ist The clandestine marriage von Garrick und Colman. dass s. 145 und 147 mit *Westindier* The westindian von Cumberland gemeint ist, weifs jeder, doch hätte auch auf den kurzen bericht über diese liebhabervorstellung im Gothaer theaterjournal (6 stück, 99) verwiesen werden können, wo es ua. heifst *herr Göthe ist ein sehr guter Belcour.* s. 98 *Tutore* von Goldoni; von demselben *La locandiera* (s. 98, 102). s. 157 (Berlin) *Die nebenbuhler,* The rivals von Sheridan. s. 156 (Leipzig) *abends Zemire und Azor,* Marmontels operette Zémire et Azor (musik von Neefe); ebenda *abends Henriette oder sie ist schon dabey gewesen,* gewis Grofsmanns repertoirestück Henriette oder sie ist schon verheyrathet. s. 167 *Zenobia* (Calderon, Crebillon, Murphy, Metastasio?). s. 146 *Geschwind eh mans erfährt* (oder: Der besondere zufall), lustspiel von Bock 1777, nach Goldonis Un accidente curioso. bedauerlich ist, dass Keil Burkhardts aufsatz Das herzogliche liebhabertheater 1775—1784 (Grenzboten 1873 II 1, 1 ff) nicht berücksichtigt hat, woraus sich manches ergänzen liefse.

Für Goethes eigene dichtungen und die privataufführungen werden manche neue genauere data gewonnen. KR setzen gegen B (22 april) die vollendung des Hans Sachs auf den 27 april 1776. Die geschwister sind 26 october 76 'erfunden' und am 29 'geendigt' (am 21 nov. gespielt). unter dem 10—12 august 76 finden sich bemerkungen über den Falken (vgl. an frau vStein 8 august, I, 52). die arbeit an Wilhelm Meister, Egmont, Iphigenie, Tasso, Proserpina, Elpenor, Lila, der Fischerin lässt sich schrittweise verfolgen. s. 72 f druckt Keil in der anm. eine etwas abweichende fassung des liedes 'Christel' ab (Taumel und Der erste verlust überschrieben). Weinhold besitzt die älteste originalschrift des gedichtes von Goethes hand aus Boies nachlass: Auf Christianen R (gedruckt soeben in Der junge Goethe III, 163). es war also ursprünglich für den Göttinger almanach bestimmt. das alter dieses blattes und damit des gedichts selbst

ergibt sich aus einem, von Hermann Uhde mitgeteilten briefe Rudolf Boies, des bruders, an einen Flensburger freund vom 15 januar 75, worin er entzückt von Goethes liede an seine Christel spricht, das er schon länger kennt (Im neuen reich 1875 I, 292 f). das demnach spätestens anfang winter 1774 gedichtete lied kann sich also keinesfalls auf Christel von Artern (vgl. an frau vStein 16 juli 76) beziehen, wie Keil will, mit welcher Goethe erst im sommer (juli) 1776 miselte. gedruckt ist es im aprilheft des Merkurs 1776 (s. 1 f). auch scheint mir Keil die volkstümlichen strophen falsch aufzufassen. — wer mit Christiane R. gemeint ist, weifs ich nicht. wie es scheint, ein mädchen aus den unteren ständen, mit welchem Goethe 1774 in Frankfurt ein verhältnis hatte. ich dachte daran, sie mit jener unbekannten zu identificieren, in der Düntzer (Frauenbilder s. 364) das original zum Klärchen sucht, aber man müste dann diesem wol nur flüchtigen verhältnisse eine dauer von zwei jahren beimessen.

Ich muss hier der versuchung widerstehen, allgemeinere betrachtungen über das aus scherz und ernst wundersam gemischte treiben jener jahre anzustellen, dessen verständnis durch jede seite des tagebuchs wesentlich gefördert wird. wenn einst alle riegel des Goethearchivs springen, werden wir hoffentlich das original erhalten. dass auch aus späteren jahren tagebücher existieren, ist bekannt (s. Hempelsche ausg. XVIII, v f).

Über den zweiten band, der von Corona Schroeter und ihrem verhältnis zu Goethe handelt, können wir uns ungleich kürzer fassen, denn das der darstellung Keils zu grunde liegende material ist nur zum kleinsten teile neu. wir haben wider ein aus briefen, tagebuchnotizen und anderen auszügen, welche an den etwas dünnen faden eigener forschung gereiht sind, zusammengetragenes werk in bekannter manier vor uns. den vorwurf mangelhafter litteraturkenntnis wollen wir nicht nochmals erheben.

Keil hat in den ersten capiteln das wenige, was über die vorweimarischen jahre Coronens bekannt war, mit dankenswertem fleifse vermehrt. während man bisher ganz unsicher zwischen 1748 u. 1749 schwankte, stellt er nach dem Gubener kirchenbuche den 14 januar 1751 als geburtstag fest. nach kurzem bericht über eltern und geschwister der künstlerin, deren talente und schönheit sich gleichmäfsig früh und reich entwickelten, verweilt Keil eingehend bei dem Leipziger aufenthalt seit 1763. was er über den Leipziger ton, das dortige schauspiel, die musikzustände und hervorragenden künstler (wie Hiller) sagt, zeugt von sorgfältiger benutzung der quellen und geschmackvoller darstellung, welche sich auch in dem folgenden abschnitte, der das 'grofse concert' und die beiden rivalinnen in der gunst des publicums, Corone und GESchmebling (Mara) behandelt, nicht verläugnen.

Goethe lernt als student beide sängerinnen kennen und an der ersteren wol nicht nur den seelenvollen vortrag bewundern. im vierten cap. sehen wir, wie Corona den gipfel der künstlerschaft erreicht. auch über die Schmehling, welche damals Leipzig verliefs, hat Keil manches neue beigebracht, aber wie konnte er die 1831 verfassten verse s. 43 ins jahr 1767 legen?! — in dieselbe zeit (1771 ff) fällt der lebhafte verkehr mit dem componisten JFReichardt, der seine heftige leidenschaft für Corona in seiner autobiographie geschildert hat, einer schrift, welche diesem abschnitte eine treffliche grundlage lieferte. auch Körner schwärmte für die allgefeierte. den heiratsantrag des bürgermeisters Müller wies sie ab.

Bis hieher können wir der bahn des verfassers, für erfreuliche belehrung dankbar, folgen. auch der erste teil des 5 cap., der einen abriss der Weimarer theaterentwicklung gibt, ist, wenn nicht tief nnd gründlich, so doch geschickt abgefasst und wol am platze. von da an scheiden sich aber unsere wege gänzlich. wider soll frau vStein die raffinierte sinnliche kokette sein, gegen welche Corona in reiner jungfräulicher schönheit strahlt. gleich in der vorrede stellt sich Keil auf den sattsam bekannten standpunkt Stahrs; 'allzufreundlich' heifsen ihm später Schölls schöne anmerkungen (einer zweiten ausgabe werden die notizen des tagebuchs recht zu gute kommen), noch weniger kann ihn Düntzers lebensbild Charlotte von Stein befriedigen. man braucht keineswegs ein 'platonisch-reines freundschaftsverhältnis' (Keil s. 77) anzunehmen, darf sehr wol zwischen dem 6jährigen 'langen noviciat' (Goethe an die Stein II, 45) und einer 1781 anhebenden periode befriedigter liebesleidenschaft scheiden, um dennoch laut gegen die in jeder hinsicht unwürdige auffassung Stahrs und seiner anhänger protestieren zu können. nachdem Keil Goethes eintritt in Weimar, dem die ganze festschrift gilt, ziemlich trivial abgetan hat, hält er es für nötig, uns s. 80 ff über Charlotte vStein zu unterrichten. einige enthusiastische äufserungen sind offenbar bestimmt, dem verfasser den rücken zu decken. besonderes gewicht fällt schon hier auf die sieben jahre, welche die Stein vor Goethe voraus hatte, und ihre sieben kinder, wie denn an allen stellen moralischer entrüstung der vorwurfsvolle beisatz 'die gattin und mutter' nie fehlt. dass der verf. sie nicht einfach 'frau vStein' oder 'Charlotte vStein' nennt, wie üblich, sondern mit höhnischer höflichkeit 'hofdame', 'frau baronin', 'frau oberstallmeisterin' ist recht abgeschmackt von dem herrn rechtsanwalt. der grundbau, auf welchem sich Keils ehrentempel für Coronen erheben soll, ist eine papierene mauer. nachdem darzulegen versucht ist, wie — alles Keilsche ausdrücke — der liebebedürftige sechsundzwanzigjährige dichter sich in den netzen der dreiunddreifsigjährigen pikanten hofdame fangen lässt und ein von vorn herein ungesundes verhältnis eingeht, sehen wir

Goethe 1776 Coronen in Leipzig aufsuchen und für Weimar gewinnen, wo sie am 16 nov. (neues datum) eintraf. s. 105: 'im übrigen war die acht jahre jüngere, reizend schöne Corona der nur anmutig-pikanten, aber kaum hübsch zu nennenden frau vStein, die hochgebildete künstlerin der dilettantin, das edle, gemütvolle mädchen der engherzig egoistischen frau an jugend, schönheit, künstlerischer bildung, adel der gesinnung und liebenswürdigkeit des charakters unendlich überlegen.'

Wenn frau vStein nicht mehr war, als das zerrbild einer gefallsüchtigen egoistin, dann war auch Goethe nicht der, als den wir ihn festhalten. das eben ist mir das unbegreifliche an jenen urteilen, dass ihre urheber, wenn sie ewig von 'dem alten koketten spiel des anziehens, abstofsens und wideranziehens' und dem 'hämischen' character der Stein sprechen, nie daran denken, welche klägliche rolle sie damit Goethen zuweisen (s. Keil s. 149). befand sich Goethe je in der lage des (schon früher gezeichneten) Fernando zwischen Caecilie und Stella, so war es damals, als die Stein und Corona ihn gleich mächtig anzogen, aber die rolle des Fernando hat er nicht gespielt, so wenig, wie die Werthers. er war nicht der haltlose schwächling, und Keil scheint aus dem von ihm herausgegebenen tagebuche nichts gelernt zu haben, wenn er ihn als eine von einer gewandten intrigantin am schnürchen gezogene marionette hinstellt. und ist es denn nötig, um Coronen zu preisen, die Stein zu schelten? es ist unnötig, ungerecht und unverständig, denn dann sinkt alles in das kleinliche getreibe alltäglicher eifersucht und cabale herab. die philiströse bekreuzigung vor dem ungesunden und unsittlichen verhältnis lasse ich Keil und genossen gern; sie sollen dann aber nicht mehr von 'den liebenswürdigsten und liebevollsten aller jemals geschriebenen liebesbriefe' reden, sondern, wie der Wirzburger domcapitular auf das titelblatt unseres bibliotheksexemplares, ein zorniges ne imprimatur schreiben.

Nicht ohne scharfsinn hat Keil einige stellen der briefe und des tagebuchs für seine combinationen ausgenützt. um sich Goethen zu erhalten, habe die Stein aus eifersucht gegen Corona sein langes doppelverhältnis durch volle hingabe 1781 geendet. es ist hier nicht der ort, näher auf diese fragen einzugehen, die man überhaupt unerörtert lassen soll, jedesfalls nicht so unzart anfassen, wie Keil. aus dem tagebuche erfahren wir über Goethes verhältnis zu Corona nichts wesentlich neues. welcher art die bande waren, die ihn an die herliche erscheinung fesselten, wissen wir nicht. ich will nicht läugnen, dass ein par stellen, an welchen Goethe gegen die Stein Coronens gedenkt, entschuldigend klingen (zb. über den schluss des Mieding), aber Keil nutzt sie viel zu sehr aus und interpretiert oft falsch. es freut mich Keil versichern zu können, dass hochwichtige briefe Coronens allerdings erhalten sind und über kurz oder lang erscheinen

werden. dann wollen wir weiter disputieren. wie frau vStein viel gab, glaubte sie viel fordern zu dürfen. die entfremdung nach der italienischen reise einem triumphe der Vulpius über die 'gealterte baronin' zuzuschreiben, von der sich Goethe endlich losgerungen habe, ist plump. dass die Stein Christianen hasste, begreifen wir vollkommen, dass sie in den äufserungen dieser antipathie nicht selten zu weit gieng, ja sich bis zur 'Dido' verirrte, lässt sich wenigstens entschuldigen, dass aber in den briefen an Lotte vSchiller, wie Urlichs einmal treffend bemerkt, einzelne vom feinsten zartgefühle dictierte worte über Goethe alles umstehende wider gut machen, wird nie genug berücksichtigt. fehlerlos war sie freilich nicht.

Leider hat Keil den höchst interessanten brief Goethes an Corona nicht gekannt, welchen SHirzel Zur hausandacht für die stille gemeinde am 28 august 1871 (s. 10 f) bescheert hat. der ton ist ungemein erregt; Goethe bittet nach längerem bruch, sie möge ihm vergeben, wie er ihr vergeben habe, 'mögte doch das so lange schwebende verhältniss endlich fest werden.' einen durch diese festschrift veranlassten sendbrief Schölls registriert Hirzel am schluss des Neuesten verzeichnisses.

Das buch ist zu einem ganz überflüssigen umfang aufgeschwellt durch die breite heranziehung längst bekannter und ausgenutzter quellen (aufser dem tagebuche). alle oft genug beschriebenen privataufführungen der singspiele, der Mitschuldigen, Iphigeniens usf. werden nochmals ausführlichst behandelt; ganz besonders fällt das bei der Fischerin auf. andererseits waren die auszüge aus den briefen an frau vStein unnötig.

Ein würdiges biographisches denkmal für Corona Schröter bleibt noch zu errichten, doch ist die zeit dafür noch nicht gekommen. ich gestehe offen, bis jetzt von ihrer individualität nur ganz schwankende vorstellungen zu haben. es lässt sich bis jetzt gar nicht beurteilen, ob sie eine Iphigenie oder eine Philine war, zu der man sie hat machen wollen.

Zum schlusse noch ein wort über die den beiden bänden mitgegebenen portraits. das von Goethe gehört zu den schlechtesten, wenn auch zu den selteneren. auffallend ist, dass Keil kein wort der erläuterung zu dieser Funkeschen leistung sagt. den stich des Coronabildes habe ich genau und lang mit dem ungemein anziehenden original in der Weimarer bibliothek verglichen und muss ihn leider ganz unähnlich nennen. er gibt ein ganz anderes gesicht. ferner kann ich Keils erörterungen über die Coronabilder nicht abschliefsend finden; das portrait im museum, das nach Keil Elise von der Recke sein soll, und das bild in der bibliothek scheinen mir doch, wiewol in total verschiedener ausführung und auffassung, dieselbe person darzustellen.

Wirzburg 23. x. 75. ERICH SCHMIDT.



Über den unterschied zwischen lied und spruch bei den lyrikern des 12 und 13 jahrhunderts. von JOHANN RATHAY, professor am Leopoldstädter real- und obergymnasium in Wien. Wien, Hölder, 1875. 31 ss. 8°. — 0,60 m.

Lachmanns nur gelegentlich (Über singen und sagen s. 7) vorgebrachter zweifel, ob würklich eine strenge scheidung zwischen lied und spruch statthaft wäre, wurde zuerst von Scherer Deutsche studien I s. 45 ff eingehender begründet. vorliegende kleine schrift hat sich die gleiche aufgabe gestellt. ich muss jedoch gestehen, dass ich mich einigermafsen entteuscht fühlte, als ich bei der lectüre derselben in den 2 ersten abschnitten (s. 1—15) längst bekanntes von neuem vorgetragen fand, um so verwunderlicher, da nirgends Scherers name genannt ist. erst ganz am ende der abhandlung, in einer recht sonderbaren anmerkung auf s. 28 f hat der verfasser das versäumte nachgeholt. diese art des citierens ist entschieden zu tadeln, da sie den unkundigen leser notwendigerweise irre führt und ihn glauben macht, es handle sich hier um neue ergebnisse, zumal wenn er auf s. 1 liest: 'für diese seite der frage (den unterschied zwischen lied und spruch) ist meines wissens seither nicht viel geschehen, weder von ihm (Simrock) selbst noch von anderen gelehrten.'

Für den ersten und zweiten abschnitt kann ich mich demnach auf einige einzelheiten beschränken. auf s. 13 wird Walthers strophenbau abgehandelt. um Wilmanns worte, Walther habe, nachdem er sich vorzugsweise der spruchpoesie zugewandt, die form mehr vernachlässigt, zu modificieren, hätte es nicht einer nochmaligen aufführung der rhythmischen eigentümlichkeiten des dichters bedurft. der grund gröfserer freiheit in den sprüchen liegt in den hier häufiger als in der lyrik vorkommenden eigennamen und titeln, dann aber auch in den gewöhnlich längeren verszeilen, in der gröfseren wichtigkeit des inhalts, der bei der lyrik der form nachsteht. Pfeiffers vermutungen zu 20, 10 (statt *der lántgrâve ist sô gemuot : der lantgrâv ist sô hôch gemuot* Germ. v, 37) und zu 11, 26 (statt *sprüchen dô die mérkære : die êmerkære*, Pfeiffers Walther[1] s. 242, ein wort das ich sonst nirgends belegt finde) sind unnötig; geradezu falsch aber ist es, wenn Rathay zu den von Wilmanns s. 47 oben angeführten beispielen für versetzte betonung noch hinzufügt: '*lügenære* 41, 25. 44, 24 vollkommen entsprechend dem *álmuosnære* 10, 28', denn ich wüste nicht, wie man *lügenære* mit seiner kurzen stammsilbe anders betonen sollte.

Der eingang des zweiten abschnittes verzeichnet die 4 stellen (103, 33. 26, 27. 48, 13. 18, 3), in denen Walther sich des wortes *spruch* bedient; auch aus ihnen ist nichts für Simrocks annahme zu gewinnen. gegen Wackernagels (LG s. 237 n. 10)

und Simrocks (Waltherübers.[4] s. 331) deutung von Walther 18, 1 ff auf sprüche im speciellen sinne macht Rathay s. 8 mit recht geltend die zeile *sus mèret er der welte spil* am schluss der strophe, was besser auf minnelieder bezogen wird, jedesfalls nicht ausschliefslich auf sprüche.

Im dritten abschnitt (s. 16 ff) geht der verfasser die späteren minnesänger durch und beobachtet bei ihnen den gebrauch des wortes *spruch*. an den ersten 8 citierten stellen sind *sprüche* worte des lobes oder tadels, an andern bezeichnet *spruch* wort, ausdrucksweise; die beziehung auf spruchgedichte ergibt sich lediglich erst aus dem zusammenhang; die dichter selbst nennen ihre sprüche wie ihre minnelieder nie anders als *liet*. — mit der weiteren entwicklung des minnesangs werden einstrophige lieder immer seltener, hingegen die zusammengehörigkeit aller gleichtönigen liedstrophen immer häufiger; dadurch bestimmt vereinigte vdHagen in seinen MS alle liedstrophen gleiches tones mit wenigen ausnahmen zu einem gedicht, er ist darin aber gewis zu weit gegangen. Rathay hat zur klarstellung des sachverhalts die quellen sorgfältig durchgelesen und aus zeitgenossen, zum grösten teil aber nachfolgern Walthers 'einstrophige lieder in sonst von demselben dichter nicht wider gebrauchten tönen' und 'mehrere ein- oder mehrstrophige lieder und sprüche in gleichem ton' zusammengestellt.

Was die erste sammlung betrifft, so kann man zweifeln, ob uns stets ursprünglich einstrophige lieder vorliegen oder ob nicht in manchen fällen die überlieferung eine unvollständige ist: bei den liedern Ulrichs vSingenberg und Rubins ist das letztere jedesfalls wahrscheinlicher und auch Botenlauben HMS 1, 28^{b} IX wird zu streichen sein.

Der verteilung der einzelnen strophen unter dem zweiten gesichtspunkt (s. 21 ff) wird man im ganzen zustimmen dürfen. aufser den von Rathay selbst fraglich gelassenen bin ich noch an folgenden stellen zweifelhaft geblieben: HMS 1, 88^{a} XII; 307^{b} III; 312^{a} III; 93^{a} III; 93^{b} IV; 72^{b} IV. bisweilen werden uns auch in den abzusondernden strophen zusatzstrophen erhalten sein.

Hinsichtlich der sprüche von mehreren strophen wies bereits Scherer (Deutsche studien 1, 46 ff) nach, dass es eine irrige annahme sei, erst Frauenlob habe dergleichen begonnen. aao. sind beispiele aus Meifsner, Kanzler, Marner usw. beigebracht, denen Rathay nun s. 23 ff eine recht stattliche anzahl hinzugefügt hat, wobei leider der unterschied, der zwischen würklicher zusammengehörigkeit und sachlicher gruppierung besteht, fast gänzlich verkannt worden ist. die strophen, deren zusammengehörigkeit vom dichter beabsichtigt ist, waren nicht mit denen zu vermischen, die handschriftliche anordnung mit einander vereinigt hat. namentlich

gilt dies von Rathays zusammenstellungen aus Reinmar vZweter bei denen schon Scherer s. 47 grofse vorsicht empfahl.

Es ist freilich nicht unwahrscheinlich wie Rathay bemerkt, dass sprüche verwandtes inhaltes, auch wenn sie in keinem näheren zusammenhang standen, dennoch zu zusammenhängendem vortrag bestimmt wurden und er führt als charakteristisches beispiel vier strophen Reinmars des fiedlers HMS 2. 161ª an, die bei verschiedenem inhalt durch refrain mit einander verbunden sind. ehe wir aber nicht näher über die art der aufzeichnung jener lieder und sprüche unterrichtet sind — nicht selten werden die dichter selbst ihre sprüche nach stoffen geordnet haben, oder doch andere für sie — scheint es jedesfalls geraten die verschiedenen gesichtspunkte aus einander zu halten.

Der 4 abschnitt fasst das vorhergehende noch einmal zusammen: der verf. anerkennt nur 2 hauptgattungen der lyrik, leich und lied; der spruch ist nur eine unterabteilung des liedes, und zwar zumeist durch seinen inhalt. dieser erklärungsversuch ist ganz annehmbar, wenn er auch nichts neues bietet.

Und damit möchte ich zugleich den hauptmangel der Rathayschen schrift bezeichnen. jene sammlungen aus den minnesängern sind ja sorgfältig und fleifsig, sie rechtfertigen aber nicht die veröffentlichung einer besonderen schrift. jeder, der in den MS arbeitet, wird sich zu eignem gebrauch derartige collectaneen anlegen, sie vielleicht auch bei mitteilung neuer ergebnisse verwenden, für sich allein scheinen sie mir nicht berechtigt, die gestalt eines selbständigen werkes anzunehmen.

Strafsburg, 16. 10. 75. PHILIPP STRAUCH.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

I, 4 MAI 1876

Geschichte der neuhochdeutschen schriftsprache von Heinrich Rückert. band 1 und 2. Leipzig, Weigel, 1875. x und 400, vi und 378 ss. 8°. — à 7 m.

Der erste band geht bis 1500, der zweite bis Gottsched. ein dritter und letzter ist in aussicht gestellt. das werk bildet nun den abschluss eines deutschen gelehrtenlebens, das reich an hohem streben und — reich an entsagung gewesen ist ....

An Rückerts ausgaben allerlei zu tadeln ist nicht schwer. und diejenigen, für welche die aufgabe der philologie mit editionen beschlossen ist, mögen sich im bewustsein eigenen talentes und eigener fingerfertigkeit wiegen, indem sie ihm die nötige 'entschiedenheit' absprechen. für uns andere ist es das wertvollste an Rückerts wissenschaftlichem charakter dass er über die elementaren functionen der philologie hinaus nach einem grofsen zusammenhange der forschung gestrebt hat. durch den versuch, geschichte und philologie zu vereinigen, hat er einen idealen typus gelehrter tätigkeit aufgestellt und den nachkommenden als vorbild hinterlassen. und wenn diese vereinigung sich in ihm noch nicht so fruchtbar erwies, wie sie sein könnte, wenn er in seinem sinne noch nicht die meisterschaft erreicht hat; so ist es eine alte erfahrung dass stets mehrere streben müssen, damit einst ein günstling des glückes erlange. aber 'homeride zu sein, auch als erster, ist schön.'.

Ich muss offen sagen dass es mir nie ganz leicht geworden ist, Rückerts bücher und aufsätze zu lesen, und dass ich diese erfahrung auch an dem vorliegenden werke wider gemacht habe. die schuld liegt gewis weniger an ihm als an mir. Rückerts stil ist voll von conjunctionen, adverbien, einschränkungen, zwischensätzen, anspielungen, zufälligen übergängen. es fehlt eine scharfe augenfällige gliederung. es begegnen manche schon etwas verbrauchte wendungen einer gewählten durchschnittssprache. die darstellung bewegt sich in gleichmäfsigem sanftem flusse, sie ist niemals stark, grell oder blendend, auch wo es dem dargestellten gegenstande gemäfs wäre. die tatsachen treten nicht auf, wie sie nach meinem geschmacke sollten: in geschlossenen reihen und doch jede rund für sich. sie sind stets in eine wolke von worten gehüllt, welche für mich verfinsternd würkt. auch

dies zwar beruht auf einer sehr ehrenwerten eigenschaft: Rückert möchte die genaue wahrheit, er möchte nicht zu viel und nicht zu wenig sagen: er möchte kühnere formulierungen, die ihm unvorsichtig scheinen, zurückweisen: aber er übersieht dann oft dass er nur den kühneren ausdruck für einen gedanken bekämpft, den er vollkommen teilt. manche untersuchungsreihen mehr hypothetischer art scheint er überhaupt zurückzuweisen, weil es ihm vielleicht vorkommt dass sie bei weniger enthaltsamen forschern mit zu grofser sicherheit auftreten. aber er übersieht dass diese sicherheit oft nur in der äufseren form des vortrags liegt und dass es darauf gar nicht ankommt, weil ein völlig deckender ausdruck doch nie gefunden wird, sondern dass die hauptfrage die ist: ob man den dingen zu leibe geht oder nicht, ob man gewisse feinere untersuchungen, für welche die grundlagen unzweifelhaft gegeben sind, überhaupt anstellt oder sich ihnen entzieht unter dem vorwand, dabei komme nichts sicheres heraus. dicht daneben hat dann Rückert selbst einige kühne conjecturen, fast ohne es zu wissen, vorgebracht, weil es ihm natürlich war, auf einem vertrauten gebiete die überlieferung zu ergänzen oder weil sich manche anschauungen einmal in ihm festgewurzelt hatten und er die beweiskraft entgegenstehender gründe daher nicht hinlänglich empfand. ich werde mich im folgenden nicht scheuen, meinen widerspruch auch in schärferer weise geltend zu machen; meine eigentliche absicht jedoch ist, einige für Rückert charakteristische meinungen hervorzuheben, seine stellung zu schwebenden controversen anzudeuten und dadurch eine nähere ansicht von seinem wissenschaftlichen standpunkte im allgemeinen, von dem gegenwärtigen buche im besonderen zu geben.

Der erste band zerfällt in zwei bücher, wovon das erste die äufsere geschichte der hochdeutschen sprachentwickelung bis zum ende des xv jhs. erzählt.

Den ausgangspunkt bildet Ulfilas. sein tod wird noch mit Waitz in das j. 388 gesetzt; alle bedenken gegen die einheitliche abfassung seiner bibelübersetzung sollen sich bei näherer prüfung als schwankende hypothese erweisen: ich darf mich begnügen jetzt Bernhardts Vulfila s. xix ff. xxv. xxxv zu citieren. doch gibt Rückert die möglichkeit zu, dass sich Ulfilas bei seiner arbeit, 'ähnlich wie später unser Luther, der hilfe vereinter kräfte bedient habe.' er will nur nicht dass man es nachzuweisen versuche. ähnlich ist auch anderwärts bei bibelübersetzungen verfahren worden, zb. in neuerer zeit auf der insel Man.

Die zusammenfassung des gotischen und scandinavischen als ostgermanisch hält der verf. s. 7. 8 für unzureichend begründet. die stammbaumtheorie als solche greift er nicht an. aber die hauptscheidung besteht nach ihm zwischen dem skandinavischen und den übrigen germanischen sprachen.

Auch gegen die behandlung der malbergischen glosse durch Kern verhält sich Rückert s. 11. 12 ziemlich skeptisch. über die geschichte des hochdeutschen vor dem achten jahrhundert sollen blofs 'conjecturen und hypothesen' möglich sein: dass uns die eigennamen einen gewissen anhalt gewähren, hat der verf. wol erwähnt; aber nicht scharf betont, dass wir die geschichte deutscher lautbezeichnung von den namen, welche die Römer überliefern, bis zum achten jahrhundert ohne unterbrechung verfolgen können. wir erblicken ununterbrochene tradition: und das ist doch auch ein stück sprachgeschichte. ja, er denkt darüber ganz anders wie sich aus s. 74 ergibt: keiner der älteren schreiber des achten jahrhunderts soll an irgend ein princip der lautgebung gedacht haben. was dabei herauskommt, wenn ein altdeutscher schreiber kein princip hat oder kennt, das zeigt die aufzeichnung des Georgsliedes. die andern also hatten ein princip, sie folgten einem system. auch könig Chilperich und seine drei neuen buchstaben sind von Rückert ganz vergessen. vergl. s. 202 ff.

Die runenschrift führt Rückert s. 17 zwar auf das phönicische alphabet zurück, aber irgendwelche 'abhängigkeit von dem griechischen oder lateinischen schreibsystem' will er nicht zugeben. die übermittelung soll nicht von Europa, sondern von Asien her, aus dem osten oder südosten erfolgt sein: 'ob aber schon in Asien, dh. wenn wir mit recht an einer älteren asiatischen heimat unseres volkes festhalten, ist fraglich.'

S. 23 die vermutung dass es bei den Deutschen schon zur zeit des Tacitus neben der poesie 'vorwiegend epischen gehaltes' eine 'an feste normen gebundene darstellungsweise in prosaischer form, wie wir sie in den sagas der scandinavischen Germanen finden' gegeben habe. an den vorwiegend epischen gehalt der poesie glaube ich nicht, man müste denn auch die hymnen des Rigveda 'vorwiegend episch' nennen. aber die möglichkeit prosaischer erzählungen, etwa von der art der irischen, mit deren charakter uns Windisch bekannt gemacht hat, muss ernstlich erwogen werden.

S. 61 heifst es von der gotischen christlichen litteratur: 'sie scheint sogar den versuch nicht gescheut zu haben, sich das altererbte geistesgut der nationalen sage und tradition anzueignen und im neuen geist zu verarbeiten.' was ist gemeint? ich weifs es nicht.

Karl der grofse wird s. 67 durch einige merkwürdige wendungen eingeführt, die wunderlich Hegelisch klingen. 'verfolgt man die innere entfaltung der idee, welche durch die concreten persönlichkeiten der ersten Karolinger tatsächlich gemacht wurde, so wird man in . . . Karl dem grofsen zunächst die begrifflich vollzogene vereinigung des christlichen königs im stile Pippins und des christlichen priesters im stile des Bonifacius erkennen.'

aufserdem sei er der verklärte Karl Martell. den uns geläufigen anschauungen nach würde man eher von physischer und geistiger vererbung sprechen.

S. 71 'aber jene von ihm (von Karl dem grofsen) eigenhändig niedergeschriebene — so lauten die klaren worte Einhards und es ist kein grund sie künstlich mit hilfe eines lateinischen idiotismus umzudeuten — sammlung epischer lieder des fränkischen volkes' . . . das entscheidende wort lautet einfach *scripsit.* aber aus Einhards c. 25 erfahren wir: *temptabat et scribere . . . sed parum successit labor praeposterus et sero inchoatus.*

S. 73 'die anfänge der deutschen litteratur dürfen nicht so von dem eingreifen Karls des grofsen abhängig gedacht werden, dass man das vorhandensein älterer, von seiner anregung unabhängiger geschriebener denkmäler in deutscher sprache läugnen wollte.' wol gegen mich gesagt. Rückert weifs auch s. 74 dass die erhaltenen überbleibsel 'mit jedem neuen jahrzehnt seit dem ersten drittel des achten jahrhunderts immer häufiger werden.' den Isidor und das zugehörige bezieht er indes auch auf die zeit Karls des grofsen; den kreis für welchen die übersetzungen bestimmt waren sucht er in den höchsten weltlichen würdenträgern des hofes und staates und in deren jugendlichem nachwuchs. eine ursprünglich fränkische niederschrift sämmtlicher Monseer fragmente scheint er aber nach s. 75 nicht anzunehmen, obgleich er s. 77 bemerkt, dass viele denkmäler jener zeit die spuren zwei und dreifacher umschreibung in andere mundart zeigen.

Nach s. 80 hat Otfrid den reim eingeführt, wenn auch Petruslied ('der sog. Petrusleich' sagt Rückert) oder Samariterin höchst wahrscheinlich vor ihm gedichtet seien. Otfrid habe die allein zureichende form der geistlichen deutschen volksdichtung zuerst, dh. zuerst in grofsartiger fülle ins leben gerufen. auch für die eigentliche volksdichtung kam die stunde, 'wo sie sich dem andrang des neuen luftstromes nicht mehr absperren konnte.'

Von Otfrids Evangelienbuch kennen wir vier handschriften: eine von ihm selbst corrigiert, eine andere im auftrag eines bestimmten bischofs geschrieben, eine dritte so prächtig dass sie ein für den hof bestimmtes dedicationsexemplar gewesen sein mag — die vierte nicht näher zu fixieren, aber für sich allein schwerlich fähig, die vermutung umzustofsen dass Otfrids gedicht keine grofse verbreitung erlangte. und von da aus soll der reim in die volksdichtung gelangt sein? aus diesem dicken buche voll predigt und commentar, dessen aesthetische beurteilung sprachgeschichtlich keineswegs, wie Rückert s. 80 will, gleichgiltig ist? jedes kurze lied, das eine interessantere begebenheit des alten oder neuen testamentes drastisch erzählte, konnte gröfsere würkung tun im volke. in der tat constatiert Rückert selbst s. 98 dass Otfrid ohne nachfolger blieb: das ist nicht einmal ganz richtig,

ich verweise auf Sanctgallen und die Psalmbruchstücke, die man wol auf sein vorbild zurückführen könnte.

In der frage der hofsprache und schriftsprache steht Rückert wesentlich auf seiten Müllenhoffs. er bekämpft zwar den ausdruck hofsprache (s. 96. 128), den er dann doch selbst gebraucht; er bekämpft eine ansicht, welche dem einflusse der kaiserlichen kanzleisprache eine art mystischer zauberkraft für das einigungswerk der deutschen schriftsprache ihrer zeit zudecretiert (s. 180): dh. er bekämpft übertreibungen welche meines wissens in wahrheit nicht existieren. nur s. 181 unten scheint er sich mit einer bestimmteren wendung gegen eine würklich aufgestellte meinung zu erklären, die er s. 240 aber doch selbst zu teilen scheint.

Rückerts bundesgenossenschaft in diesen fragen ist uns von hohem werte. hier kommt ihm seine historische bildung zu statten und sein reiner sinn, dem eitle sucht nach paradoxien fern lag.

'Wie es zu machen ist — sagt er s. 139 — um aus der schmutzigen schale der zufälligen fahrlässigkeit und rohheit [der erhaltenen abschriften] den glänzenden kern der feinsten kunst und der durchgebildetsten technik herauszuschälen, das gezeigt zu haben bleibt Lachmanns verdienst. im einzelnen mag eine vertiefung und bereicherung der wissenschaftlichen erkenntnis seine resultate bezweifeln, verwerfen oder ergänzen; das princip der positiven kritik, wie er es gefunden und praktisch verwertet, wird nur da angefochten werden, wo man seinen eigentlichen inhalt nicht begreift. er hat nicht, wie ihm von solchem befangenen standpunkt aus vorgeworfen wird, ein phantasiegebilde des mittelhochdeutschen der wissenschaft aufgedrängt, er hat die augen geöffnet, eine der zartesten und kunstvollsten schöpfungen der sprachbildenden kraft des menschlichen geistes, eben diese mittelhochdeutsche kunstsprache, sehen und begreifen zu lernen.'

Vergl. über das mhd. insbesondere noch s. 123 ff. 137. 141 f. auch sonst hat der verf. für die ganze entwickelung einer von den mundarten sich entfernenden, mehr und mehr einer gewissen einigung entgegenwachsenden sprache seit Karl dem grofsen auf manche übersehene oder nicht hinlänglich beachtete momente aufmerksam gemacht: s. 97. 101. 159 f. 181. er gibt wol mit recht s. 158 auch für die zeit nach der mitte des dreizehnten jahrhunderts keine unbedingte herschaft der mundarten zu, obgleich die sache relativ immer so erscheinen muss. vortrefflich ist die ausführung über das mitteldeutsche s. 168 ff. doch vermeidet Rückert die combination mit dem fränkischen des elften und zwölften jahrhunderts.

Im einzelnen habe ich mancherlei bedenken.

Dass die kaiserin Agnes den Williram begünstigte (s. 103) ist mir ebenso wenig bekannt, wie dass Williram ein äufserst fruchtbarer theologischer scribent gewesen (s. 104).

S. 110 wird von den 'nur dürftig erhaltenen, gewis aber einst reich vertretenen latinisierten umgestaltungen von scenen und motiven aus der deutsch-fränkischen thiersage' gesprochen.

Mit dem namen Friedberger Christ und Antichrist zeigt sich Rückert s. 119 unzufrieden. er nennt das gedicht ein grofses volkstümliches epos von den wundertaten Christi auf seiner irdischen wallfahrt und meint, es sei 'mindestens nicht jünger' als Williram.

S. 121. unter den gründern des neuen ritterlichen stiles fehlt der wichtigste: Eilhard von Oberge. der Pilatus soll 'dieselbe, ja vielleicht noch eine geistvollere ausbildung der verstechnik' als Veldekes Aeneis zeigen.

S. 125. die 'zwei oder drei armseligen reime, die man als beweise für Walthers Österreichertum immer wider vorführt' würde man nach Rückert 'bei ruhigem blut einfach eine lächerlichkeit, aber nicht einen sprachgeschichtlichen beweis nennen.' es sind nicht zwei oder drei, es ist sogar nur ein einziger. als eine lächerlichkeit erscheint er mir aber doch nicht, obgleich mein blut bei der frage nach Walthers heimat greisenhaft ruhig bleibt. doch würde es mir freilich nicht einfallen ihn 'einen sprachgeschichtlichen beweis' zu nennen. nur ihn gar nicht mit in rechnung zu ziehen, würde ich für oberflächlich halten.

Die übersetzung von Nortperts tractat De virtutibus soll 'oberdeutsch-fränkisch, etwa ostfränkisch' sein nach s. 127. ich finde durchaus keinen genügenden anhalt für diese behauptung. überhaupt verstehe ich nicht recht die ausgezeichnete stellung, welche dem Pilatus und diesem tractate als zeugnissen für die gemeinsprache zugewiesen wird.

Nach s. 186 ff scheint es fast, als ob der verf. nicht gestatten wollte, dass wir unser 'subjectiv-modernes' aesthetisches urteil auf die poesie des vierzehnten und fünfzehnten jahrhunderts anwenden, sondern als ob wir uns mit der erkenntnis begnügen müsten dass sie der zeit selbst genügte. so weit gehe ich in der historischen objectivität nicht mit. aber ich weifs nicht, ob ich Rückert recht verstehe. denn gleich s. 188 spricht er selbst von der 'relativen unvollkommenheit' der litterarischen producte dieser zeit. ich sehe übrigens in der allgemeinen schilderung nirgends recht concrete physiognomien durchscheinen, an denen doch wahrhaftig kein mangel ist.

Das zweite buch behandelt 'das deutsche sprachbild in seiner construction am ende des mittelalters' in vier abteilungen: lautlehre, wortbildung (flexion, stammbildung, composition), wortvorrat, satzfügung.

S. 200 f allerlei skepsis gegen das urgermanische und urindogermanische, das seien blofse abstractionen, eine blofse abstraction aber könne nie die individuellen züge des concreten lebens erzeugen 'die doch allein berücksichtigt werden müsten,

wenn man eine geschichte, also etwas ganz concretes' der deutschen sprache geben wolle. dieses spielen mit concret und abstract! und wie wenig concret sieht nun das aus, was Rückert als geschichte gibt! die entwickelung vom indogermanischen zum germanischen möge man durch mehr oder minder annehmbare conjecturen nachzuweisen suchen: 'Geschichte der deutschen sprache kann man solche, an sich recht verdienstliche experimente der combinationsgabe nicht nennen.' auch nicht: 'Zur geschichte der deutschen sprache'? dabei gibt Rückert doch zu dass man das gemeinsame in dem bildungstypus der verwanten sprachen herausfinden könne. auch die genesis der deutschen sprachbesonderheit erhalte dadurch eine neue und fruchtbare begründung. diese begründung kann doch nur darin bestehen dass man das besondere mit dem gemeinsamen vergleicht und sich fragt: wie ist das besondere aus dem gemeinsamen geworden? wenn das nun aber jemand würklich zu tun versucht, dann misbillicht es Rückert. oder er billicht es zwar, aber man soll das resultat nicht geschichte nennen — als ob geschichte von dem mehr oder weniger dessen, was man wissen kann, abhienge; und als ob es auf den namen überhaupt ankäme. diese art bequemer selbstzufriedener skepsis aus der wolke herab und unzufriedene abweisung bestimmterer in irdischem ringen erworbener oder auch nicht erworbener, aber wenigstens angestrebter resultate anderer forscher findet sich mehrfach. und sie tritt in so schwankender unbestimmter sprache auf, dass der verfasser eigentlich jede einwendung mit den worten zurückweisen könnte: das war ja gar nicht gemeint.

Nach diesem eingang war ich sehr angenehm überrascht auf den folgenden seiten über die begünstigung des vocalismus vor dem consonantismus in der deutschen sprachentwicklung, über das germanische accentgesetz und dessen würkungen ansichten ausgesprochen zu finden, welche den meinigen ganz nahe stehen. das *ei* für *î*, *au* für *û*, *eu* für *iu* werden aber unter das accentgesetz wie zufällig mit eingereiht ohne dass man recht sieht wie sie dahin gehören. die berufung auf den 'natürlichen instinct des sprachgefühls' s. 240 kann wenig helfen. die zweitönige circumflectierte aussprache (zGDS 469 f) als nächste voraussetzung hätte Rückert, wie ich glaube, ganz wol in den rahmen seiner sonstigen anschauungen einordnen können. auf die neue erklärung des consonantumlautes als eine art ersatzgemination für das weggefallene *j* s. 238 begnüge ich mich hinzuweisen.

Die ganze auseinandersetzung ist leider, wie ich fürchten muss, nicht populär genug. wer nicht schon selbst eingeweiht ist, wird vieles schwer verstehen. besonders wenn sich eine so falsche und irreführende terminologie einmischt wie s. 244. 248, wo von einem 'stärksten' und 'geringeren' eigenton geredet wird — neben der richtigen unterscheidung nach der tonhöhe. was

eigenton sei, wird nicht gesagt. ein wort wie *wurzelecht* neben und für *wurzelhaft* s. 248 dürfte befremdend würken.

Auch von der lautverschiebung wird ein laie durch Rückert schwerlich eine klare anschauung gewinnen. hier wie in allen folgenden abschnitten befindet sich der verfasser in der seltsamen teuschung dass fortlaufende rede in wolgegliederten perioden deutlicher sei als eine tabelle oder ein paradigma. aber tabelle und paradigma gewähren jedem einen sinnlichen eindruck; der Rückertsche redefluss entbehrt die eindringliche phantasiebeherschende kraft selbst für den fachmann.

Für die erklärung der lautverschiebung mag Rückert nun wider keinen gebrauch machen von dem vorwiegen des vocalismus und der daraus entspringenden vernachlässigung des consonantismus. er erwähnt die sache nicht einmal s. 251 als eine mindestens mögliche art sich die unbekannte ursache vorzustellen. er bemerkt vielmehr: 'ob man sich dies unbekannte etwas mehr leiblich oder geistig denken wolle, ob man klima und boden und seine einwürkungen auf die leibliche constitution eines volkes und somit auf seine sprachwerkzeuge voranstelle, oder die berührung mit andern völkern und sprachen, oder ob anderes der art, was in das gebiet der internationalen culturgeschichte gehört, herangezogen wird: jeder solcher erklärungsversuch, oder auch ein compromiss zwischen mehreren von ihnen, schiebt die beantwortung der frage nur weiter zurück, gibt sie aber nicht.'

S. 261 wird das *v* 'die eigentliche signatur des gebildetsten mittelhochdeutsch, besonders im westlichen und mittleren Deutschland' genannt. damit ist eine bekannte tatsache auf einen recht schlagenden, wenn auch vielleicht nicht ganz richtigen ausdruck gebracht. die natur und geschichte des *v* verdiente längst eine besondere untersuchung.

Ich notiere noch einige wenige einzelheiten: s. 269 über vermehrung der neutra im laufe der sprachgeschichte; s. 285 wunderliches über got. *sa* (das *t* der wurzel soll in *s* übergegangen, der nominativ *der* eine 'freie tat' des althochdeutschen sein); s. 293 desgleichen über entstehung von nomen und verbum; s. 301 f desgleichen über die reduplicierenden perfecta (wenigstens wird das trügerische *heialt* richtig aufgefasst).

In der flexionslehre fällt mir auf dass Rückert viele formübertragungen bespricht, wie es die natur der sache verlangt, ohne einmal den vorgang als solchen deutlich hinzustellen. er redet lieber von neubildungen und dergl., auch wo wir ziemlich gut bescheid wissen wie bei der hochdeutschen II sing. ind. praet. (s. 315).

S. 325 wird consonantischer ablaut genannt jene bekannte erscheinung, welche vom consonantumlaut ausgeht und durch übertragung fast das ansehen eines ursprünglichen sprachmittels erhält: tenuis statt media mit verstärkender bedeutung. Gerland

hat der sache eine vielfach interessante, gedankenreiche monographie gewidmet (Iterativa und intensiva, Leipzig 1869). bei erneuter behandlung müsten auch die anlautenden *k, ch* für *g* in *kitze, krimmec, kripfen* usw. herbeigezogen werden. vielleicht hat ursprünglich die wechselwürkung der mundarten die doppelformen geschaffen, wie es Müllenhoff für *Krimhild* statt *Grimhild* annimmt: fränkisch *g* wird hochdeutsch *k*, wandert als *k* ins fränkische zurück und wird dann hochdeutsch *ch*.

S. 343 konnte über die betonung der composita bestimmter gesprochen werden. es ist kein zweifel: die regel der absteigenden betonung gilt nur für das einfache wort, hochton und tiefton beziehen sich auf wurzelsilbe, ableitungs- und flexionssilbe. im compositum treffen zwei hochtöne zusammen, die worteinheit entsteht dadurch dass der eine sich dem andern unterordnet, im componierten nomen der zweiten dem ersten. wir haben daher von höherem hochton und tieferem hochton zu reden. der tiefere hochton steht aber immer höher als irgend ein tiefton. ich bezeichne den hochton überall mit acut, den tiefton überall mit gravis, die höhere stufe durch verdoppelung, also um bei Rückerts beispielen zu bleiben: *mä̋ti-bálgs, pű̋sündìfáps, a̋bánt-múos.* in der geschichte der ableitungssilben bei Rückert wäre manches klarer geworden, wenn er aus der ahd. betonungslehre den satz entlehnt hätte: schwerere ableitungssilben werden wie compositionsglieder behandelt.

Lebendiger und anschaulicher wird die darstellung beim wortvorrat. worte und wortgruppen werden verfolgt und die wandelungen der bedeutung oft hübsch dargelegt. 'sie sind verständiger, aber auch kälter geworden' heifst es s. 359 von einer anzahl moralischer begriffe. die beobachtung geht durch. man vermisst aber doch einheitliche gesichtspunkte unter welchen die sämmtlichen tatsachen eingereiht wären. bei *tugent* zb. wird s. 360 nicht mit bezug auf die bekannte stelle bei Berthold von Regensburg gezeigt dass die predigt nach einem deutschen wort für ihre kirchliche *virtus* verlangt, dass sie kein anderes findet als *tugent* und daher mit zorniger absicht die alte höfische bedeutung bekämpft. damit war zugleich auf eine reihe von deutschen begriffswandelungen hingewiesen, welche auf dem bedürfnis deutscher repräsentanten für lateinische wörter beruhen: vergl. Heinzel zu HvMelk 1, 1. ebenso aber haben auch romanische worte eingewürkt, zb. *cortesia* und *mesura.* das ganze problem bedarf umfassender behandlung. die schrift von Adolf Arndt Quid in significatione verborum patrii sermonis inter saec. XII ex. et XIII in. ac nostri temporis vocabula discriminis intercedat exemplis demonstratur (Halle 1873) genügt entfernt nicht.

Das gebiet der fremdwörter, welche nicht blofs culturhistorisch, sondern für den eigensten charakter des deutschen und des neuhochdeutschen insbesondere so — um mit Rückert

zu reden — so 'unendlich' wichtig sind, wird auf drei seiten (s. 370—372) abgemacht.

In dem syntaktischen capitel finden sich manche hübsche einzelheiten, aber eben — einzelheiten. 'wie jeder einzelne bestandteil des satzes durch solche herabsetzung der lebendigeren und wärmeren anschaulichkeit in den beziehungsformen zu einer so viel starreren und unbehilflicheren haltung genötigt wurde, so muste auch die aneinanderreihung derselben, die wortfolge, sich immer mehr des ihr noch zustehenden restes freierer beweglichkeit entäufsern' (s. 381): das ist eine von den wenigen generalisationen, auch diese nicht glücklich im ausdruck und nicht fruchtbar im gedanken.

Ich habe beim lesen viel an Jänicke gedacht. manches würde unter seinen händen bestimmtere gestalt gewonnen haben, wenn er seinen grofsen letzten plan hätte ausführen können: eine geschichte unserer sprache in ihrem übergang vom mhd. zum nhd.

Ich vermisse bei Rückert jene fülle neuer anschauungen, welche eine würkliche durchforschung des fast unberührten vierzehnten und funfzehnten jahrhunderts ergeben muste. wo es die auffassung im grösten umriss gilt, da befinde ich mich fast überall mit ihm in übereinstimmung. so ist sein ganzes zweites buch erfüllt von der verständnisvollsten bewunderung der mhd. sprache und des mhd. stiles. und dass die mystiker noch ganz dazu gehören, das hat er ebenso deutlich gefühlt, wie den geist der mittelalterlichen renaissance unter Otto II und III (s. 102) oder die verwantschaft zwischen der sprachmengerei des sechzehnten und des elften jahrhunderts (bd. II s. 157, vergl. s. 315). ich möchte dabei die frage aufwerfen, ob es nicht auch für unsere sprachgeschichte sehr förderlich wäre, wenn wir die zeit von etwa 1350 bis etwa 1650 als eine übergangsperiode betrachten und das neuhochdeutsche erst mit Schottelius beginnen wollten. so wie wir im allgemeinen mhd. und nhd. einander entgegensetzen, da meinen wir ohnedies immer die sprache um 1200 und die sprache um 1800. Luther wäre dann der höhepunkt, das kraftcentrum der übergangsepoche. ich glaube, er bekommt da eine richtigere stellung als im beginne des neuhochdeutschen.

Hiermit wende ich mich zu Rückerts zweitem bande, welchen die schilderung Luthers eröffnet.

Luther erscheint bis jetzt als der eigentliche held des werkes, auf welchen der erste band hinweist und neben welchem die übrigen persönlichkeiten des zweiten bandes, selbst die meistbegünstigten Opitz und Leibnitz verschwinden. Rückert hat auch Gottschalls Neuen Plutarch I (1874) mit einer biographie Luthers eröffnet, so dass die studien seiner letzten lebensjahre sich ganz vorzugsweise um das persönliche centrum unseres sechzehnten jahrhunderts gedreht haben müssen. hier sind der sprache Luthers und ihren würkungen etwa die ersten 175 seiten gewidmet. und

das ist nicht zu viel. wie weit Rückert nach den schriften von Mönckeberg, Wetzel, Frommann, Opitz, Dietz, Lohmann neues oder abweichendes gibt, suche ich nicht festzustellen. das nachprüfen ist bei ihm überall schwer. die verbindung von popularität und wissenschaftlichkeit, welche schon manches schöne deutsche unternehmen der letzten jahre geschädigt oder gefährdet hat, wird auch die würkung dieses buches ohne zweifel beeinträchtigen. der gelehrte findet meist blofse behauptungen, sie können ihn bei eigener untersuchung fördern als gesichtspunkte oder fragestellungen; aber sie können ihm die eigene untersuchung nicht ersparen. der ungelehrte aber findet zu vieles, was er nicht versteht oder was ihn nicht interessiert, er wird nicht rasch genug vorwärts und ans ziel geführt. meiner ansicht nach sollten wir jene verbindung fahren lassen: gelehrte untersuchung für die gelehrten, eine kurze gut und anschaulich geschriebene zusammenfassung der resultate für die ungelehrten.

Rückerts erzählung bewegt sich citatlos fort, ohne anmerkungen, ohne irgend eine verweisung. er hat nicht gerade ungelehrte, er hat nur nicht fachgelehrte im auge. aber ein publicum, dem er — namentlich im ersten bande — oft so schwierige erörterungen zumutet, das wäre gewis dankbar für nähere erklärungen und begründungen. wird Macaulays Geschichte von England dadurch weniger populär oder wird sie dadurch weniger ein kunstwerk, dass sie anmerkungen enthält? es haben viele die anmerkungen verbannt, sind aber noch keine künstler geworden.

Im ganzen muss ich sagen dass mir Rückerts zweiter band viel besser gefallen hat, als der erste. es ist mehr entschieden neues darin, alles liest sich leichter, die eindrücke die man empfängt sind nicht so farblos, einige gut gezeichnete porträte prägen sich ein. vielleicht würde eine letzte feile hie und da nachgeholfen haben, das lieblingswort 'grimasse' hätte bei der correctur noch einige beschränkung seines gebrauches erfahren können.

Wollte ich mich hier wider auf einzelheiten einlassen, so würde ich mich hauptsächlich gegen die unterschätzung der litteratur vom ende des sechzehnten und anfang des siebzehnten jahrhunderts und gegen die überschätzung Opitzens wenden. die neulateinische dichtung verachtet Rückert allzu sehr. und bei der würdigung Opitzens beachtet er nicht genug, dass dessen metrik in umfassender weise vorbereitet war. in sehr viel umfassenderer weise als man bisher nachgewiesen hat. und besonders zur zeit von Opitzens auftreten muss das bewustsein der nötigen reform schon sehr allgemein geworden sein.

Der magister Wolfhart Spangenberg citiert in seinem Anmutiger weifsheit lust-garten (1621) viele seiner älteren gedichte: alle

aber hat er metrisch umgearbeitet und nach den neuen regeln geglättet.

Aber ich will jetzt, wie gesagt, von weiteren erörterungen absehen, und nur einen punkt noch berühren, der mir durch Rückert nicht hinlänglich aufgeklärt erscheint.

Der schluss des zweiten bandes beschäftigt sich mit Gottscheds reise nach Wien: Gottsched habe den anfang zur widereroberung der katholisch-jesuitischen deutschen landschaften gemacht, welche der deutschen bildung so schmählich entrissen worden seien (s. 378). schon früher wird Karl v 'von natur ein verwälschter Flaeming, ein echter Fransquillon reinsten wassers' scharf mitgenommen (s. 206), desgleichen sein nachfolger (s. 208. 225): dass sie nicht ordentlich deutsch konnten, tadelt Rückert mit recht, und er dehnt seinen tadel auch auf das am kaiserlichen hofe gesprochene deutsch aus. wenn dennoch die sprache der kaiserlichen kanzlei in rhetoriken und stilistiken als mustergiltig empfohlen wird, so führt er das einfach auf ungeschmack oder servilität zurück.

Die tatsache aber bleibt bestehen und es war dochwol nicht gut getan, so leichtherzig daran vorüberzugehen. es fragt sich, wie lange dauerte eine solche autorität, wie weit wurde sie geachtet, und in welchem umfange wurde diese achtung praktisch. ich will ein zeugnis aus dem j. 1734 anführen, auf das mich vor jahren Erdmannsdörffer aufmerksam machte und dessen prüfung und verwertung ich anderen überlasse.

Johann Gottfried von Meiern, k. grofsbritannischer und churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer hof- und kanzleirat zu Hannover, bemerkt in der vorrede zum ersten bande seiner Acta pacis westphalicae publica: er habe in seiner 'historischen erzählung' sich auf das genaueste an die relationen der gesanten gehalten und deren eigene worte und redensarten beibehalten. 'und aus eben diesen ursachen — fährt er s. 25 fort — ist es denn auch geschehen, dass die schreib-art nicht so rein und pur hat eingerichtet werden können, als solche zu unsern zeiten, nicht nur unter denen gelehrten erfordert wird, sondern auch würcklich an denen höfen und cantzleyen, zur grösten ehr und ruhm unsers deutschen vaterlandes, in übung und schwang gebracht ist. in welchem stück sonderlich Wien, die höchste schule der welt, so, wie in andern, also auch hierinnen, den vorzug, mit recht, vor allen übrigen, behauptet: dahingegen man zur zeit des westphälischen friedens in den gedancken gestanden ist, es könne in unserer mutter-sprache fast nichts geredet noch geschrieben werden, woferne nicht das alte Rom aus seiner zunge etwas dazu herleihete.'

Und weiter s. 26: 'nur allein der käyserliche hoff hat die ehre der deutschen zunge noch allemahl beständig aufrecht erhalten, und wird man selten ein käyserlich schreiben, auch

von denen ältesten zeiten aufweisen können, worein fremde wörter wären eingemischt worden; weil man wohl gewust hat, dass keine sprache majestätischer sey, als die unsrige, und dass sich durch selbige alles sagen lasse, was man wolle und gedencke.'

Ich kann die stelle wol anführen, ohne meinerseits in den verdacht der servilität zu kommen.

Strafsburg 26. 12. 75. SCHERER.

Des minnesangs frühling herausgegeben von KARL LACHMANN und MORIZ HAUPT. zweite ausgabe besorgt von WWILMANNS. Leipzig, Hirzel, 1875. VIII und 340 ss. 8°. — 8 m.

Über die grundsätze welche ihn leiteten gibt Wilmanns in einer kurzen vorrede auskunft. 'was Haupt selbst im laufe der jahre zu Des minnesangs frühling angemerkt hat, ist in diese neue ausgabe aufgenommen, ohne dass es als nachtrag bezeichnet wäre.' die bemerkungen sind grofsenteils bekannt. teils stehen sie in der zs. 13, 324—329. teils beruhen sie auf zs. 11, 563—593. insofern Haupt berichtigungen seiner früheren recensenten Bartsch und Pfeiffer an und aufnimmt, wäre es aber wol gut gewesen, immer den ort zu citieren, wo sie stehen. das würklich neue ist schwer zu constatieren; zb. zu 21, 33. 25, 23. 80, 15. 16. 120, 18 stehen neue parallelstellen. zu der letzteren anmerkung vgl. Denkm. XXVII, 228 mit Müllenhoffs note.

'Was andere für kritik und erklärung dieser lieder geleistet haben — fährt Wilmanns fort — ist so weit benutzt, als es mir in den rahmen des werkes zu passen und seiner ursprünglichen anlage gemäfs zu sein schien. solche zusätze sind in eckige klammern geschlossen.' der grundsatz ist gewis zu billichen, die ausführung beruht ganz auf persönlichem tact, jeder würde das auf seine besondere weise machen: man soll daher die vollendet vorliegende arbeit einfach acceptieren und dem herausgeber für seine mühe dankbar sein. wer ähnliche arbeiten gemacht hat, weifs, wie sehr ein gewissenhafter mensch sich quälen kann über das blofse mehr oder weniger, und ohne dass er je den zweifel ganz überwindet.

Nur folgendes darf vielleicht hervorgehoben werden.

Nach dem beispiele von Haupts eigenem verfahren bei der herausgabe Lachmannscher texte, waren die lesarten der Kolmarer hs. *(k)* zu s. 244, des clm. 4612 *(t)* zu 21, 13 ff, der Zimmerischen chronik *(z)* zu 23, 21 ff einzutragen.

Neue urkundliche nachweise über die vorkommenden dichternamen oder ihre familien sind regelmäfsig aufgenommen. doch fehlt bei Heinrich von Morungen Bech Germ. 19, 419. wenn bei Rudolf von Fenis die abweichende ansicht von Pfaff angeführt wurde, so durfte auch bei Reinmar die meinung von Karl Schmidt und Erich Schmidt, dass der dichter zu dem Strafsburger dienstmannengeschlechte derer von Hagenau gehörte, erwähnung finden.

Da Haupt selbst zu 103, 22. 108, 28 unreinen reim als zwingenden grund ansieht, um dem Reinmar lieder abzusprechen, so muste wenigstens zu 182, 18 darauf aufmerksam gemacht werden dass Haupt den unreinen reim *lîp : gît* mitten unter Reinmars gedichten übersehen hat. Haupt selbst konnte sich der anerkennung dieses fehlers keinen augenblick entziehen.

'Eigenmächtig den text zu ändern — bemerkt Wilmanns weiter — oder ansichten raum zu geben, die eine mehr oder weniger bedeutende umgestaltung des textes verlangen, schien mir selbst da, wo ich diese ansichten für richtig halte, nicht angemessen.'

Auch dies gewis richtig. aber es wäre, ebenso richtig, noch eine andere behandlungsweise denkbar, welche ich persönlich vorgezogen haben würde, ohne indessen mein persönliches meinen für mafsgebend zu halten. das buch konnte durchweg bleiben wie es war. man konnte darin noch strenger sein als Wilmanns und Haupts eigene zusätze nur in klammern anbringen, was sich zb. in der anmerkung zu 26, 20 entschieden empfohlen hätte. die vorrede des herausgebers aber, oder ein anhang des herausgebers, der keine gröfseren nachteile mit sich brachte als die getrennten Beneckeschen und Lachmannschen anmerkungen zum Iwein, — konnte ein vollständiges repertorium alles dessen werden was seit 1857 über die ältesten minnesänger gearbeitet ist. nahm der herausgeber dazu persönlich stellung, so war das um so förderlicher und willkommener.

Dass die lieder Friedrichs von Hausen, Heinrichs von Veldeke und Heinrichs von Morungen ihre frühere gestalt beibehalten haben, beklage ich nicht. will man die nachweisbare heimat eines dichters für unbedingt mafsgebend halten, und die möglichkeit gar nicht zugeben dass er seine mundart abgeschliffen und einer gebildeten schriftsprache genähert habe, so muss man auch das lied des von Kolmas ins thüringische umschreiben, wie Bartsch getan hat. über alle solche dinge wird jetzt viel zu viel lärm gemacht. das allgemeine problem: schriftsprache oder dialekt? wie weit schriftsprache, wie weit dialect? ist ohne zweifel sehr wichtig. aber die frage, wie im einzelnen falle zu schreiben sei, ist eine frage zehnten ranges; meist gar nicht zu entscheiden: denn alle unsere landläufigen argumentationen geben nur eine relative wahrscheinlichkeit. es dürfte an der zeit sein daran zu

erinnern dass altdeutsche gedichte nicht blofs aus lauten, formen, versen und reimen bestehen, dass sie auch einer historischen logischen psychologischen und aesthetischen beurteilung unterliegen. und wenn man diese nicht für aufgabe der philologie hält, so danke ich meinerseits für die ehre ein philolog zu heifsen.

Ich meine ganz im sinne Haupts zu handeln wenn ich darauf dringe dass auch in die betrachtung der lyrik die vergleichende methode eingeführt werde. der begriff einer naturgeschichte des epos war ihm vollkommen geläufig. er hätte ohne weiteres zugeben müssen dass auch eine naturgeschichte der lyrik, des dramas, der fabel usw. möglich sei. das unternehmen einer historischen und vergleichenden poetik muss über kurz oder lang gewagt werden. dazu drängt schon die entwickelung der ethnographie, welche sich freilich bisher wenig um das problem gekümmert hat. aber wie zb. Peschels Völkerkunde 'die keime der bürgerlichen gesellschaft', 'die religiösen regungen bei unentwickelten völkern' behandelt, wie Tylor sich um den ursprung der sprache und mythologie bemüht: so werden bald die keime der poesie, der ursprung der dichtungsgattungen dasselbe recht in anspruch nehmen. Klemm wenigstens in seinen Grundideen zu einer allgemeinen culturwissenschaft hatte die poesie nicht vergessen (Wiener sitzungsber. 7, 186. 187). wenn die poetik nicht ausgetretene alte pfade immer von neuem treten will, so versteht es sich eigentlich von selbst, dass sie ihre sätze aus dem gesammten erreichbaren material ableiten, dass sie von den einfachen bildungen zu den complicierteren aufsteigen, von der poesie der naturvölker ausgehen und die spuren der primitiven erscheinungen inmitten der höheren cultur aufsuchen muss. vergl. Zs. f. österr. gymn. 1870 s. 49.

Hätte man sich diese elementaren methodischen grundsätze gegenwärtig gehalten, so war der irrtum, dass die lyrik erst nach dem epos aufkomme, unmöglich. vergl. Müllenhoff Denkm.[2] s. 363.

Gleich die ältesten erkennbaren formen altdeutscher lyrik fordern zu vergleichender betrachtung auf. den typus des Neidhartischen reiens hat Müllenhoff aao. s. 364 (vergl. Uhland Schriften 3, 396 f) in dem isländischen liedchen vom schönen Ingolf nachgewiesen. zu dem typus gehört in Deutschland aber auch der natureingang. genügt es sich dabei auf das naheliegende und natürliche der sache zu berufen? es gibt völker deren lyrik gar nichts davon weifs oder ihn wenigstens nicht typisch verwendet.

'Das anheben mit der schilderung einer naturscene, so dass sie wie in einem landschaftlichen vorgrund die leidenschaft des menschen oder das ereignis, das besungen werden soll, auftreten lassen' teilen die serbischen lieder mit den besten deutschen:

Jacob Grimm Kl. schriften 4, 218. vergl. Goethe Aufs. zur litteratur ed. Biedermann s. 580 (Hempel bd. 29).

Dieses verhältnis wie landschaft und staffage ist aber nur éine weise in welcher natur und menschenleben sich poetisch verketten. eine andere methode stellt ein innigeres band her: natur und menschenleben werden verglichen. der blofse vergleich, das blofse bedürfnis bildlichen ausdruckes und verwendung der natur zum bilde, ist sehr verbreitet, vielleicht der poesie aller völker gemein. aber das naturbild als eingang, das seelenbild hierauf parallel geordnet, ist eine höchst charakteristische form, welche gleichwol unverwandte völker mit einander teilen.

Slawische tanzlieder dieser art hat Daumer in der Polydora übersetzt unter 'Russisch' xx. xxi. xxiii und 'Russisch-polnische kleinigkeiten': zb. *O wie sanft die quelle sich Durch die wiese windet: O wie schön wenn liebe sich Zu der liebe findet!* oder: *Vögelein durchrauscht die luft, Sucht nach einem aste; Und das herz, ein herz begehrts, Wo es selig raste* oder: *Sieh, wie ist die welle klar, Blickt der mond hernieder! Die du meine liebe bist, Liebe du mich wieder!* Daumers übersetzungen sind immer poetisch schön, sie gehören zu dem allervollendetsten was deutsche übersetzungskunst geschaffen: aber sie sind nicht immer getreu. doch steht die existenz der gattung, um die es sich hier handelt, aufser zweifel. vergl. Schmeller Wb. 2², 589; Bodenstedt Poet. Ukraine, Lieder nr 1. 5. 6. 7. 12. 18. 23. 32.

Chamisso vergleicht mit den pantun, den volksliedern der Malayen, deutsche lieder wie: *es ist nicht lang dass es gregnet hat, Die bäumli tröpfeln noch — Ich hab einmal ein schätzel ghabt, Ich wollt, ich hätt es noch.* der Deutsche — sagt er — gesellt gerne der empfindung, die er im lied ausströmt, ein entsprechendes naturbild, und hebt mit demselben an: der Malaye lässt ähnliche bilder und sprüchwörtliche gleichnisse ununterbrochen den fortgang seiner empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der wesentliche charakter der pantun. zb. *Wenn es um den mond nicht wäre, Wär so hoch der morgenstern? Wenns um dich nicht, liebchen, wäre, Wär dein älterer bruder* (liebhaber) *fern?* Jolowicz Polyglotte s. 632 ff. vergl. Gerland-Waitz v, 1 s. 172 f. Schmeller Wb. 2², 589 verweist noch auf Bll. f. litt. unterh. 1847, s. 1259.

Auch in China vergleicht sich eine eigene liedergattung, eine der drei die man unterscheidet (Uhland 3, 13). *Libri Chi-king carmina sunt odae, quarum tria sunt genera; unum dicitur Hing, alterum Pi, tertium Fou. In* p r i m o *antequam ad propositum argumentum veniant, exordiuntur a materia quae ex rerum natura petitur et proposito argumento aliquid vicina sit; et saepe in quo vicina sit non ita patet, nec parum laborant litterati Sinenses in inveniendo quid illa materia, unde exordium odae, ad odae argumentum faciat. Hoc proponitur enucleandum, estque ad examen*

venientibus litteratis pro themate orationis scribendae. in s e c u n d o *per allegoriam, in* t e r t i o *autem directo sermone, sine ambagibus loquuntur.* so der alte übersetzer des Schi-king, der jesuit Lacharme (ed. Jul. Mohl 1830) s. xx f. man muss bei ihm auch die proben suchen, nicht bei Rückert oder gar bei Cramer. nur die übersetzungen von Neumann (bei Jolowicz) stimmen zu dem bilde das man aus Lacharme erhält. häufig drei strophen, worin eine und dieselbe, in drei nahverwante, ja synonyme momente zerlegte anschauung durchgeführt wird, derselbe gedanke in drei variationen erscheint: wie wir dies auch aus europäischen liedern kennen (gleich bei Daumer 2, 48. 49). das naturbild kehrt in jeder strophe wider, zb. I 6, 5: *die pflanze im tal verdorrt — die frau vergeht in einsamem gram.*

In vallibus planta Toui aruit et iam sine succo facta est. Mulier (a viro suo) divellitur et discedens suspirat, heu! suspirat, quod hominum aetatem usque eo infelicem vivat.

In vallibus planta Toui aret sine humore. Mulier discedit et dissociatur, altaque ex imo pectore suspiria trahit; alta suspiria trahit, quod hominum aetatem boni omnis expertem vivat.

In vallibus planta Toui humefacta, macra tamen et sine succo. Mulier divellitur, et discedens gemit et lamentatur. Gemit illa et lamentatur; sed quid prosunt suspiria?

Dieselbe form, vielleicht weniger typisch, in zwei mongolischen sehnsuchtsliedern bei Talvj Charakteristik s. 48. Waitz Anthropologie 2, 517 vergleicht kleine liedchen der Gallas mit den pantun: aber die proben bei Tutschek Lexicon der Gallasprache (München 1844) zeigen nur typischen parallelismus, nicht typischen natureingang. in den gesängen *(waiata)* der Neuseeländer findet sich umgekehrt häufig natureingang: winterstürme und sanfte lüfte über die see her, sonnenuntergang, morgen, sterne (oft einzeln genannt), mondschein, nebel die sich um berge sammeln, wolken, blitz: s. Davis Maori Mementos (Auckland 1855); Hochstetter Neu-Seeland (Stuttgart 1863) s. 520—525. aber es fehlt der parallelismus entweder ganz, oder er ist nicht streng durchgeführt, jedesfalls nicht typisch.

Sehr viele einzelheiten der natur werden in solcher weise bei Chinesen, Malayen, Kleinrussen verwendet. verglichen mit diesem reichtum an naturanschauung erscheint die mittelhochdeutsche poesie arm. vergleichen wir sie mit unserem eigenen volksliede und sind wir geneigt den verwanten motiven desselben hohes alter zuzutrauen, so dürfen wir sagen: die mittelhochdeutsche lyrik hat aus der gattung Hing (um die chinesische bezeichnung beizubehalten) nur jene eingänge herausgenommen, welche sich auf den wechsel der jahreszeit beziehen. es entspricht das ihrer idealisierenden einseitigen weise, welche lieber ein recht allgemeines motiv bis zum überdrusse durcharbeitet, als dass sie nach manigfaltigkeit der motive strebte. ein specieller grund bietet

sich aufserdem dar. das volkslied im allgemeinen scheint nicht vorbild für die adelspoesie des zwölften jahrhunderts gewesen zu sein. aber das tanzlied als festlied, besonders als lied zu den jahreszeitenfesten (Uhland Schriften 3, 386. 5, 121), wobei die beschränkung auf den naturanlass nahe lag, mag mit den festen selbst in die adeliche gesellschaft längst zu naiverer zeit eingedrungen sein. doch bleibe dies vorläufig ganz dahin gestellt. Uhland 3, 388 führt das singen von laub, blumen und vogelsang auf das germanische element in den völkern des mittelalters zurück. rein litterarisch angesehen, liegt der deutschen, nordfranzösischen, provenzalischen liebesdichtung die mittellateinische voraus. und da zeigt allerdings schon ein gedicht nr 29 in Jaffés Cambridger liedern (zs. 14, 492) das schema: *es ist frühling, die ganze natur freut sich — nur ich bin traurig.* und noch ein zweites (nr 32, vergl. Denkm.[2] s. 327 f) scheint natur und liebesgefühl zu verketten. da in jenem eine frau redet, so vergleicht sich nr 31, von Haupt Exempla s. 29 f aus einer Salzburger hs. des x jhs. herausgegeben, wo in z. 29—32 (eine der vierzeiligen strophen, in welche das gedicht zerfällt) das mädchen redet:

Ego fui sola in silva
Et dilexi loca secreta,
Frequenter effugi tumultum
Et vitavi populum multum.

Mit recht sagt Haupt s. 11: wer mehr derartige gedichte von so hohem alter veröffentlichte, würde sich um die geschichte unserer lyrischen poesie wol verdient machen. es ist gewis nichts mehr oder nicht mehr viel zu erwarten. schon das wenige aber genügt uns um für die verwanten gattungen der Carmina burana eine auf die spielmanns- und andere lateinische dichtung des x und xı jhs. (QF 12, 16) zurückreichende tradition zu erkennen: auch das reine naturlied ist durch Cambr. nr 28 bereits vertreten. die Carmina burana sind weder nach dieser noch nach irgend einer anderen richtung gehörig untersucht. dass zb. s. 200 das vorbild zu Walthers lied *Under der linden* steht, scheint bis jetzt niemand bemerkt zu haben.

Die Carmina burana im allgemeinen stehen der volkspoesie näher, als irgend eine andere altdeutsche liederhandschrift. gleichwol erheben auch sie sich weit über die einfachsten ältesten und ursprünglichsten formen der populären lyrik, welche erst für unsere heutige beobachtung wider zu tage treten.

Um eine vorstellung von dem lebendigen heutigen bestand der gattung Hing in Deutschland zu gewinnen, habe ich die reiche sammlung der kärntnischen volkslieder von Pogatschnigg und Herrmann (bd. 1 Liebeslieder, Graz 1869) durchgesehen: sie ist in den 1568 nummern des büchleins durch etwa 145 vertreten. doch sind davon wol noch einige abzuziehen; priameln oder priamelartige strophen die von der natur ausgehen, gedichte

welche den naturgegenstand nur als positiv für einen folgenden comparativ benutzen (zb. nr 63 *Schön ist die hollerstaudn, Weifs is die blüa, Und viel schöner is mei dirndle, Was i heirat und lieb)* udgl. so wird sich die zahl etwa auf 130 reducieren. der eingang ist oft so conventionell wie manche refrains des volksliedes, und das innere band zwischen natur und seelenleben aufzufinden sollte uns wol ebenso schwer werden, wie den chinesischen examinanden. —

Die wissenschaftliche tätigkeit besteht nicht blofs in der publication fertiger untersuchungen. wenn jeder die allgemeinen gedanken die ihn bewegen, die blofsen absichten, die er vielleicht nie auszuführen zeit gewinnt, die anfänge und keime künftiger untersuchungen, ängstlich bei sich behalten müste oder wollte: so käme nie eine lebendige wechselwürkung und ein reger austausch zu stande, und mancher brächte von dem besten was er in sich hat, nie etwas zu tage. ich gestatte mir in unserem Anzeiger, wie ich es sonst an anderen orten getan, gerade recensionen dazu zu benutzen um, ohne dass der besprochene gegenstand es notwendig verlangte, allgemeinere gesichtspunkte vorläufig hinzustellen, auf neue probleme aufmerksam zu machen usw. ich habe das sonst unbefangen getan: jetzt ist es mir bedürfnis ein rechtfertigendes entschuldigendes wort hinzuzufügen, weil ich auf allseitige misdeutung und wohlfeile witze — was der Minnesangs frühling mit China zu tun hätte? udgl. — gefasst sein muss.

Ich enthalte mich nicht hier noch ein chinesisches lied ganz einzurücken: Schi-king I 8, 1. *Regni Tsi regina maritum suum ad surgendum e lecto hortatur* sagt der commentar. und dass ein könig geweckt wird, geht in der tat aus dem texte selbst hervor: das regierungsgeschäft ruft, die liebe darf ihn nicht festhalten.

Cantavit gallus; iam frequentes in regias aedes convenere. Fallor, non cantavit gallus, sed muscarum fuit strepitus.

Ad orientem apparet aurora et in regiis aedibus fit conventus hominum. Fallor; non aurorae, sed lumen est orientis lunae.

Insecta volando iam suum Hong, hong ingeminant. Tecum dormire iuvat; sed prope est ut dimittatur conventus hominum, et tu propter me aliorum offensionem fortasse incurres.

An tierstimmen, wie hier die dritte strophe eine bietet, ist der Schi-king nicht arm (vergl. auch tamulische poesie bei De Rosny Variétés orientales citiert bei Vapereau Année littéraire 1868 s. 334).

Warum ich das lied aber mitteilte, wird jeder leser selbst fühlen: *ich wânde, ez solde sîn des liehten mânen schîn; dô tagete ez* (MF 143, 27), *wahter, bekennestu des mânen schîn vür tages zît?* (MSH 1, 114ᵃ), *och neinet, lief! dich bedriegent dîne gedanken, it en ist gein dach, der moent schînet durch die wolken* (Uhland nr 79 B).

Viele chinesische liebeslieder drücken frauenempfindung aus und rühren ohne zweifel von frauen her. 'Sotschofu und Hanktschufu — berichtet Hüttner bei Talvj s. 21 — sind die städte wo die chinesischen mädchen die kunst zu gefallen studieren und woher man sie wie kaufmannswaaren aus messstädten verschreibt. man unterrichtet die mädchen im singen, im citherspielen, in allen weiblichen arbeiten und in der dichtkunst. die beliebtesten volkslieder, so sagte mir mein dolmetscher, sind von diesen mädchen gedichtet.' häufig ist im Schi-king das motiv der einsam trauernden, von dem geliebten getrennten, an der seite eines ungeliebten gatten seufzenden, aus der heimat zu den barbaren verschlagenen frau.

Von arabischen dichterinnen kennen wir namen aus sehr früher zeit. auch bei den naturvölkern fehlt es nicht an dichterinnen, worauf mich Gerland aufmerksam macht. ich verweise nur beispielsweise auf Davis 170. 191. 197. 203. 205. 207; Hochstetter 509. 522; Gerland-Waitz 6, 100. 606. von den Kabylen bemerkt Renan (nach Hanoteau Poésies populaires de la Kabylie du Jurjura, Paris 1867) im Journ. Asiat. sér. VI. t. XII nr 44 (1868): *Les Kabyles n'ont pas de textes écrits en dehors des ouvrages arabes; mais ils ont une poésie populaire, oeuvre d'hommes illettrés, chantée par des rhapsodes héréditaires, parasites et parties nécessaires des noces et des fêtes, souvent aussi oeuvre de femmes (couplets dont elles accompagnent leurs danses, longues complaintes qu'elles mêlent à leurs traveaux).* die serbischen weiber- oder frauenlieder, die gewöhnlich von jungfrauen gesungen werden, sind bekannt. da wird die frau auch oft episch als redend eingeführt in einer bestimmten situation wie MF 37, 4. von den serbischen hochzeitsliedern sagt Talvj Volksl. der Serben 2, 2: 'frauen waren, frauen müssen die dichterinnen der meisten derselben gewesen sein: daher nichts von der ekelhaften rohheit ähnlich veranlasster gedichte unserer landleute.' den isländischen *mansöngr* mag man immerhin mit Möbius (Ergänzungsband der zs. f. d. ph. s. 42) als 'gedicht auf ein mädchen' erklären. aber die berechtigung in deutscher poesie nach frauenliedern zu suchen, die von frauen herrühren, hat Müllenhoff Denkm. s. 364 wahrscheinlich gemacht. die eben angeführten beispiele aufsergermanischer völker und poesien bestärken mich darin. sie bestärken mich zugleich in meiner auffassung der sogen. Kürenbergischen lieder. ich traue den österreichischen adelichen damen und herren des XII jhs. improvisationen zu, wie sie den dierndln und buabn der österreichischen und baierischen alpen noch heute geläufig sind: vergl. Schmeller 2^2, 588.

Über den falken als bild des jungen helden und des geliebten hat Vollmöller Kürenberg und die Nibelungen s. 19f einiges gesammelt, vergl. Deutsche studien 2, 4. er hat schon aus Wenzigs Slavischen volksliedern eine parallele beigebracht. der ser-

bischen poesie ist die auffassung ganz geläufig, vergl. zb. Talvj 1, 74. 177; Kapper 2, 81. 'jeder tapfere krieger ist ein 'heller falk' — sagt Bodenstedt Poet. Ukr. 22 von den liedern der Kosacken —, er verfolgt den feind, wie der vogel der lüfte seinen raub.' aber auch mongolische dichtung kennt das bild, so das trauerlied um Dshingis Chans tod bei Talvj Charakteristik s. 44: 'wie ein falk schwebtest du daher, mein herscher! ... wie ein siegender habicht flogst du daher, mein herscher!'

Eine sehr individuell entwickelte poesie, wie die arabische, scheint viel weniger analoges für die anfänge unsers minnesangs zu bieten. doch seien aus Rückerts Hamâsa nr 462. 567 *die neidischen, die verschwätzer* notiert, die *lügenære* MF 9, 17.

Zu dem grundgedanken von MF 10, 1 vergl. Pogatschnigg-Herrmann nr 244: *Dirndle, wann du mi willst liabn, Muafst di anders gwöhnen, Muafst die liab untern leuten Verbergen können.*

15. 12. 75. SCHERER.

Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. herausgegeben von LUrlichs. mit porträt und facsimile. Leipzig, Hirzel, 1875. iv und 143 ss. 8°. — 4 m.

Diese interessanten briefe sind schon mehrfach besprochen worden, auch von mir, Im neuen reich 1875 nr 48 'Goethe und Adelaide'. die gestalt Johanna Fahlmers oder Adelaidens, wie ich sie lieber mit ihren jugendfreunden nenne, ist uns durch die publication von Urlichs erst recht nahe gerückt worden. über ihre etwaige beziehung zu Goethes Stella s. Urlichs in der Deutschen rundschau juli 1875 und meinen aufsatz ebenda januar 1876. äufserungen von Johanna über Goethe s. bei Zöppritz Aus FHJacobis nachlass i 167 und vielleicht 168. briefe von ihr an Johann Georg Jacobi, die rein stilistisch betrachtet nicht gut geschrieben, aber sehr fein und tief empfunden sind, habe ich Im neuen reich aao. veröffentlicht. auszug eines briefes an Fritz Jacobi: Goethe-Jacobi Briefw. s. 57. briefe an sie von Fritz Jacobi, Lene Jacobi, Schlosser stehen bei Zöppritz i nr 50. ii nr 159. 164. die briefe Goethes zeichnen sich dadurch aus dass ein würklich vertrauliches tägliches zusammenleben zu grunde liegt, dass daher nicht blofs die grofsen gefühle und grofsen gedanken, sondern auch die prosa des lebens besprochen wird. doch ich will das hier nicht noch einmal ausführen, nur ein par unbedeutende bemerkungen nachtragen.

S. 13 wird der 13 october 1799 als todestag Schlossers

angegeben, wol nur durch druckfehler. Nicolovius JGSchlossers leben und litterar. würken (Bonn 1841) s. 273 hat den 17 oct., und das wird durch Johannens brief an JGJacobi vom 14 nov. 1799 bestätigt: der todestag war ein donnerstag, was zum 17 aber nicht zum 13 october stimmt.

In den anmerkungen zu den briefen will der herausgeber, wie mich dünkt, zu viele dinge wissen, welche wir entweder nicht wissen können oder welche zu wissen nicht lohnt: s. 74 sogar, für wen die *haar wachsen machende pomade* bestimmt war, von welcher Goethe sich eine portion ausbittet.

Zu s. 25 aber möchte ich in meinen vermutungen weiter gehen als Urlichs. Goethe schickt an Adelaide und Lotte Jacobi *warmer jugend gute frühlingsempfindungen.* gedichte natürlich, die aber nicht eben erst entstanden zu sein brauchen. mir sind ganz unwillkürlich dabei die verse *Gute junge frühlingsgötter* und *Wie ich dich liebe Mit warmem blut, Die du mir jugend Und freud und mut* usw. in den sinn gekommen. und die beiden gedichte *Kleine blumen, kleine blätter* und *Wie herlich leuchtet* sind in der Iris II, 1 vom januar 1775 erschienen, als Goethes erster beitrag zu dieser zeitschrift.

S. 28 (18 october 1773) Goethe will mit Johanna ausreiten, vergl. ihren brief an Georg Jacobi vom 3 december 1773: sie hatte offenbar auch Goethen von ihren reitlectionen geschrieben.

In der anm. s. 31 sind, wie ich glaube, drei dinge vermengt die nicht zusammen gehören. das *drama fürs aufführen* (15 september 1773, Hirzel Der junge Goethe 1, 381) kommt vielleicht schon am 16 juni 1773 (ibid. 372) und am 19 juli (*ich bearbeite meine situation zum schauspiel* 376) vor. es wird wol das *lustspiel mit gesängen auf den horizont unsrer akteurs und unsrer bühne gearbeitet* sein, wovon ein weiterer brief an Kestner meldung tut und das *bald fertig* ist (383). ein roman geht erst daneben her (372. 381), tritt dann aber, vielleicht im umgang mit schauspielern (383: *und doch sagen die leute* dh. die acteurs) und André (389. 392. 394), zurück. der roman ist der Werther, bei dem drama rate ich auf Erwin (vergl. Urlichs selbst s. 46): so wie Lotte mit Kestner abgereist ist, entstehen die pläne. der roman gibt eine pessimistische, das drama eine optimistische ansicht von Goethes situation, dh. von Goethes verhältnis zu Lotten. ich will das ein andermal näher ausführen.

Neben dem lustspiel mit gesängen aber meldet Goethe, es seien *auch einige ansehnlichere stücke in grund gelegt* und er mache die studien dazu (383). damit ist zunächst der schöne neue plan zu einem groſsen drama zu combinieren, von welchem Goethe am 18 october 1773 an Johanna Fahlmer schreibt. es ist gewis dasselbe wovon er vor dem 18 november an Boie geschrieben hatte: *der torus ist angelegt; nun nur noch flamme und windstoſs; aber das hängt von den göttern ab* (Bürger-briefe 1, 180).

natürlich ist es nicht die Stella, wie Weinhold (Boie 187) und Strodtmann meinen. was es aber ist, das weifs ich nicht. das stück aus Mahomet *Seht den felsenquell* war wol schon früher an Boie für den Musenalmanach geschickt (der Wandrer durch Merck D. j. G. 1, 369; vgl. Mercks Briefs. I 48? die andern beiträge vielleicht durch Kestners D. j. G. 1, 368. 369). und der schöne neue plan der sich in seiner seele aufgewickelt hat -- er kann schwerlich so von einem werke reden, dessen keime wol noch entschiedener als es von Hettner III 2, 1 s. 175 geschieht, in der letzten Strafsburger zeit gesucht werden dürfen. taucht etwa der Egmont hier zuerst auf, den Goethe 48, 165 unmittelbar an den Götz anknüpft? der Götz war eben erschienen. ist Christiane R. (vergl. Erich Schmidt oben s. 178 [1]) das urbild für Klärchen wie für Mariane? auf die beziehungen zu schauspielern habe ich eben hingewiesen. sonderbar dass gerade im herbst 1773 auch das aus dem Wilhelm Meister bekannte motiv einer sendung von *nesseltuch* in Goethes eigenem treiben vorkommt (D. j. G. 1, 388). das ist nun wider eine von den notizen die man eben so wenig übersehen wie eigentlich ausnutzen darf (Deutsche rundschau januar 1876 s. 68).

Das drama aber das er der Meyern versprochen, wovon er anfang juli 1774 an Lavater schreibt (Hirzels verzeichnis s. 180) — es *ist auf dem weg ziemlich fertig worden* —, das ist wahrscheinlich die Claudine. ich hatte das stück schon früher in diese zeit gesetzt und die heldin auf Anna Sibylla Münch bezogen: die ballade wurde schon im juli 1774 declamiert. aus dem 27 brief an Johanna Fahlmer (s. 78) ergibt sich in der tat dass es im april 1775, wol nach der vollendung der Stella, wider *aufgegraben* werden muste.

S. 33 (31 october 1773) *habe mich zu was verleiten lassen darüber Sie mich von herzen — werden.* Urlichs denkt an die farce gegen Wieland. das ist allerdings wahrscheinlich, aber nicht ohne weiteres. auch *Das unglück der Jacobis* (Höpfner an Raspe 23 april 1774) könnte gemeint sein. auch diese posse fällt wol jedesfalls in die zeit von Adelaidens abwesenheit (bis um ostern 1774). böse äufserungen gegen die Jacobis finden sich mehrfach im herbst 1773. so D. j. G. 1, 380 (vom 15 september). so in einem briefe an die Laroche, der vermutungsweise in den september 1773 gesetzt wird: *nach Düsseldorf kann und mag ich nicht, Sie wissens dass mirs mit gewissen bekanntschaften geht wie mit gewissen ländern, ich könnte hundert jahre reisender sein ohne beruf dahin zu fühlen* (Katalog der Goethe-ausstellung II 94.

[1] es ist dort ein versehen in dem aufsatze Uhdes Im neuen reich 1875 I 293 stillschweigend berichtigt worden. Rudolf Boies brief ist nicht vom 15 jan. 1774, sondern 1775, wie das umstehende, zb. die erwähnung des Hofmeisters, zeigt. Goethes bekanntschaft mit Christiane R. lässt sich daher allerdings nicht früher als zu anfang winter 1774 nachweisen.



s. 26). und schon vor dem 6 märz 1774 war in Göttingen bekannt dass Goethe satirische schriften gegen Wieland und Jacobi liegen habe (Martin QF 2, 31 anm. 35). aber dass er beide *liegen habe* kann ein irrtum sein; die notiz steht zeitlich nicht weit ab von der Höpfnerschen; auch aus dem märz 1774 fehlt es nicht an einer bösen äufserung gegen die *Jackerls* (D. j. G. 3, 10); und die nachricht Höpfners klingt so, als ob Goethe noch eben an dem ding arbeitete, da er es ihm vorlas. auch dies freilich braucht nicht richtig zu sein.

Dafür aber dass die posse gegen Wieland an der vorliegenden briefstelle gemeint sei, scheint folgendes zu sprechen. ich schicke voraus dass Goethe allem anscheine nach den Teutschen merkur nicht in monatlichen stücken, sondern in vierteljährlichen 'bänden' oder 'teilen' bezog, wie es die 'nachricht' auf der rückseite des titelblattes vom T. merkur I, 1 nahelegt: Goethe rechnet nach teilen zb. D. j. G. 1, 376. 380. die bezeichnung 'stück' 1, 376 z. 15 ist ungenau. er würde sonst den anfang des Merkurs, der ja 1773 zu erscheinen begann, jedesfalls früher als im mai dieses jahres empfangen haben (1, 367. 368. 369). vergl. auch Urlichs s. 67: das januarstück 1775 hat Goethe erst im märz.

Die posse nimmt keine rücksicht auf Wielands aufsatz 'über einige ältere teutsche singspiele, welche den namen Alceste führen', der im octoberstück, also im vierten band von 1773 erschien. Wieland hat nach angabe der posse nichts über die Alceste geschrieben, als seine fünf briefe, welche bereits das januar- und das märzstück 1773, also der erste band, des Merkurs brachte [1]. aber die satire ist nicht unmittelbar hinterher entstanden, denn es finden offenbar beziehungen auf Wielands Wahl des Hercules darin statt, und auf die grofsen reden, welche die tugend darin hält. diese Wahl des Hercules, festspiel zu Carl Augusts geburtstag, 3 september 1773 aufgeführt, erschien aber im august-stück, im dritten bande des T. merk. darin von Wieland auch 'der

[1] der fünfte dieser briefe (T. merk. I, 227) ist lexikalisch dadurch merkwürdig dass er das wort *hilfsquellen* in die deutsche sprache einführte, mir doppelt merkwürdig, weil den gebornen Österreicher dieses wort, von dem stehenden epitheton *die unerschöpflichen* begleitet, seit frühester jugend umschwirrt. Wieland gebraucht es im text aao. und fügt dazu die anmerkung: 'ich wage dies wort, um ein gleichbedeutendes für das unentbehrliche französische wort *ressource* zu haben, dessen mangel mir oft beschwerlich gewesen ist.' dies nebenbei zur ergänzung des DWB IV 2, 1330. — die beziehungen der Goetheschen satire auf Wielands Briefe sind in der Hempelschen ausgabe zwar behandelt, aber noch nicht genügend ins einzele nachgewiesen. Wielands erste worte im stück 'Lassen sie uns, mein lieber Jacobi' zb. sind eine parodie der mehrfach widerkehrenden anrede in den Briefen: s. 35 *aber mein lieber J*** s. 38 *das erste, mein lieber *** s. 55 *ich gestehe Ihnen, mein liebster J*** s. 56 *und sehen Sie, liebster J*** s. 62 *bisher hab ich Ihnen, mein liebster J*** s. 225 *erlauben Sie mir also, mein lieber J*** s. 238 *doch ich überlasse es Ihnen selbst, mein liebster J***.

geist Shakespears' mit bezug auf seine übersetzung, vergl. Götter h. Wiel. bei Hirzel 2, 397. im september-stück dann 'Merkur, oder die gastmahle, ein göttergespräch, von Johann Georg Jacobi'. man kann auch Goethes stück ein göttergespräch nennen, und der gegensatz antiker und moderndeutscher cultur wird in beiden arbeiten behandelt. in demselben septemberstück die recension über den Götz, welche Goethen als ein zeichen der beschränktheit des publicums ärgerte (Werke 26, 25).

Am 18 october hat er diese recension und folglich den ganzen dritten band (juli-august-september) noch nicht. am 31 october hat er sich schon *verleiten lassen.* zu dem ausdruck stimmt Goethes bericht sehr gut 26, 329: wie er in seiner kleinen societät die sache leidenschaftlich durchgesprochen hat und ihn die gewöhnliche wut alles zu dramatisieren eines sonntags nachmittags anwandelt. bei einer flasche guten Burgunders hat er das ganze stück in einer sitzung niedergeschrieben. sonntags — der wochentag, namentlich ein sonntag, pflegt im gedächtnis besser zu haften als eine jahreszahl oder ein datum.

Wir können daher wol annehmen dass Goethe, unmittelbar veranlasst durch den eben eingetroffenen dritten band des Merkurs, im ärger über die Götz-recension und vermutlich vorbereitet durch erneuerte lectüre der Wielandischen Alceste-briefe — die farce am sonntag den 24 october 1773 verfasste.

Der streich ist — nicht der ferneren, aber der nächsten veranlassung nach — ein ausfluss des hohen selbstgefühls, das den jungen autor nach dem erscheinen des Götz erfasst hatte und ihn empfindlich machte gegen jedes symptom verständnisloser aufnahme.

Schon im zweiten band mochte ihn die bemerkung über seine Deutsche baukunst s. 207 gereizt haben. und die klage über nachdruck, die er parodiert, steht ebenfalls im Vorbericht s. IX. —

S. 47 'hier ist eine romanze'. Urlichs bemerkt: 'ohne zweifel wol die zum vorigen brief abgedruckte.' es soll wol heifsen: die zum 7 brief abgedruckte. ich weifs nicht warum sie dort s. 42. 43 steht, sie gehört hieher.

S. 50. dem zehnten brief ist ein facsimile beigefügt. die lesefehler *sonderbare* statt *sonderbaar* und *andren* statt *andern* sind jetzt bei Hirzel D. j. G. 3, 9 verbessert. das *Nani* ist wol schlechte schreibung für französisch *nenni.* — was sonst den text anlangt, so verweise ich für *unter is* statt *unter uns* s. 106 auf Birlinger Alem. sprache 1, 183; Schmeller Mundarten Bayerns s. 187. 192 (r. 725). — s. 108 ist nichts zu ändern, Goethe meint 'Euer andenken an mich.'

S. 67. der neunzehnte brief wird später zu setzen sein: mitte märz. darauf führen gerade Urlichs eigene anmerkungen. wenn Fritz Jacobi bis 2 märz oder länger bei Goethe war (Düntzer



Freundesb. s. 151 — bei Urlichs s. 65 druckfehler 'Frauenb.'), so konnte ein brief den 'was von Friz' begleitete nicht wol vor dem 5 märz eingereiht werden. das von Fritz kann frühestens dessen brief vom 10 märz sein. aber am 6 märz hat Goethe den anfang der Stella geschickt. gewis hatte Johanna gleich etwas darüber gesagt. der sonntag s. 72 ist daher wol der 12 märz, und XXII fällt zwischen 6 und 12 märz, oder genauer: zwischen 7 und 10, denn er ist in Offenbach geschrieben, und dienstag (den 7) gieng Goethe dahin (D. j. G. 3, 73); am 10 war er wider in Frankfurt (ibid. 3, 71). ehe er nach Offenbach gieng, hatte er ein par rechtsgeschäfte erledigt: 6 märz 1775 (Kriegk s. 363. 445). auf XXII muss (um von XXIII abzusehen) XVIII folgen, womit er einen *zweig aus Lenzens goldnem herzen* übersendet. dann XIX wo er fragt: *krieg ich Lenzens liebesworte wider* und *wann schicken Sie was an Fritz:* er wolle Pätus und Arria (von Merck) mitsenden. er hat dann offenbar nicht blofs Pätus und Arria, sondern nach verabredung mit Johanna ihr auch Lenzens Briefe über die moralität des jungen Werther und die *liebesworte* zur beförderung übergeben. hierauf treffen die exemplare von Erwin und Elmire ein, wovon Goethe mit XXIV eins überreicht. am 21 märz dankt er Fritz für den Erwin und setzt voraus: Fritz werde nun wol abdrücke von den arien und *was von Lenz* haben. doch mag XXIV wegen Klopstocks anwesenheit in Frankfurt später fallen, er hätte dann Johanna nicht gleich ein exemplar Erwin gegeben. jedesfalls aber: XVIII. XIX sind zwischen XXII und XXIV zu setzen und fallen etwa in die mitte märz.

S. 75. der in der anmerkung citierte brief von Salzmann an Knebel ist bei Düntzer Zur Deutschen litteratur und geschichte 1, 29 vollständig gedruckt.

S. 78. XXVII. *Anbey die ode.* hr vLoeper macht in Schnorrs Archiv 5, 98 die einleuchtende bemerkung dass die ode *Das göttliche* gemeint sei.

S. 79. XXVIII. *Hier ist Prometheus.* Goethes ode, wie Urlichs mit recht bemerkt. darauf bezieht sich aber auch Goethes bekannter brief an Fritz aus dem april (Goethe-Jacobi briefw. s. 54): *es ist nicht Stella, nicht Prometheus — besinne dich.* Fritz hatte also die ode Prometheus früher als Johanna, er hatte sie gleichzeitig mit der Stella bekommen, schrieb entrüstet über beide. um Adelaiden Fritzens brief verständlich zu machen, teilte ihr Goethe das gedicht mit.

S. 85. XXXII. am 24 mai 1775 bei Strafsburg geschrieben: die stelle lässt sich unzweifelhaft bestimmen; die linden stehen noch, wenn auch ihre reihen etwas gelichtet sind; wie sie sich kreuzen, kann man selbst auf dem kleinen plane in Bädekers Rheinlanden sehen. es ist der platz zwischen Ill und Orangerie, der seit lange als exerzierplatz benutzt wird. Goethe schreibt im freien, mit bleistift, auf einen groben quartbogen, wie er ihn

gerade in der nächsten kneipe mochte erlangt haben. Lenz ist augenblicklich in die stadt zurück, sie wollen *hier nah bey* gemeinschaftlich zu mittag essen. ohne zweifel im Wasserzoll, einem wirtshaus das jetzt nicht mehr besteht, früher viel besucht wurde; dass es in der Kindermörderin erwähnt wird, notiert Erich Schmidt in der zs. 19, 382.

Auf diesen 24 mai und auf dieses zusammensein bezieht sich ohne zweifel Lenzens gedicht:

Ihr stummen bäume, meine zeugen,
Ach! käm er ohngefehr
Hier, wo wir safsen, wieder her,
Könnt ihr von meinen thränen schweigen?

Es erschien in der Iris IV 2, 147, august 1775 mit der überschrift *Denkmal der freundschaft. auf eine gegend bei St—g.*, mit der unterschrift *L. an G.* und ist von Bergk Acht lieder von Goethe s. 4. 39 wider hervorgezogen worden. Burkhardt hat es dann von Lenzens hand mit dem titel *Der wasserzoll, denkmal der freundschaft* aufgefunden: Grenzboten XXX 2 (1871) s. 290. die combination mit jenem 24 mai steht wol aufser allem zweifel.

Die verse *Dem himmel wachs entgegen* und der hain, *wo ringsum die namen meiner geliebten grünen* in der Deutschen baukunst — lassen sich nicht mit Loeper zu Dichtung und wahrheit note 344 hieher ziehen. denn jene lindenreihen sind kein hain; der baum worein Erwins name geschnitten wird ist eine buche; und das zeugnis des Sesenheimer liederbuches wie es jetzt vorliegt (D. j. G. 1, 270) müssen wir respectieren.

Auch das wirtshaus, worin das abenteuer mit dem Ludwigsritter stattfindet, kann nicht der Wasserzoll sein. die spazierenden waren *über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem wirtshause, wo sie einzukehren gedachten.* sie befanden sich also auf dem wege nach Kehl, die *erste Rheinbrücke* ist natürlich die brücke über den sogen. alten Rhein, und das wirtshaus muss ungefähr da gelegen haben, wo jetzt auch ein wirtshaus, die Rheinlust, steht: gegenüber von Kehl.

Dagegen, wenn Goethe aus der gartengesellschaft, wo er der dreizehnte war, weggeht und seinen abend 'unter den alten linden der Wanzenau' zubringt, so wird jeder localkundige die bemerkung von Stöber einleuchtend finden (Der aktuar Salzmann s. 39; Loeper aao. note 335) dass Goethe die Wanzenau irrtümlich statt der Ruprechtsau setzte. das sind dann aber dieselben linden gegenüber der Orangerie. da draufsen sind noch heute gärten, und es gab ihrer früher viel mehr, wie mir dr Mühl versichert: die ufer der noch nicht regulierten Ill waren schöner als jetzt. auch der Murgiefsen, an dessen einfluss in die Ill der Wasserzoll lag (Bergmann Strafsburger volksgespräche s. 97) ist jetzt verschüttet.

Hierhinaus, zum Fischertor hinaus führte Goethes weg nach

Sesenheim. und man begreift doppelt, mit welchen empfindungen er an die Frankfurter freundin die worte schrieb: 'diese alte gegend, iezt wieder so neu! — das vergangen und die zukunft — gut denn —'.

In den dreifsig zeilen dieses Strafsburger briefes rinnt alles zusammen, würklich vergangenheit und zukunft: Strafsburg, Frankfurt, Weimar. an personen werden erwähnt: Lenz, Karl August, Louise von Weimar, Fritz Jacobi, frau von Laroche, Maxe Brentano, vater und mutter. Lili, ungenannt, beherscht seine seele.

Es gibt solche erfüllte ahnungsreiche momente, in denen das ganze geflecht unserer schicksalsfäden plötzlich blofs zu liegen scheint. und darum ist es mir lieb einen solchen augenblick in Goethes leben so treu aufgefasst zu sehen und ihn zugleich an eine bestimmte wolbekannte stätte knüpfen zu dürfen, welche dadurch einen geheimnisvollen reiz gewinnt.

23. 12. 75. SCHERER.

Ist Gottfried von Strafsburg (der dichter) Strafsburger stadtschreiber gewesen? eine historische untersuchung von CSCHMIDT. Strafsburg, Schmidt, 1876. 15 ss. 8°. — 0,80 m.

In seiner schrift Walther von der Vogelweide identisch mit schenk Walther von Schipfe (Bremen 1863) s. 5 hat EHMeyer zuerst aufmerksam gemacht auf eine am 18 juni 1207 vor Strafsburg ausgestellte urkunde könig Philipps, deren zeugenreihe beschlossen wird durch *Godefredus rodelarius de Argentina*. diesen *rodelarius* Gottfried, dh. schreiber der stadt oder des bischofs, hat er identificiert mit dem dichter Gottfried von Strafsburg. hiergegen ist, soviel ich weifs, keine einsprache erhoben worden, vielmehr sind sowol Heinzel in seiner trefflichen characteristik des dichters (Zs. f. österr. gymnasien 1868 s. 533 ff) und in seinen untersuchungen über die quellen des Tristan (Zs. 14, 272 ff) als auch HKurz (Germ. 15 [1870] s. 207 ff) von der identität beider persönlichkeiten als einer feststehenden tatsache ausgegangen. der letztere wollte sogar aus dem wortlaut der urkunde noch genauere nachrichten erschliefsen: der dichtende stadtschreiber habe dem Strafsburger patriciergeschlechte derer von Strafsburg angehört. als eine möglichkeit durfte man diese hypothese gelten lassen, doch ihre unsicherheit konnte nicht entgehen, vgl. Heinzel in der Zs. f. österr. gymn. 1875 s. 692.

Ich wollte mit diesen bemerkungen nur zeigen dass der um die Elsässische litteraturgeschichte hochverdiente prof. Karl Schmidt irrt, wenn er im eingange der vorliegenden kleinen schrift sagt 'dass Kurz zuerst zu beweisen gesucht habe, dass der dichter von Tristan und Isolde Strafsburger stadtschreiber war' und 'dass der name eines forschers wie Kurz genügte, um dies als eine ausgemachte wahrheit in der deutschen gelehrtenwelt zu verbreiten'. der grund vielmehr, den rodelarius Gottfried für éine person mit dem dichter zu halten, war für uns einfach der dass sich aus dieser socialen stellung des mannes so viele eigentümliche characterzüge des dichters ungezwungen erklärten. der dichter war ein feingebildeter mann, aber er war seinen äufserungen über das christentum zufolge kein geistlicher; er war auch kein ritter, da er mehrfach einen principiellen gegensatz gegen ritterliche auffassungsweise kund gibt und auf den modischen minnesang mit ironie hinblickt: da lag es gewis nahe in ihm ein mitglied einer selbstbewusten, geschäftserfahrenen, politisch geschulten und über die vorurteile der menge erhabenen bürgeraristocratie zu sehen. wenn nun plötzlich ein rodelarius Gottfried urkundlich auftauchte, so bot sich damit ein rahmen dar der zu dér vorstellung von dem dichter völlig stimmte die wir uns aus seinem werke bilden musten.

Jetzt freilich hat Schmidt erwiesen dass Gottfried nicht stadtschreiber war. jene urkunde nämlich von 1207, die zuerst von Muratori Delle antichita Estensi (Modena 1717) 1, 383, dann von Lünig Codex Italiae diplomaticus (Francof. 1725) 1, 1555 publiciert ist, befindet sich in einer copie des 15 jhs. auf dem archiv zu Modena. diese copie, die in ermangelung des schon damals verlorenen originals von Muratori benutzt wurde, nennt als letzten zeugen einen *Godefridus Zidelarius de Argentina* und nicht einen *rodelarius*. das ritterliche geschlecht der Zeidler weist Schmidt s. 12 aus einer reihe Strafsburger urkunden des 13 jhs. nach.

Sind wir somit für unsere an festen und zweifellosen daten so arme mittelalterliche litteraturgeschichte wider einer stütze beraubt, sind wir abermals auf blofse vermutungen über die person des grofsen herzenskündigers angewiesen, so vermindert das doch den dank nicht, den wir Schmidt für seine mitteilung schulden: die beseitigung eines alten irrtums ist in der wissenschaft ebenso viel wert wie die entdeckung einer neuen wahrheit.

Es verdient noch bemerkt zu werden dass s. 8 einen urkundlichen nachweis aus dem j. 1237 für den von Rudolf vEms in seinem Willehalm genannten *meister Hesse Von Strâzburc den schrîbære* (MSH 4, 869) beibringt: er war danach *notarius burgensium*.

13. 1. 76. STEINMEYER.



Kritische untersuchungen über die Licinianische christenverfolgung. ein beitrag zur kritik der märtyreracten von dr phil. FRANZ GÖRRES zu Düsseldorf. Jena, Hermann Dufft, 1875. VIII und 240 ss. 8⁰.

An den herausgeber eines altdeutschen gedichtes wird heute stets die forderung gestellt, dass er über die quelle desselben auskunft gebe. nicht nur wünscht man sie überhaupt bezeichnet und ihr verhältnis zu dem gedicht erörtert, auch ihre eigene genesis trachtet man kennen zu lernen. die vorgeschichte des stoffes bildet den unterbau für die stellung, welche das altdeutsche denkmal in der litterarhistorie einnehmen soll. nicht immer sind die aufgaben, denen der arbeitende dabei nahe zu treten hat, leicht zu lösen; insbesondere nicht auf dem gebiete der legendenforschung. denn hier wird bald klar, dass eine untersuchung des eben in betracht kommenden einzelnen stückes resultatlos bleiben muss. nur äufserst selten wird sich eine legende finden, deren geschichte für sich rein erörtert werden dürfte, meist ist die entwicklung des vorliegenden objektes mit der zahlreicher anderer so enge verknüpft, steht unter bedingungen, deren grofser würkungskreis so bald sichtbar wird, dass der forscher entweder in das dräuende netz von problemen eintreten oder vor demselben ganz zurückweichen muss. denn, sucht er hilfe dort wo sie von rechtswegen zu finden sein sollte, in der kirchengeschichte, so kommt er übel an. den historikern dieses faches ist es auch jetzt noch interessanter, eine neunhundertundneunundneunzigste auffassung des Johannesevangeliums vorzutragen, welche von der zuletzt geäufserten um eine schwer wahrnehmbare schattierung sich unterscheidet, als über die entwicklung der kirche nach Augustinus zu klarer erkenntnis zu gelangen. die grofsartige teuschung, der die protestantische forschung zum teile noch immer sich hingibt, als sei die reformation würklich mit dem kirchenwesen der ersten christlichen jahrhunderte in beziehung zu bringen und habe nicht vielmehr die ganze äufsere und innere entfaltung des katholicismus während des mittelalters zur voraussetzung, trägt wesentliche schuld an der vernachlässigung, unter welcher eine grofse und wichtige periode der kirchengeschichte zu leiden hat. seit dem ende des XVII jahrhunderts ist von keiner seite aus ein ernsthafter versuch gemacht worden, zur prüfung des riesigen legendenmaterials mit den mitteln historischer kritik zu schreiten. was aber vor dieser zeit geleistet wurde, kann bei aller bewunderung des fleifses und des redlichsten strebens (zb. Tillemonts) doch für uns nur mehr historiographischen wert beanspruchen. man kann daher die nun zu besprechende schrift, in der eine gruppe von märtyreracten sorgfältig untersucht wird, nur mit aufrichtigster freude begrüfsen.

Die arbeit von Görres zerfällt in zwei teile, einen allgemeinen s. 1—103, einen besonderen von 104 ab bis zu ende. in dem

ersten werden die gesichtspunkte dargelegt, welche für die vorzunehmende kritik der Licinianischen märtyreracten mafsgebend sein sollen. die klarheit der sonst durchaus zu billigenden allgemeinen auseinandersetzung wird dadurch in etwas beeinträchtigt, dass Görres sich oftmals auf eine noch ungedruckte schrift bezieht, welche betitelt ist: Kritische untersuchungen über die schicksale der illyrischen und orientalischen christen unter der regierung des römischen kaisers Licinius in den jahren 307/8 bis 319. auch setzt der verfasser bei seinen lesern zu viel detailkenntnisse voraus.

Die hauptresultate sind: es wird die Licinianische christenverfolgung für die jahre 319—323 nachgewiesen [1], die provinzen werden bestimmt, auf welche sie beschränkt war und ihr allgemeiner charakter mittelst einer gewissenhaften quellenkritik erörtert. Görres hält dafür, dass unter Licinius nur sehr wenige christen das martyrium erlangt hatten und spricht damit schon aus, die bezüglichen acten müsten mit grofser vorsicht geprüft werden.

Im besonderen teile untersucht der verfasser eine anzahl von legenden, teils einzeln, teils in gruppen. auch hier sind die resultate allgemeiner zustimmung sicher. nur eine kleine einwendung möge gestattet sein, was das martyrium der vierzig soldaten zu Sebaste in Kleinarmenien anlangt. mit recht weist Görres die in den AASS unter dem 10 märz p. 18—25 gedruckten acten als gefälschte machwerke später zeit von vornherein zurück. er nimmt — mit ausschluss der wundergeschichte — die vierzig märtyrer, welche völlig entkleidet auf dem eise eines teiches während einer nacht ausgesetzt starben, als historisch an und stützt sein urteil auf eine homilie des heiligen Basilius von Cäsarea und eine notiz des Sozomenos. bevor ich über diese beiden documente rede, hebe ich nur noch mit besonderem nachdruck hervor, was auch Görres s. 106 bedenklich scheint, dass Eusebius, der doch 'sogar die nur gegen einen kleinen teil des episkopats exceptionell verübten bluttaten erwähnt', trotzdem 'des massenmordes von Sebaste mit keiner silbe gedenkt'. ein überaus schwer wiegendes schweigen.

Basilius von Cäsarea muss, da er um das jahr 370 schrieb, als

[1] nur eine bemerkung in bezug auf eine unwesentliche einzelheit sei erlaubt. Görres sucht s. 18 zu beweisen dass des Eusebius *Πανηγυρικὸς ἐπὶ τῇ τῶν ἐκκλησιῶν οἰκοδομῇ* Hist. eccl. 10 buch IV in der zweiten hälfte des jahres 314 abgefasst wurde. sein grund, beide imperatoren, Constantinus und Licinius würden in so freundlicher weise neben einander erwähnt, dass ihre harmonie nicht schon einmal (durch den feldzug von 314) könne gestört gewesen sein, zwingt nicht. denn abgesehen davon, dass des Eusebius officieller stil keinen sichern schluss zulässt, herschte unter den kaisern schon 315 wider, wenn auch nur scheinbar, eintracht. wäre Eusebius ein parteigänger des Licinius gewesen, dann stände die sache anders.



der älteste berichterstatter über das ereignis gelten. ich sehe ganz von der frage ab, ob alle dem Basilius zugeschriebenen homilien auch würklich von ihm selbst herrühren, und bemerke nur einiges über das von den vierzig märtyrern handelnde stück, zu welchem zwecke ich, wie Görres, der von Gerardus Vossius veranstalteten lateinischen übersetzung mich bediene, welche AASS p. 25—28 abgedruckt ist.

Görres selbst bezeichnet zwei stellen der homilie als nicht vertrauen erweckend. einmal die sätze, in welchen Basilius voraussetzt, es habe unter Licinius eine allgemeine blutige verfolgung stattgefunden, dann den abschnitt, worin erzählt wird, eine schar engel sei den 39 standhaften märtyrern erschienen, dadurch erschüttert habe der wachehaltende lictor selbst den gepeinigten sich zugesellt. noch andere bedenken lassen diesen sich beifügen. die erzählung von den reden der märtyrer vor dem präfecten, von der gratiarum actio und den consolatoriis sermonibus der märtyrer p. 27 mögen dem streben nach rhetorischem schmuck zugerechnet werden. in die categorie, welcher Görres die historie von der engelerscheinung einordnet, gehört aber auch noch folgender absatz des 5 capitels der homilie: *mater unius illorum beatorum, cernens alios jam gelido frigore consumptos, suum autem filium adhuc spirantem, prae robore et adversus res duras tolerantia, cum ipsum lictores relinquerent, velut qui posset adhuc mutare consilium, ipsa suis manibus sublatum imposuit plaustro, in quo reliqui compositi ad pyram ac rogum ferebantur. martyris re vera mater: non enim lacrymam effudit degenerem, neque humile quid et indignum tempore prolocuta est. sed abi, inquit, o fili, ac bonum iter cum aequalibus, cum contubernalibus tuis confice: ne a chorea deseraris, neve posterior aliis domino appareas. re vera bonae radicis bonum germen* usw. es ist nicht schwer für diese erzählung analoga in anderen legenden aufzuweisen. die tatsächlichen angaben der homilie sind übrigens durchaus unbestimmt. wie der name des verfolgenden kaisers gar nicht genannt wird, so herscht auch in den details ein mangel an klarheit, den man freilich nicht einer mala fides des heiligen Basilius wird zuschreiben dürfen, der aber, vereint mit der angabe über die wunder daselbst jedesfalls der ganzen erzählung den anstrich des sagenhaften verleiht. dieser haftet denn auch der art des martyriums überhaupt an. sollte aber zur zeit des hl. Basilius ein würklich unter so ergreifenden umständen vor sich gegangenes massenmartyrium — zu einer zeit, in der martyrien nicht mehr allzu häufig waren — nur so dürftige und unsichere spuren im gedächtnisse der mitlebenden hinterlassen haben? ich fürchte, dass diese erwägung die glaubwürdigkeit des factums bis auf einen kaum erkennbaren rest einschränkt.

Und Sozomenos. es ist wahr, Sozomenos [1], dessen bedeutung

[1] lateinische übersetzung von Hist. eccl. IX, 2 AASS p. 28 f.

Görres im allgemeinen wol zu hoch anschlägt, tut der vierzig märtyrer mit einfacher bestimmtheit erwähnung: *(Eusebia) sanctas reliquias hic asservabat quadraginta militum, qui apud Sebastiam Armeniae tempore Licinii martyrium fecerant.* aber in welchem zusammenhange? verbunden ist diese notiz mit der ganz monströsen geschichte von der widerauffindung der reliquien, von der doch auch nicht eine zeile der kritik stand halten kann. nicht daran zu denken, dass es gar keine reliquien der märtyrer gab, wenn der hl. Basilius in folgender stelle des 5 capitels seiner homilie recht hat: *atque ita illucescente die adhuc spirantes igni traditi sunt et ignis reliquiae in fluvium projectae, ut per omnem creaturam beatorum certamen penetraverit. in terra decertarunt, in aere tolerantiam ostenderunt, igni traditi sunt, aqua eos excepit.* es dürfte also von Görres meinung über diesen fall noch einiges als unsicher abzuziehen sein. erwähnen will ich noch, dass die zahl 40 in den martyrologien sich einer beliebtheit erfreut, welche sie fast als runde zahl erscheinen lässt und für welche Basilius gründe mit den worten beibringt: *est in honore hic numerus, quem tu (o domine) quadraginta dierum jejunio honorasti, per quem et divina lex in orbem intravit. Helias item cum quadraginta diebus in jejunio dominum exquisivisset aspectum eius consecutus est.*

Durch die untersuchungen von Görres wird eine ziemliche anzahl von märtyreracten als darstellung unhistorischer vorgänge bezeichnet. freilich sind es zumeist solche, gegen die schon von älterer zeit her einwürfe erhoben waren und es möchte fast wichtiger scheinen, an die untersuchung von legenden zu gehen, welche bisher unangetastet blieben.

Görres hat selbst § 5 einige davon genannt und die märtyreracten des Simon Metaphrastes hart getadelt. gewis mit recht; nur muss die prüfung bei Metaphrastes nicht stehen bleiben, sondern auf die sammlungen zurückgehen, aus welchen der Grieche im x jahrhundert sein werk compiliert hat. die von Simon Metaphrastes selbst erfundenen zusätze zu den älteren legenden tragen leicht erkennbare eigentümlichkeiten an sich, welche mit der dogmatischen misbildung ihres autors zusammenhängen. die characteristica aber, welche Görres s. 79—81 aus zwei frauenlegenden anführt, sind nicht darunter. Metaphrastes hat sie nur mit aufgenommen, sie gehören schon einer früheren zeit an und sind um drei jahrhunderte älter als die acten des Griechen. der beweis für diese behauptung könnte sachlich bereits angetreten werden.

Einen sehr wichtigen punkt für die beurteilung aller hiehergehörigen fragen besprach mr Le Blant in einem mémoire, den er unter dem titel: Les martyrs chrétiens et les supplices destructeurs du corps in der sitzung der Académie des inscriptions et belles lettres am 13 februar 1874 las. die resultate dieser abhandlung wären allerdings reichlicher ausgefallen, hätte

ihr verfasser nicht unter dem drucke unerspriefslicher voraussetzungen gearbeitet.

Zum schlusse kann der referent nicht umhin, nochmals seine freude darüber auszusprechen, dass der legendenforschung in herrn Görres eine tüchtige kraft gewonnen ist. und seine erste leistung berechtigt zu den besten hoffnungen.

Graz, im december 1875. ANTON SCHÖNBACH.

Renout van Montalbaen, met inleiding en aantekeningen door DR JCMATTHES (Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde onder redactie van MR HEMOLTZER, vijftiende aflevering). Groningen, Wolters, 1875. LIII und 120 ss. 8°.

Der herausgeber hat in letzter zeit die denkmäler der sage von den Haimonskindern zu seinem besonderen studium gemacht. 1872 erschien von ihm herausgegeben das volksbuch *De vier Heemskinderen;* und seiner hier vorliegenden ausgabe der bruchstücke des mnl. gedichts wird eine arbeit über eine altfranzösische version nachfolgen, welche eine sonst nur in Italien nachweisbare erzählung von Renauds teilnahme an den spanischen kriegen Karls des grofsen enthält. möge er die sehr interessante sage in ihrer entwickelung so weit verfolgen als dies nur möglich ist.

Eine vorläufige zusammenfassung des bisher darüber ermittelten gibt Matthes in der einleitung zu seiner ausgabe des Renout. es werden verschiedene widerholungen und sonstige ungleichheiten bemerkt, die wie im afr. gedicht, das Michelant im Stuttgarter litt. verein 1862 herausgegeben hat, so auch im mnl. gedicht und im volksbuche sich finden; und die 'kirchlichen' anwüchse der sage, die erzählungen von Renouts kreuzzug und seinem märtyrertod als arbeiter an einer Kölner kirche abgesondert. für den ersteren dieser anwüchse liefse sich wol eine nähere chronologische bestimmung treffen, die zugleich den terminus a quo ergeben würde, vor welchem die entstehung des gedichtes als eines ganzen nicht angesetzt werden darf.

Im franz. weichen allerdings nach Michelant p. 515 die verschiedenen handschriften hier sehr von einander ab. die von ihm publicierte erzählt, dass Jerusalem eben von den heiden erobert worden war: das führt in die zeit des dritten kreuzzuges nach 1189. dasselbe ereignis, und zwar mit genaueren und teilweise historisch richtigeren einzelheiten berichtet auch die niederländische bearbeitung. anfang und schluss der betreffenden episode

muss aus dem volksbuche entnommen werden, was hier durch einklammerung dieser partien bezeichnet werden soll.

Cap. xxv. [Renout kommt nach Tripoli; er hört dass Tabarie belagert und Akers sehr bedrängt ist. er beteiligt sich an einer schlacht gegen die Türken, nach welcher die verwundeten nach Akers zurückgeführt werden. der sultan schickt seinen *Paus Castiliaen (?)* nach dem süden um überall die burgen und städte zu erobern. da sendet gott auch Malagijs den christen zu hilfe; in Akers vereinigt er sich mit Renout. die schlacht beginnt,] mehrere sultane werden tot geschlagen. das christliche heer verfolgt die heiden bis Nazaret; als diese weiter nach Jerusalem ziehn und dort alle christen ermorden, kehrt es zurück nach Akers. auf die nachricht vom verluste Jerusalems wird hilfe von Syrien, Tripolis, Antiochia und Armenien erbeten. die christen ziehn vor Jerusalem; bei der bestürmung wird Malagijs tötlich verwundet. [Renout nimmt den sultan, der heimlich aus der stadt fliehen will, gefangen und überliefert so den christen die stadt; vom patriarchen gesegnet und geleitet kehrt er zurück].

Hier liegen nun, wie ich glaube, folgende historische tatsachen zu grunde. die belagerung von Tabarie, in folge wovon Akers bedrängt wird, bezieht sich auf die schlacht bei Tiberias (Hittin) 1187, in welcher Saladin den könig Veit von Jerusalem gefangen nahm und durch welche er fast ganz Palästina gewann. nach der freilassung des königs sammelte sich das christliche heer wider in Tripolis 1189, belagerte Ptolemais (Akers) und eroberte es mit abendländischer hilfe zurück 1191. da mochte nun der verlust leicht verschwiegen und die widergewinnung als eine gelungene verteidigung dargestellt werden, um so mehr als die belagerer mehrmals entsatzversuche des sultans zurückzuschlagen hatten. die tapferkeit und umsicht, die Veits kurz zuvor aus dem abendlande angekommener bruder Gottfried von Lusignan dabei entfaltete — die geschichtschreiber selbst vergleichen ihn mit den palatinen Karls (Wilken, Gesch. der kreuzzüge 4, 337) —, gab etwa züge zu Renouts bild. auch die menge und kunst der belagerungsmaschinen, wovon v. 1743 ff gesprochen wird, bezieht sich wol auf die belagerung von Akers (Wilken 4, 340); wenn auch im gedichte als belagerte stadt Jerusalem angegeben ist. aber diese belagerung und eroberung Jerusalems spiegelt nur die wünsche und hoffnungen der kreuzfahrer, nicht ein würkliches ereignis wider; daher auch die oberflächliche art, wie davon erzählt wird.

Bei dieser beziehung der niederländischen version auf historische vorgänge ist wol anzunehmen, dass das gedicht nicht viel später entstanden ist. es müste denn nachgewiesen werden, dass die französische quelle bereits diese darstellung hatte — was bei der von Michelant abgedruckten handschrift nicht der fall ist.

Ein andres mittel die zeit des mnl. gedichtes festzustellen

könnten sprache und verskunst gewähren; und so kommen wir denn zur besprechung des textes, wie er in der ausgabe von Matthes vorliegt.

Hier kann ich nun aber nicht umhin über die grundsätze der textesconstitution eine von der ansicht des herausgebers verschiedene meinung zu bekennen. Matthes tadelt seinen vorgänger HHoffmann wegen der orthographischen änderungen, die dieser an dem überlieferten texte vorgenommen hat. ich kann diesen tadel nur in soweit begründet finden, als Hoffmann weder in den anmerkungen zu den einzelnen stellen noch in einer zusammenfassenden übersicht diese änderungen angibt. im übrigen scheint mir der bei deutschen herausgebern — ja selbst in den Niederlanden von einigen, zb. Jonckbloet — angenommene grundsatz durchaus richtig: die inconsequente und verwirrende orthographie der späten abschreiber auf eine etymologisch festgestellte und in den besten handschriften auch vorliegende regel zurückzuführen. welches interesse hat es zu bemerken, wo die hs. *here* oder *heere, zaen* oder *saen* udgl. bietet? oder gar so unsinnige schreibweisen wie 1179 *fransoies : dannoeis* (1431 *Fransoys : Dannoys)* zu widerholen? und warum sollen, was in andern fällen vorkommt, etwa holländisch dialektische formen des XV jahrhunderts beibehalten werden, die doch, wie die reime beweisen, einem flandrischen dichter des XIII jhs. vollkommen fremd sind? und welches verfahren soll man einschlagen, wo der text auf mehrere hss. sich gründet?

Der herausgeber ist sich nicht einmal consequent geblieben: die etymologisch unrichtige setzung oder weglassung des anlautenden *h*, wie sie das flandrische zeigt, hat er aufgehoben, um dem leser verwirrung zu ersparen.

Noch einmal widerhole ich, dass dieser vorwurf nicht Matthes allein, sondern sehr viele niederländische herausgeber trifft; ja dass nicht nur hier, sondern fast in allen litteraturen des mas. der gleiche fehler sich bemerklich macht: gegen die herausgeber mittelenglischer gedichte hat Zupitza oben s. 125 ähnliche ausstellungen gerichtet; und selbst im afr. ist man nur in wenigen fällen von dem rohen abdruck der hss. abgegangen. die folge davon ist dass das lesen dieser ausgaben ebenso verdriefslich für den liebhaber ist als sie dem wissenschaftlichen forscher seine absicht erschwert. dieser muss erst alle rein orthographischen fehler selbst ausscheiden, ehe er zu einem bilde der besonderen eigentümlichkeiten eines dichters gelangt. warum findet doch das beispiel der mhd. textherstellung, wie sie seit Lachmann geübt wird, bei den philologen der nachbarvölker so wenig nacheiferung?

Vortrefflich urteilt darüber Cosijn in seiner besprechung der ausgabe, welche Verdam Groningen 1874 von Maerlants Historie van Troyen veranstaltet hat. 'wo der sinn in unordnung ge-

raten ist, sagt er, werden conjecturen gemacht; aber grammatische fehler und idiotismen des copisten bleiben unangetastet' (De nederlandsche spectator 1874).

Allerdings zählt Matthes die ungenauen reime seines textes auf, in der anmerkung zu v. 65, aber nicht vollständig und nur mit angabe der versziffern. es sind die folgenden: 65 *coene: willecomen* [doch wol *willecome* zu lesen], 103 *heren : sere,* 258 *wonde : stonden* [wahrscheinlich *wonden,* vgl. 263], 408 *knie : di,* 684 *streec : greep,* 704 *Geronde : stonden,* [734 *was : sach,* wofür jedoch Hoffmann unzweifelhaft richtig *las* vermutet hat], 744 *Geronde : conden,* 786 *huus : Jesus (?),* 827 *boven : gevlogen,* 833 *starc : warp,* 1229 *verslegen : leven* 1229, [1253 *gine doet nemmermere in Vrankrike wederkeren* ist natürlich *wederkere* zu schreiben], 1325 *gram : man,* 1333 *swaghelinge : dingen,* 1383 *quiten : crite,* 1389 *varen : Beverepare,* 1457 *spronge : stonden,* 1547 *Ferugute : crite,* 1551 *scanden : Roelande,* 1610 *moert : doet* [dh. *moort : doot],* 1622 *doen : vloen* [ein zweifelhaftes beispiel, durch welches die conjectur 1385 *gemoet : groet* dh. *groot* noch nicht gerechtfertigt scheint], 1676 *graf : lach,* 1752 *siden : nide,* 1827 *verheven : geslegen,* 1901 *quam : temmerman,* 1961 *slapen : maken,* 1995 *cnapen : tonghemake.* die unreinen reime mit *n*-differenz sind vielleicht noch zu vermehren, weil einige fälle mit unrechtmäfsiger schwacher deklination zweifelhaft sind: 1517 *siere straten : laten* ua.

Bemerkenswert sind ferner die durch den reim festgestellten doppelformen. es begegnet neben *rike : sekerlike* 302 uö. auch *sekerleke : tongereke* 181; es wechseln die formen *-heide* und *-hede* zb. *reden : haesticheden* 266, *seide : behaghelheide* 1409, neben *niemare : ware* 1662 findet sich auch *here : niemere* 1201.

Alle diese freiheiten lassen darauf schliefsen dass das gedicht, welches schon Maerlant kannte, wol noch weiter in den anfang des XIII jhs. zurückzusetzen ist; ein ergebnis, das mit den oben auseinandergesetzten beziehungen auf historische ereignisse stimmt.

Dazu passt auch der, wie Hoffmann bereits ausgeführt hat, unbeholfne stil, der sich durch flickwörter und widerholungen durchwindet, und der reimarmut des dichters völlig entspricht.

Doch ist freilich nicht sicher, ob man nicht einen teil dieser widerholungen einer überarbeitung des ursprünglichen gedichts zuzuschreiben hat. wenigstens sind verschiedene stellen mit leichtigkeit und zum vorteil der erzählung auszuscheiden. besonders oft ist dies der fall, wenn 4 zeilen hintereinander den gleichen reim zeigen. so würde man gewis die vv. 398—401 nicht vermissen, da sie nur widerholen, was 392—394 schon gesagt ist und was 425—427 mit fast denselben ausdrücken noch einmal berichtet wird. öfter aber sind von vier solchen gleichreimenden zeilen 2 auszuscheiden: 23. 24 scheinen neben den gleichreimenden 21. 22 und neben 25 f überflüssig zu sein,

ebenso 281. 283 neben 280. 282; ferner 357. 359 neben 356. 358; endlich 1341. 1342 nach 1339. 1340; und um ein beispiel mit dem vollen wortlaut zu geben:

706 ff *so sal hi mi te hulpen staen*
[ende jegen hem allen te staden staen'.]
doe riep Yewe Renout saen
[alsic u mach doen verstaen]
ende sprac.

die zwei hier eingeklammerten verse haben überdies einen anstöfsigen rührenden reim. dass jedoch nicht überall, wo 4 gleiche reime folgen, sofort an interpolation zu denken ist, zeigen 889 f. 1081 f.

Falls der herausgeber, was bei dem interesse des gedichts wol zu wünschen ist, zu einer neuen bearbeitung gelegenheit findet, so sollte er doch auch die hs. selbst und nicht Hoffmanns abschriften zu grunde legen. nach einer gütigen auskunft von VRose befindet sich die in der Bibliotheca Hoffmanni Fallerslebensis p. 46—49 unter xxiv verzeichnete hs. in der Berliner königl. bibliothek als cod. germ. fol. 751.

Prag. ERNST MARTIN.

WJAJonckbloet, Geschiedenis der nederlandsche letterkunde. ii. 2de, geheel omgewerkte uitgave. Groningen, Wolters, 1873. 74. 8⁰. — 21, 25 m.

Es ist ein wolverdienter erfolg, dass dieses umfangreiche werk trotz mehrfacher concurrenz und trotzdem gleichzeitig eine deutsche bearbeitung (Leipzig 1870. 72) erschienen war, doch so bald in einer neuen auflage erscheinen konnte. referent, der zu der deutschen ausgabe vorwort und anhang beigesteuert hatte, glaubt vorzüglich den besitzern der deutschen bearbeitung einen dienst zu erweisen, indem er die hauptsächlichsten änderungen angibt, wodurch sich diese zweite auflage des originalwerkes von der ersten unterscheidet.

Vorerst ist jedoch ein punkt zu erörtern, in welchem der verf. dem zweifel des ref. gegenüber eine in der 1 aufl. geäufserte vermutung aufrecht hält. Jonckbloet bleibt dabei dass Heinrijc von Veldeke, der dichter des Servatius und der gleichnamige verfasser der Eneit zwei verschiedene personen seien, jener ein geistlicher, dieser ein ritter. das erstere beweise Servatius i, 3231, wo der dichter sagt, dass er das leben des heiligen in reimen gedichtet habe und den sinn dh. das verständnis leichter gemacht, *ende den leeken luden leerde:* damit stelle er sich also den laien

gegenüber. nun liefse sich dieser beweis leicht entkräften, wenn man mit Bartsch, Germania 5, 409 den schluss des ersten buches, also auch jenen vers für unecht halten wollte. indessen ist mir die überarbeitung des Servatius, von der sogleich weiter zu reden sein wird, keineswegs im einzelnen schon so sicher gestellt, dass ich mich dieses bequemen beweismittels bedienen möchte. ich glaube vielmehr, dass jene worte nicht streng das beweisen, was Jonckbloet behauptet. *leeke lude* sind wol nur die des latein unkundigen: eine bedeutung, für welche Ducange s. v. *laicus* mehrere beispiele gibt; die stelle ist also gleichbedeutend mit I, 481 *den ongheleerden luden.* ihnen gegenüber weist Heinrich auf seine gelehrte bildung, die er auch in der Eneit nicht nur kund gibt, sondern auch ausdrücklich geltend macht, indem er sich (Ettm. 353, 15) *meister Heinrîche* nennt. denn *meister* kann als titel, den sich ein mittelhochdeutscher dichter selbst gibt, nur so viel sein als 'gelehrter'; es bedeutet etwa dasselbe wie der ausdruck den Herbort von Fritzlar 18451 von sich gebraucht *gelârter schûlêre;* nur dass *meister* zugleich eine höhere stellung, etwa als lehrer, schreiber oder beamter, andeutet. dieselbe bedeutung hat altfranz. und mnl. *clerc;* und dass die *clercs* trotz ihrer geistlichgelehrten bildung der minne und der minnedichtung durchaus nicht ferne blieben, zeigt Jonckbloet selbst 1, 173; er vergleicht sie treffend mit den *petits abbés* des späteren Frankreich. aufser dem minnesang aber wüste ich nicht, was man dafür anführen könnte, dass Heinrich von Veldeke, der dichter der Eneit, ein ritter gewesen sei; seine ritterliche abstammung, die mit der gelehrten bildung und stellung natürlich nicht in widerspruch steht, ist wegen des namens und wegen des *hêr,* das ihm Wolfram gibt, allerdings anzunehmen.

Einen zweiten beweisgrund hat Jonckbloet 1, 68, wenn auch nur in der kürze angeführt: den himmelweiten unterschied, der sich zwischen den schreibweisen der beiden Heinriche zeige. bezieht er sich damit auch auf die sprache, so ist zu bedauern, dass er die untersuchungen von WBraune in der Zs. f. d. phil. 4, 249 nicht gekannt hat, welche neuerdings in dieser zeitschrift 16, 420 fortgesetzt worden sind. danach gibt Ettmüllers ausgabe der Eneit nach der Berliner handschrift nur eine vermutlich in Thüringen vorgenommene umarbeitung wider; das echte gedicht muss aus bruchstücken und der sich zunächst anschliefsenden Heidelberger hs. hergestellt werden. dieser text weicht nicht allzu sehr ab von der mundart des Servatius; und was noch von differenzen übrig bleibt, glaubt Braune durch annahme einer überarbeitung des letzteren gedichts nach dem mnl. hin erklären zu können. freilich wird diese hypothese wol mit aller vorsicht durchzuführen sein.

Diese untersuchungen haben in den Niederlanden den beifall von Cosijn gefunden, s. De nederlandsche spectator 1874. Cosijn

bemerkt dass in dem neuerdings aufgefundenen Trojanerkriege Jacobs van Maerlant auf Veldekes Eneit angespielt wird, indem es hier heifst dass die *Historie van den sconen Enease oec is gedicht int duytsche woert.*

Wie dies beispiel schon zeigt, hat Jonckbloet zu einer zurücknahme der früheren ansichten sich nicht leicht bewegen lassen. von wichtigkeit ist etwa nur, dass er seine vermutung, Willem von Hillegaersberch sei der umarbeiter und fortsetzer des Reinaert, jetzt gegenüber dem widerspruch von Verwijs (in dessen ausgabe der gedichte Willems von H.) aufgegeben hat: 1, 223.

So bestehn denn die abweichungen der neuen auflage — abgesehen von umstellungen — wesentlich in zusätzen, für welche Jonckbloet zum teil inzwischen erschienene arbeiten der mitforscher benutzen konnte. für den ältesten zustand der sprache ward Kern, Die glossen in der lex salica (Haag 1869) benutzt; die untersuchungen von Cosijn über die Wachtendonckschen psalmen (Taal- en letterbode 1872. 1873) konnten nur nachträglich in der vorrede zum 2 teil berücksichtigung finden. bedeutendere umgestaltung erfuhr der abschnitt über Maerlant. der inzwischen (1871) aufgefundene roman *van Troie* gab vielfach neue aufschlüsse, welche jedoch in der deutschen ausgabe durch meinen nachtrag bereits verwertet worden sind. Jonckbloet hat indessen durch benutzung einzelner andeutungen auch verschiedene punkte in der lebensgeschichte Maerlants nun näher bestimmt: 1, 165 f. danach war M. ein Fläming; er erhielt vielleicht seinen namen *van Maerlant* von dem orte, wo er, wahrscheinlich als küster, sich zuerst bekannt machte(?). wahrscheinlich war dies M. das auf der seeländischen insel Voorne gelegene: so erklärt sich seine beziehung zu Albrecht van Voorne, dem er den Merlijn widmete, zu Nicolaus van Cats, für den er später Der naturen bloeme schrieb, endlich zu den grafen von Holland, deren partei er gegen Flandern im Alexander (zw. 1257 und 1260) vertritt, wie er noch sein letztes gröfseres werk, den Spieghel historiael Floris v 1284 widmet. um 1260 kehrte er nach Flandern zurück; er wohnte in Dam, als er den Wapene Martijn schrieb; und dort ist er nach der überlieferung auch gestorben.

Bei gelegenheit von Maerlants erstlingswerk, dem Alexander berichtet J. nunmehr ausführlicher über die sage, deren entwicklung bekanntlich durch Zacher neuerdings aufgehellt worden ist. im anschluss an dies werk bespricht er sodann die mnl. übersetzung der *Voeux du Paon (Cassamus).* irrig versetzt er diese übersetzung in die zweite hälfte des XIII jhs. wie ich in den Heidelberger jahrbüchern 1869 nr 58 bereits bemerkt habe, ist im vorwort zur ausgabe des Hugues Capet (Anciens poetes de la France t. VIII) p. XIX der nachweis geführt worden, dass *Les voeux du Paon* kurz nach 1312 gedichtet sind; es fällt also

auch die mnl. bearbeitung frühestens in die erste hälfte des XIV jhs.

Auch in der späteren zeit sind 1, 463. 464 die werke eines dichters, über welchem überhaupt ein vielleicht noch aufhellbares dunkel liegt, irrig angesetzt worden. SCosters stücke sind, wie grofsenteils schon der Catal. der bibl. der Leidenschen maatschappy van nl. letterkunde 1[b], 76 ergibt, in folgender zeitordnung erschienen: Boereklucht van Teeuwis de boer 1612, Tijsken van der Schilden 1613, Spel van de rijcke man 1615, Itys 1615, Boertighe clucht van . . . een quacksalver met zijn knecht 1615, Iphigenia 1617, Isabella 1619, Polyxena 1619. von einem einfluss Vondels auf Coster kann demnach keine rede sein.

In dem VIII abschnitt über die mnl. lyrik ist s. 235 eine besprechung der geistlichen lieder von schwester Hadewych, die in einer aus dem roten kloster zu Brüssel stammenden handschrift sich vorfinden, hinzugekommen.

Eine andre geistliche dichterin von gröfserer bedeutung wird 1, 316—347 mit noch mehr ausführlichkeit als in der ersten auflage behandelt: Anna Bijns. Jonckbloet hatte schon früher gezeigt, dass sie den namen einer brabantischen Sappho aus mehr als einem grunde verdiene. denn wenn auch ihre 1528. 1548. 1567 gedruckten gedichte von jugendsünden nur im bufstone sprechen, so dass man an ascetische übertreibung denken konnte, so wird durch die vergleichung von ungedruckten sicher dass sie sich der weltlust einmal völlig hingegeben hatte. eine der ungedruckten sammlungen ist von der hand des franziskaners broeder Engelbrecht van der Donck zu Antwerpen. sein name kommt in den akrostichen vor, welche Anna Bijns wie viele andere ihrer zeitgenossen liebte, und durch deren benutzung Jonckbloet so manche persönliche beziehungen der dichterin ans licht gebracht hat. in einer andern handschrift tritt dafür der name Bonaventura ein. diesen Bonaventura verfolgt nun Anna mit ihrer liebe und eifersucht: seine untreue treibt sie zu noch ärgeren ausschweifungen. doch möchte es zweifelhaft bleiben, ob würklich, wie Jonckbloet will, ihre späteren selbstvorwürfe wegen buhlerei und gewinnsucht unter einander in zusammenhang zu bringen sind. aus dem sündenpfuhl taucht sie als glühende bekämpferin des Luthertums auf, und ihr langes leben (sie scheint noch 1573 als etwa 80jährige greisin vorzukommen) gab ihr zeit genug dazu. Jonckbloet fügt ihr s. 316 auch eine nachfolgerin Catharina Boudewijns bei, die sich mit dem Calvinismus zu tun machte.

Ein späterer zusatz 1, 370—374 betrifft einen kreis, der uns Opitz wegen besonders interessiert: Schrijver und DHeins, welche unter ihren latinisierten namen bekannter sind und ihre haupttätigkeit auch auf dem gebiete der humanistischen philologie ent-

faltet haben. die lebensumstände des letzteren habe ich im anhange zur deutschen ausgabe von Jonckbloets Litt. gesch. angegeben; PScriverius war 1576 zu Haarlem geboren, lebte ohne amt in Leiden, und starb 1660. seine gedichte wurden erst 1738 zu Amsterdam gesammelt herausgegeben.

Im 2 teil hat Jonckbloet namentlich die dramatische dichtung umfassender bearbeitet. es tritt nun im gegensatz zu den als klassisch verehrten dichtern auch die schar der volkstümlicheren dramatiker ins licht, welche wol augenblicklich gröfsere erfolge als jene hatten, aber durch die schule totgeschwiegen wurden.

Vor allem 2, 1—46 der ritter Theodor van Rodenburg, von dem trotz seiner ansehnlichen stellung (er war von 1601 ab oranischer gesanter in England, Spanien und anderswo; und lebte 1638 als hanseatischer diplomat in Brüssel) nicht einmal geburts- und sterbezeit genau bekannt ist. er suchte im gegensatz zu Costers akademie die alte kammer, den Eglentier aufrecht zu erhalten; unter seinen zahlreichen eigentümlich romantischen stücken ist das älteste bekannte der *Trouwen Batavier* 1617 (nach dem Pastor fido), das letzte *Vrou Jacoba* 1638. *De jalourse studenten* 1617 haben einige namen, aber nicht die entwickelung gemein mit Cardenio und Celinde von AGryphius.

Aus Rodenburg entnimmt nun Jonckbloet eine anzahl von notizen über das theaterwesen im anfang des xvII jhs. die spielzeit war von 3 oder 4 uhr nachmittags an (s. 71), das eintrittsgeld 3 stüber (74). das publicum betrug sich sehr ungeberdig: auch waren die stücke, namentlich Rodenburgs, mehr auf ansehn als auf das anhören berechnet. Rodenburgs gemeinheiten müssen denn auch mahnen das unanständige, was selbst bei Vondel sich findet, milder zu beurteilen (99—102).

Der abschnitt über Vondel selbst ist vor allem durch mitteilung umfangreicherer proben erweitert. zu dem über Huyghens ist eine monographie von ThJorissen († 1871) auf s. 178 nachgetragen worden. auch von Cats wird aufser einer stelle über seine litterarischen einkünfte s. 210 wesentlich nur sein einfluss auf Krul und auf den Eiberger prediger WSluiter, den gelderschen Cats (1627—1673) neu hervorgehoben.

GBrandt und seine leichenrede auf Hooft, wovon Jonckbloet 2, 236 spricht, ist inzwischen durch ein buch von Matthes (s. unten s. 228) in eine neue beleuchtung gestellt worden.

2, 258—265 und 277—292 ist wider ein sehr interessanter beitrag zur geschichte des niederländischen dramas hinzugekommen. die neue gegnerschaft des klassischen, ganz nach franz. muster gemodelten dramas gegen das romantische wird durch die kunstgesellschaft *Nil volentibus arduum* herbeigeführt. über diese ist seit Jonckbloets publication eine monographie erschienen, wovon ebenfalls u. s. 229 zu reden ist. ihre häupter dr Lodewijc Meyer

und Andries Pels bekämpfen wesentlich aus persönlichen beweggründen die schule von Jan Vos. der hauptdichter der letzteren war Thomas Asselijn, der zuerst tragödien: *Kurieen* 1657, *Mas Anjello* 1669 usf., später hauptsächlich *Comédies de moeurs*, darunter *Jan Klaafsen* 1682, *De stiefmoer* 1684, aufführen liefs. zeit- und kunstgenossen Asselijns waren Wvan den Focquenbroch und Pieter Bernagie (2, 277); sein bedeutenster nachfolger PLangendijk.

Im xviii jahrh. vertritt Huydecoper die klassische tragödie (2, 310. 311); über die damaligen theaterzustände hat J. jetzt auch Corvers Tooneelantekeningen ausgiebiger benutzt, wie er auch eine deutsche monographie über das holl. theater von FvHellwald (Rotterdam 1874) heranzieht. so wird das bekannte *bulderen* der holl. bühnenhelden s. 316 behandelt; so werden jetzt auch mehrere berühmte schauspielerinnen besprochen s. 318; so ferner die dichterin Lannoy s. 340, die auf Bilderdijk einfluss übte.

Auch dieser gröste holl. dichter der neuzeit ist nun eingehender behandelt. eine reihe von proben verdeutlichen seine gewalt über sprache und verskunst, eine gewalt, die ihn unserem Rückert oder noch besser dem Franzosen Victor Hugo in seinem talente verwant zeigt. aber charakter und gesinnung Bilderdijks tritt nun in eine noch dunklere beleuchtung als früher. neue veröffentlichungen, namentlich aus seinem briefwechsel, lassen nicht mehr daran zweifeln, dass er seine zweite frau zu sich nahm, noch bevor er von der ersten geschieden war, ja während er noch dieser die zärtlichsten briefe schrieb: s. 419. auch von seiner undankbarkeit wird s. 423 eine starke probe gegeben, und seine apocalyptischen prophezeihungen 427, seine nur aus mafsloser selbstüberschätzung erklärbaren nergeleien 454. 455 besprochen.

Von minder wichtigen schriftstellern und dichtern finden jetzt teils neue aufnahme, teils umfänglichere berücksichtigung: Kinker 399, frau Bilderdijk 459. 460, Wilhelm de Clercq, ein besonders begabter improvisator (1795—1844) s. 464, Jvan Lennep 466, Oltmans 469, Borger als prosaist 480, Petrus van Limburch Brouwer (geb. zu Dordrecht 1795, gest. als prof. zu Groningen 1847, schrieb *Euphorion en Charicles* 1831, *Diophanes* 1838, *Een ezel en eenig speelgoed* 1842, *Het leesgezelschap te Diepenbeek* 1847) s. 482—486.

Ref. kann nicht ohne die bemerkung schliefsen, dass Jonckbloets Litteraturgeschichte ihn von neuem nicht nur belehrt, sondern auch in hohem grade gefesselt hat. vor allem ist die neuere niederländische litteratur ebenso klar und deutlich in der zeichnung, als lebhaft in den farben geschildert.

Prag. ERNST MARTIN.

Geéraerdt Brandt, Het leeven van PCHooft en de lijkreeden. met inleiding en aanteekeningen door dr JCMatthes. Groningen, Wolters, 1874. xix und 104 ss. 8°. — 1,53 m.

Diese biographie einer der litterarischen grölsen Hollands im xvii jh., verfasst von einem jüngern, ebenfalls schriftstellerisch ausgezeichneten zeitgenossen, hat als quellenschrift und als stilmuster einen anerkannten wert, und es ist gewis jedem, der sich für holländische litteraturgeschichte interessiert, erwünscht sie wider zum abdrucke gebracht zu sehn. der herausgeber hat das sachliche und sprachliche verständnis durch anmerkungen und eine einleitung erleichtert, welche zb. die von Brandt aus Hoofts schriften und briefen widerholten stellen nachweist und somit das verfahren des biographen historisch zu würdigen gestattet.

Aber ein resultat von gröfserem gewicht hat der herausgeber im anhange mitgeteilt. er stellt da mit dem vorläufer jener biographie, mit der leichenrede auf Hooft, welche Brandt 1647 im schauspielhause zu Amsterdam vortragen liefs,. die von ihm aufgefundene quelle zusammen, die leichenrede von Du Perron auf Ronsard. in der tat hat Brandt in der leichenrede wesentlich eine übersetzung seines vorbildes gegeben, und nur die auf Hooft nicht passenden angaben über das leben und die werke des dichters durch neue ersetzt. es ist Brandts rede, wie der herausgeber bemerkt, je nachdem man urteilt, das muster eines grofsartigen plagiates oder einer vortrefflichen übertragung.

Mit dieser entdeckung ist die geschichte der niederländischen litteratur in ihrer blütezeit an einem punkt, über den bisher nur vermutungen geäufsert worden waren, deutlich und sicher aufgehellt. man hatte das übertriebene lob Brandts auf Hooft — die sonne der heimischen dichtung, wie sie mit ihm aufgegangen sei, sollte auch mit ihm wider entschwunden sein — als kleinliche feindseligkeit gegen Vondel, der sich unter den zuhörern befand, aufgefasst. jetzt, da diese überschwenglichen ausdrücke als reine übersetzungen erscheinen, wird man anders urteilen. und dass Vondel nicht einmal unter den nachlebenden freunden und kunstgenossen Hoofts genannt wird, erklärt Matthes sehr gut aus der, wie den zuhörern sehr wol bekannt war, seit Vondels übertritt zur katholischen kirche eingetretenen entfremdung zwischen ihm und Hooft. Vondel selbst, dem Brandts quelle sehr wol bekannt sein mochte, hat die leichenrede gelobt; erst später erfolgte der bruch zwischen beiden, der gegen das lebensende Vondels hin wider der alten neigung wich und in der lebensbeschreibung Vondels von Brandt endgiltig überwunden erscheint.

Prag, im juli 1875. Ernst Martin.

Albertus Jacob Kronenberg, Het kunstgenootschap Nil Volentibus Arduum. Deventer 1875. 8°.

Diese Leidener doctordissertation behandelt in flotter, anziehender darstellungsweise, welcher eine reihe von citaten eine grofse anschaulichkeit geben, die berühmteste unter den kunstgesellschaften, die im letzten drittel des xvii jahrhunderts nach der lehre und dem vorbild der französischen dramatiker, besonders Corneilles dem holländischen theater eine classische richtung zu geben und die volkstümlichen, rohen, aber lebhaften und beliebten stücke zu verdrängen suchten. ein dichter der letzteren art wird in Johan van Paffenrode geschildert, von dem *De bedroge girigheyd ofte boertige comoedie van Hopman Ulrich* zu Gorinchem 1661 erschien. solchen werken gegenüber strebt die kunstgesellschaft NVA regelmäfsigkeit und reinheit an, doch verschwindet dabei der dichterische gehalt: bezeichnend ist dass ihr eine übersetzung eines ausländischen stücks, wo möglich mit verbesserung von dessen 'fehlern' als ebenso verdienstlich erscheint als eine neue dichtung. (wir Deutsche werden dabei sogleich an Gottsched denken). daher auch die allmähliche entfremdung aller dichter von bedeutung, die sich ihr anfänglich angeschlossen hatten, des Antonides, Oudaans, Langendijks. als ihr letzter vertreter wird PAdeHuibert, heer van Kruiningen bezeichnet, dessen *Vermiste molenaer* 1713 erschien.

Prag. Ernst Martin.

Forschungen im gebiete der indogermanischen nominalen stammbildung von dr Hermann Osthoff. zweiter teil: zur geschichte des schwachen deutschen adjectivums. Jena, Costenoble, 1876. xi und 183 ss. 8°. — 6 m.

Wie in dem früher besprochenen ersten teile seiner Forschungen unternimmt es der herr verfasser auch in diesem, eine erscheinung eines einzelnen sprachstamms fest im auge haltend, die indogermanischen sprachen zu durchmustern, um die fäden aufzusuchen, durch welche jene erscheinung an verwante oder gleiche sich anknüpfen lässt, und um keim und ersten aufwuchs derselben in einer der germanischen voraufgehenden sprachstufe nachzuweisen. es ist daher begreiflich dass mehr als die hälfte des ganzen buches erforderlich war, um jenen historischen hintergrund zu entrollen, und dass ein geringerer raum nur der er-



klärung der speciell germanischen weiterbildung gewidmet werden konnte.

Einen absolut neuen gedanken, ein neues princip zur erklärung des schwachen deutschen adjectivums bringt Osthoff nicht bei; war doch, wie er sagt, der richtige weg von Leo Meyer in seiner schrift Über die flexion der adjectiva im deutschen (Berlin 1863) tatsächlich bereits betreten, war doch schon ein sicherer grund gewonnen, auf dem er weiter bauen konnte. es enthält daher auch der gröfsere erste teil der untersuchung, der die vorgeschichte umfasst, des neuen nicht sehr viel; es ist nur die verknüpfung und combination bekannter tatsachen auf dem gebiet des gr. und lat. mit rücksicht auf die angestrebte erklärung der germanischen eigentümlichkeit, was ihm wert verleiht.

Ich verzichte darauf, eine übersicht zu geben, da diese im wesentlichen nur dasselbe enthalten könnte, was die sorgfältige inhaltsangabe in dem werke selbst bietet. ebenso wenig lasse ich mich auf eine eingehendere besprechung einzelner partien des ersten teils ein; vielmehr wende ich mich sofort der 'entwicklung der schwachen adjectiv- und substantivflexion im deutschen' (s. 101 ff) zu, um so mehr als ein rückgreifen doch öfters unvermeidlich sein wird.

Der verfasser beginnt mit einem hinweis auf den reichtum der germanischen sprachen an primären substant. nom. agentis mit suffix *an;* er lässt, um diese behauptung zu veranschaulichen, eine gröfsere anzahl von solchen folgen. wir hätten hier eine vollständige sammlung dieser nach des verfassers ansicht ursprünglichen bildungen aus sämmtlichen altgerm. sprachen erwartet; statt dessen werden kaum zwanzig, die bei Grimm und Graff an bekannten orten leicht aufzulesen waren, uns vorgeführt. dagegen ist doch Amelungs sammlung zs. XVIII, 161, der nirgends erwähnung geschieht, bedeutend vollständiger. der gleiche vorwurf der unvollständigkeit trifft den verfasser auch auf der folgenden seite, wo er die noch erhaltenen nom. agentis auf suffix *a* bespricht. ohne auch nur ein einziges beispiel hinzufügen zu können, gibt er was sich aus Jacobis Untersuchungen über bildung der nomina s. 22 entnehmen lässt. überhaupt verrät die ganze arbeit, dass nirgends eigene sammlungen zu grunde liegen; vollständige darlegung einzelner spracherscheinungen ist schon dadurch unmöglich, dass ags. und besonders altn. sich nur spärlich herbeigezogen finden. Osthoff spricht häufig von den massenhaften, den unzählichen beispielen, die er aus allen dialecten häufen könne, beschränkt sich aber dann im wesentlichen immer aufs gotische und 'greift nur gelegentlich in den wortschatz der übrigen mundarten hinein', dh. er bringt die von Leo Meyer mit fleifs und sorgfalt gesammelten got. beispiele und gewöhnlich einige ahd. und alts. vor. massenhafte beispiele hätten wir vom herrn verfasser nicht erwartet, es ist

dies eben nicht oft möglich, wol aber eine vollständige sammlung aller *an*-stämme, sowol der ursprünglichen als der unursprünglichen, nach categorien geordnet. um einiger neuer gedanken willen braucht man nicht gleich ein ganzes buch zu schreiben. dass in irgend einem falle 'das gotische allein mit seinem material ein genügendes bild von der gesammten deutschen sprachentwicklung zu geben vermag und darum füglich seine jüngern schwesterdialecte mit vertreten kann', wie uns der verfasser aus einem nach dem eben bemerkten leicht erklärlichen grunde glauben machen will, ist entschieden in abrede zu stellen.

Was schon die wenigen s. 102 gegebenen beispiele ursprünglicher nom. agent. mit suffix *an* betrifft, so können manche hinsichtlich der ursprünglichkeit ihrer bildung sich schlecht legitimieren. so zb. ags. *bana,* ahd. *bano* gegenüber gr. *-φονος;* altn. *floti,* ags. *flota* kahn, boot ist substantivierter adjectivischer *a*-stamm und verhält sich seiner bedeutung nach zu altn., ags. *flot* das meer, die flut wie sanskr. *plavá* boot, nachen zu *plavá* wasserflut, strömung. der form nach ist ersteres als masc. mit dem individualisierenden *an* versehen, letzteres als neutr. appellativ der alten indogerm. bildung treu geblieben, dh. es trat bei ihm substantivische bedeutung ein ohne formalen wechsel aus gründen die QF XIII, 184 dargelegt sind. dasselbe verhältnis wie *flota-n-* (*m.*): *flota-* (n.) bietet ags. *-toga,* ahd. *-zogo* zu altn. *tog* (n.) a tow, rope, line; a cord by which another is led; ahd. *bizog* retinaculum, dh. *toga-* (m.) bezeichnete das tätig gedachte lebende wesen, *toga-* (n.) ein als tätig angesehenes unbelebtes, ersteres erweiterte den stamm um *n,* während das neutrum *a*-stamm blieb, s. QF XIII, 299 anm. 27. wenn dem ahd. *smid,* ags. *smid,* altn. *smidr* im got. einmal ein *aizasmiþan-* (2 Tim. 4, 14) gegenüber steht, so berechtigt uns nichts, hier einen alten organischen *an*-stamm anzunehmen, zumal da nicht sicher ist, ob nicht suffix *ta* vorliegt, s. QF XIII, 296 anm. 19. deutlich ist letzteres in got. *dauravards,* ahd. *turiwart* neben *ê-, feho-, hovawarto* usw.

Diese so geläufige bildungsweise hat nun, wie der verfasser an der hand Jacobis ausführt, die alte mit suffix *a* fast völlig verdrängt; jedoch nicht so völlig wie er glaubt, s. QF XIII, 41 ff. 181 ff. — von anfang an bestand keineswegs ein allzu grofser reichtum an *an*-themen nomin. agentis und sicher ist ihre zahl gegenüber den *a*-themen gleicher categorie sehr klein gewesen, wie man zb. aus dem anhang zu Grassmanns Wb. zum Rigveda und aus Justis Handwb. der zendsprache für Veda und Avesta ersehen kann; und hier liegen doch, wie auch der verfasser annimmt, für diese frage die verhältnisse vor die dem indogerm. am nächsten stehen. wie kommt es nun, fragen wir, dass diese für simplicia im indogerm. seltene, für die letzten glieder der tatpurushacomposita kaum irgendwo vorkommende bildung im

germanischen dem altberechtigten suffix *a* nicht nur, bis auf wenige fälle in der altn. poesie, alle activität geraubt, sondern es auch aus den jahrtausende lang inne gehabten stellungen zu der zeit verdrängt hatte, wo die german. sprachen in unseren gesichtskreis treten? eine antwort gibt uns Osthoff nicht, er nimmt die tatsache als gegeben an; oder sollte in den worten: 'hat im deutschen ganz ähnlich wie im lateinischen die alte bildung mit suffix *a* fast völlig verdrängt' eine solche liegen? diesen vorgang legt Osthoff s. 58 ff dar. nachdem die stammbildung der adjectiva mit wenigen ausnahmen auf *a-*, *i-*, *ya*-stämme eingeschränkt worden war, giengen bildungen auf *ōn* und *o* so neben einander her, dass jene substantivischem, diese adjectivischem gebrauche dienten. hierdurch verführt legte die sprache unbewust eine beziehung in die bildungen mit *ōn* und *o;* der einfluss der analogie machte sich geltend, und die folge war, dass 'suffix *an* allmählich seiner bedeutung und function nach ein substantivierendes oder, was dem wesen nach davon kaum verschieden ist, individualisierendes, hinsichtlich seiner grammatischen geltung aber notwendig ein s e c u n d ä r e s suffix ward'. auf diese weise setzte sich secundäres *an* in einer ziemlich grofsen anzahl von wortbildungen als suffix für substantivische nomina agentis fest; rein substantivische nom. agentis mit suffix *o* werden selten. dies kann jedoch der weg nicht gewesen sein, wie das german. zu jenem reichtum primärer nom. agentis kam, die der verfasser voraussetzt; so erklärt sich nicht die fast vollständige verdrängung der *a*-themen nom. agentis aus den letzten gliedern von compositis, denn erst 'die grofse überfülle jener unmittelbar aus der wurzel hervorgegangenen nomina forderte die sprache wie von selbst auf, ja sie drängte sie gleichsam mit unwiderstehlicher gewalt dazu analogiebildungen eintreten zu lassen', dh. sie, deren überfülle wir erklären wollen, waren ja eben im german. die veranlassung zu einem substantivierenden und individualisierenden suffix *an,* sie gaben den grund ab, warum dem german. die fähigkeit abhanden kam aus *freka-* verlangend, gierig, frech ohne formalen wechsel *freka-* wolf zu bilden, wie in indogerm. vorzeit aus *varka-* zerreifsend, vertilgend (vergl. sanskr. *avṛka* nicht schädigend) ein *varka-* wolf entstanden war, warum es *freka-n-* (altn. *freki,* ags. *freka)* formierte.

Noch ein wort über die *an*-stämme in den letzten gliedern von compositis. der verfasser gibt selbst zu, dass hier recht eigentlich von alters her der sitz der *a*-themen war. mit welcher berechtigung, fragen wir nun, spricht er von einem direct an die wurzel getretenen suffix *an* in *boran-*, wenn gr. *σακεσφορο-*, *οἰνοφορο-*, lat. *signifero-* usw. ags. *sverd-*, *væpenboran-*, ahd. *kumpalboran,* in *banan-*, wenn gr. *πατροφονο-* ags. *brôdorbanan-*, *ealdorbonan-* zur seite steht, wenn zu sanskr. *dama-* in *arindama-*, gr. *δαμο-* in *ἱπποδαμο-* ags. ein *taman-* domitor liefert? wie

mag er ein urdeutsches *vald-an-* ansetzen, wenn neben ahd. *alewalto,* alts. *alowaldo,* ags. *ealvealda* in altn. poesie nicht nur *valdr* (stamm *valda-)* als simplex sondern auch in vielen compositis *allvaldr* usw. noch vorkommt (QF xiii, 42)? wie ein *haldan-,* wenn altn. *fasthaldr* gegenüber ahd. *êhalto, buohhalto* fortbesteht? und wenn altn. *fiölverkr* = *πολύεργος* (mit *bölverkr* vergl. *κακοῦργος)* ist, so wird man sich entschliefsen müssen in ahd. *stein-, eitarwurcho* einen um *n* erweiterten *a*-stamm zu sehen.

Osthoff sucht eine solche auffassung dadurch abzuweisen, dass er bemerkt (s. 106), man müsse dann nach got. *vraks* usw. ein **prahho,* **azzo* erwarten. diese seine behauptung beruht auf vorschneller generalisation einiger ihm bekannten beispiele; eine sorgfältige sammlung des materials hätte ihn sicherlich davor behütet. zudem hat er mit dieser vermeintlichen regel nur eine bekannte tatsache von neuem entdeckt (vergl. zs. xviii, 208), was ihm öfters passiert. was nun die behauptung selbst anlangt, so genügt einerseits der hinweis auf das erwähnte *-verkr,* auf *moltwerf, matoschrëch, halsbërg, bânbeorgas, ûfsëz* (neben *anasëzzo),* ahd. *chlëp,* altn. *brunnr,* lat. *signifer, armiger,* sanskr. *vṛká,* altb. *vehrka* um zu zeigen, dass auch nomina agentis mit suffix *a* den geschwächten wurzelvocal bieten; andererseits beweisen ags. *geóta, ageóta* fusor, effusor, ahd. *giozo* fretum, rivulus, ags. *beáda* suasor, imperator (vergl. altn. *biodr),* ahd. *inslîhho* invasor, *blintslîhho* coeculus und die andern QF xiii, 203 ff beigebrachten beispiele, dass die von Osthoff geläugnete bildung würklich vorkommt. ja wenn er sein dürftiges material einmal genauer angesehen hätte, so hätten ihm schon bedenken gegen seine regel aufstofsen müssen: in altn. *bani* töter, mörder, alts. *bano,* ags. *bana* hat er ja das geläugnete **azzo,* **brahho;* denn altir. *benim* (ferio), praet. *beba, bebais* (mortuus est) Zeufs[2] 429, 449 setzen fürs germ. (vergl. *berimm : beran)* einen praesensstamm *bena-* voraus, dessen perfect entweder auch *beba* lautete (wie got. *fraíhna : frah,* vergl. gr. *πε-φα-ται),* oder mit erhebung des praesensstammes zum verbalstamm *ban* (vergl. ags. *frignan : frägn, frann).* in beiden fällen muste nach der vermeintlichen regel das nom. agentis *benan-* lauten. — über eine würkliche regel auf einem beschränktem gebiete der germanischen sprachen in bezug auf die nomina agent. mit suffix *a* und *an* s. QF xiii, 203 ff.

Als weitere entwicklungsstufe wird nun angenommen 'übertritt des *an* aus der primären in die secundäre wortbildung zunächst als suffix für secundäre nomina agentis und dann weiter als stammbildungsmittel von individualisierender und substantivierender kraft'. auch hier erheben sich gegen einzelne ausführungen bedenken. als mit secundärem suffix *an* gebildet werden bezeichnet nomina wie *stauan-* richter von *staua* (f.) gericht, wenn nun, wie QF xiii, 205 ff gezeigt ist, das germ. ein secundär-

suffix *a* in allen seinen bedeutungen, die uns in andern sprachen entgegen treten, kennt, so werden wir von vornherein doch zugeben müssen, dass ihm einst dasselbe auch geläufig war, um appellativa gleicher categorie wie *staua* zu bilden, und einzelne beispiele wie altn. *Grimr, kambr* legen zeugnis dafür ab. es ist daher die möglichkeit, ja wahrscheinlichkeit vorhanden, dass bei manchen beispielen, die zu secundärsuffix *an* gerechnet werden, der historische vorgang in einem übertritt dieser *a*-themen in die schwache declination besteht. die ansicht über entstehung der suffixform *yan-*, wie sie s. 112 ff vorgetragen wird, die fürs lat. ihre berechtigung haben mag, ist fürs germanische abzuweisen. vielmehr ist die s. 115 ff aufgestellte, wonach für einen grundstock von wörtern die entwicklung *ya-n-* anzunehmen ist, allein berechtigt und vollständig hinreichend.

Es folgt jetzt die periode wo das substantivierende *-an-* beim adjectivum categorisch wird. an sie schliefst sich an: 'enge und unauflösliche verbindung der beim adjectiv durchgedrungenen substantivierungsform mit dem demonstrativpronomen *ta-*, dem spätern bestimmten artikel, und dadurch bedingter allmählicher rücktritt des *an*-stamms in den adjectivischen gebrauch als attribut beim artikel'. vergl. Leo Meyer, Flexion der adjectiva s. 68.

Beide vorgänge sollen noch der slavolettischdeutschen periode angehören; diese periode war dann zugleich auch die des kampfes zwischen der alten formationsweise, dem an das flectierte adjectivum angehängten declinierten pronomen *ya-* und der neuen, der verwendung des mit pronominalstamm *ta* verbundenen substantivums mit suffix *an-* als bestimmten attributiven adjectivs; das resultat auf slavolettischer seite sieg des ersteren princips, ausrottung des zweiten, auf germanischer dagegen sieg des suffixes *an*, vernichtung der ersteren bildung, daher untrennbarkeit der schwachen form von dem bestimmten artikel; ja diese abhängigkeit wird so grofs, dass die schwache form nur noch mit hilfe des hinzutretenden artikels substantivieren kann, der seinerseits die kraft erhält, immer schwache form zu wecken und dadurch zur 'ausprägung je einer besonderen flexionsform für die drei geschlechter des neuen bestimmten adjectivums'.

Diese ganze auf den ersten augenblick sehr bestechende entwicklungsreihe birgt jedoch mehrere unwahrscheinlichkeiten, ja geradezu unmöglichkeiten in sich. mit welcher berechtigung setzen wir fürs germanische einst eine flexionsweise des adjectivums voraus, wie sie im lit. und slav. ausgeprägt ist? berechtigt uns irgend eine germanische form dazu? s. Joh. Schmidt in Kuhns zs. XIX, 287 ff. eine angesetzte slavolettischdeutsche einheit, selbst wenn sie als erwiesen angesehen wird, tut es nimmermehr. wo bleibt denn jener kampf in derselben? doch dies einmal zugegeben, und zugegeben, dass auf slavolett. seite die ältere formationsweise siegte, was konnte vernichtet werden? die

verwendung des mit pronominalstamm *ta* verbundenen substantivums mit suffix *an-* als bestimmtes attributives adjectivum; doch wol weiter nichts. wo sind aber die errungenschaften, die dieser periode vorausgiengen? wo ist der für die zweite periode angesetzte grofse reichtum der substantivischen nom. agentis im slavolettischen, wo sind jene zahlreichen secundären nomina agentis? sehen wir auch hiervon noch einmal ab: kann überhaupt von einem kampfe zweier formationen die rede sein? für jene periode die enge und unauflösliche verbindung der substantivierungsform mit dem demonstrativpronomen *ta-*, dem spätern artikel, die uns als eine durch nichts begründete blofse annahme des verfassers entgegentritt, zugegeben, so kann doch nur von einem kampf beim masculinum die rede sein; ist es nun irgendwie glaublich, dass dadurch die alte bestimmte declinationsform für masculinum, femininum, neutrum verdrängt worden sei, zumal da doch die appositionelle stellung, die der attributivischen der *an*-stämme vorausgieng, keineswegs bei allen masculinis kann eingetreten sein? mit welchem rechte setzt man weiterhin für jene periode das demonstrativpronomen *ta-* als artikel an? es etwa in der function, die ihm der verfasser zuschreibt, noch demonstrativpronomen zu nennen wäre wortklauberei, denn die regel s. 132: ‘wo artikel, da muss notwendig schwache form des adjectivums sein’ dh. wo artikel, da muss notwendig *an*-stamm stehen beim masculinum, gilt schon für die zeit des kampfes. jetzt noch, dh. mehr als 2000 jahre nach jener entwicklung gilt *tàs* so sehr als demonstrativum, dass Schleicher seinen gebrauch in fällen wie *jis ëjo į tą mësta pàs tą karàliu* geradezu als germanismus bezeichnet, Lit. gramm. § 122. liegt uns doch selbst nicht der geringste grund vor fürs germanische den pronominalstamm *ta-* als artikel anzusetzen. das got. *sa, sô, þata* ist noch so überwiegend reines demonstrativ, dass die fälle, wo es als artikel erscheint, im verhältnis zu den andern spärlich sind. ja das vom verfasser zu sehr vernachlässigte altnordische, das, da es ein halbes jahrtausend später in unseren gesichtskreis tritt als das gotische, einen artikel entwickelt hat, bietet nicht einmal *sa, sû, þat* für denselben. es sagt *inn aldni, ins heila hugar, ins svâra sefa,* vergl. Gr. IV, 373 ff. ‘ein in der Edda dem substantiv vorgesetztes *sa, sû, þat* ist mehr als artikel, würkliches demonstrativ’ aao. 378.

Was Osthoffs ausführliche besprechung der Lichtenheldschen untersuchungen über das schwache adjectivum im ags. und got. (zs. XVI, 325 ff. XVIII, 17 ff) betrifft, so pflichte ich ihm in dem hauptpunkte vollkommen bei, dass den individualisierten *an*-stämmen substantivische kraft inne wohne. weiteren folgerungen, die er zieht, muss ich widersprechen. jene zwölf got. stellen, in denen ein schwachformiges adjectiv ohne den bestimmten artikel und ohne beifolgendes substantiv steht und darum für

sich allein substantivische rolle spielt, als vereinzelte, hohe bedeutsamkeit beanspruchende überreste der periode zu betrachten, in der die unauflösliche verbindung des demonstrativpronomens *ta-* mit den individualisierten und substantivierten nominibus noch nicht eingetreten war, ist nach dem oben vorgebrachten nicht nötig. die entwicklung des demonstrativ *sa, sô, þata* zum artikel ist im got. erst im entstehen begriffen, wie schon bemerkt; wenn nun zb. bei dem mit individualisierenden suffix *an* gebildeten *stauan-* Ulfilas sagt: *ibai hvan atgibai þuk sa andastaua stauin, jah sa staua* Matth. 5, 25 oder bei dem mit substantivierenden *an,* was ja im grunde dasselbe ist (s. 125) von *gahlaibs* gebildeten *gahlaiban-* einmal mit pronomen: *þanuh qaþ Þomas þaim gahlaibam seinaim* (Joh. 11, 16) gesagt wird, andererseits ohne pronomen: *jah gavaúrstvan jah gahlaiban meinana* (Phil. 2, 25), — werden wir irgend etwas auffallendes finden, wenn Joh. 11, 39 *qaþ du imma svistar þis dauþins* das pronomen steht, dasselbe aber 1 Cor. 15, 16 in *jah jabai auk dauþans ni urreisand* fehlt, oder wenn gleicherweise neben Joh. 11, 37: *niu mahta sa izei uslauk augôna þamma blindin gataujan ei jah sa ni gadauþnôdêdi* Marc. 8, 22 steht *bêrun du imma blindan.* in den anderen germanischen sprachen zeigt sich ähnliches, worauf ich hier nicht eingehen will, da sie der verfasser einer näheren untersuchung nicht gewürdigt hat. zu weit geht derselbe fernerhin, wenn er bezweifelt, dass sich eine ebenso regelmäfsige abwechselung der substantivischen und adjectivischen bedeutung auch ohne formalen wechsel nachweisen lasse, wie sie bei *unhulþa* und *hulþs* mit stätiger abwechselung der form vorhanden ist. sie zeigt sich zb. in altn. *blakkr* (ags. hat mit wechsel der form *blonca), dumbr* (Strafsburger blutsegen hat *dumbo), gladr* neben den germ. adjectivstämmen *blanka-, dumba-, glada-,* in ags. *eorp* der wolf, altn. *iörp* equa badia, neben *eorp, iarpr* fuscus, badius. vergl. QF xiii, 31 ff. gegen die substantivierende kraft der *an*-stämme beweisen sie nichts, da sie eben noch reste und ausläufer einer älteren bildungsschicht sind. da eine solche abhängigkeit der substantivierenden form von dem pronomen, so dass sie nur mit hilfe des artikels eintreten könnte, nicht erwiesen ist, so fällt auch die erklärung derjenigen fälle, in denen die starke form ohne artikel substantivisch auftritt. — es ist weiterhin nicht in betracht gezogen worden, dass fast in sämmtlichen altgerman. dialecten beispiele erhalten sind, in denen nach dem artikel das beim substantiv stehende adjectiv starke flexion zeigt. vergl. Gr. iv, 526. 533. 546; Heyne, Kl. alts. gr. § 54, 2.

Dem verfasser eingehend auf seine entwicklung 'der ausprägung je einer besonderen flexionsform für die drei geschlechter des neuen bestimmten adjectivums' zu folgen, würde zu weit führen. es ist in manchen puncten nicht nur eine andere auffassung möglich sondern auch wahrscheinlicher. schwierigkeiten

macht sich der verfasser dadurch, dass er erst nach vollständiger ausbildung der adjectivflexion durch alle 3 geschlechter einen 'zahlreichen übertritt ursprünglicher *a-* und *â*-stämme in die flexionsweise der *n*-stämme' statuiert. dass aber einfach übertritt der *a-* in *n*-stämme und keineswegs primäres suffix *an* für eine reihe der vom verfasser zum ältesten grundstock der schwachen declination gerechneten wörter anzunehmen sei, darauf habe ich oben hingewiesen. auch die entwicklung der femin. *ân*-stämme halte ich nicht für eine folge der am adjectiv so geläufig gewordenen doppelflexion. Scherers hypothese ist durch des verfassers bemerkungen keineswegs beseitigt. der versuch, das *nâm* in den ostarischen sprachen durch formübertragung aus den *an*-stämmen zu erklären, ist schon für die masculina hinfällig, mehr noch für die feminina. denn da der unterschied starker und schwacher casus uralt ist, steht von *nâmnâm* ein *devânâm* ab und das lat. *nominum,* altsl. *imenŭ* ist ebenso zu beurteilen wie im Pâli *rajânaṁ* neben *raññaṁ* dh. als entartung. was das fehlen des suffixes *nâm* im ostgerm. betrifft, so findet dies hinreichende erklärung zs. XIX, 424 ff. formübertragung oder einwürkung der *n*-declination kommt dabei aber gar nicht ins spiel, eine *n*-flexion die auf diesen casus hätte würken können, gab es nicht. dass es aber gerade ein einzelner casus war, der sich so scharf abhob, erklärt eine solche weiterbildung sehr wol. hat doch auch ein einzelner obliquer casus im altn. eine ganze reihe alter *a*-stämme aus ihrer flexion getrieben. s. oben s. 12 ff. die form *tungâ-nâm* wurde als *tungân-âm* aufgefasst, weil nach der weit überwiegenden zahl der formen sich im sprachgefühl die ansicht festsetzte, dass das eigentliche suffix des genitivs pluralis *âm* sei. durch diese — nicht formübertragung, sondern falsche folgerung, sind die *ân*-stämme im germanischen erst in die welt gekommen. ein altarisches suffix *ân* hat es nicht gegeben.

Osthoffs schrift hat eine der deutschen gramm. eigentümliche erscheinung wider zur discussion gebracht, sie lässt eine reihe von fragen in einem etwas anderen lichte erscheinen als sie gewöhnlich aufgefasst werden, sie erstrebt die lösung des problems auf dem auch meines erachtens einzig möglichen wege. jedoch eine nach allen seiten hin genügende, eine irgendwie abschliefsende beantwortung der frage gewährt auch sie nicht im entferntesten.

Strafsburg, januar 1876. H. Zimmer.



Zur geschichte der indogermanischen stammbildung und declination von Gustav Meyer. Leipzig, Hirzel, 1875. 89 ss. 8°. — 2 m.*

Ein schwieriges gebiet streift der herr verfasser, wie er sich selbst nicht verhehlt, mit der vorliegenden schrift. im wesentlichen bietet er uns nur skizzen, nur ein programm als vorläufer gröfserer und ausführlicherer untersuchungen über indogermanische stamm- und wortbildung. und nur zum teil bewegen sich diese skizzen auf dem boden des historisch überlieferten sprachmaterials, ihr hauptzweck ist auf dem wege sprachlicher speculation den nachweis zu liefern, dass die declination der indogerman. sprachen zum grösten teil auf ursprünglicher stammbildung beruhe. es würde hier viel zu weit führen, wenn ich auf diese principielle seite des werkchens näher eingehen und die berechtigung einer solchen ansicht prüfen, resp. zurückweisen wollte. soviel steht fest: mag man nun wortbildung auf stammbildung oder umgekehrt stammbildung auf erstarrte casusbildung zurückführen, verlangen muss man von demjenigen, der an solche letzten fragen sich heranwagt, dass er mit dem historisch gegebenen sprachmaterial der hauptäste des indogerman. sprachstammes vollständig vertraut ist, zum wenigsten soweit, dass er nicht gegen zweifellose tatsachen verstöfst; anderenfalls entzieht er seinen theorien von vorn herein jeden boden. diese erste und unerlässliche bedingung erfüllt nun leider der verfasser vorliegender schrift nicht im geringsten. was speciell die germanischen sprachen anbelangt, so scheint er noch mit den elementen der laut- und formenlehre einzelner derselben im kampfe zu liegen. ihre benutzung ist der art, dass im interesse der sache ein nachdrückliches veto dagegen eingelegt werden muss. einige beispiele mögen mein urteil illustrieren.

In einem vergleich legt der verfasser seine ansicht über die indogerm. grundsprache dar: 'wie in einem urwalde die fülle der vegetation und die ungeheure manigfaltigkeit der einzelnen gestaltungen den beschauer verwirrt und wie erst mit der zunehmenden cultivierung einer solchen gegend die wuchernde üppigkeit beschränkt wird und das einzelne nutzbar gemacht den intentionen des pflanzers, so haben wir uns sicherlich auch in den indogerm. sprachen ein allmähliches beschränken der ursprünglichen formenfülle zu denken, als man den naiven urzustand verliefs, wo man sicherlich die grofse menge synonymer bildungen durch betonung und gesticulationen auseinander zu halten wuste, wo wir nichts mehr zu erkennen vermögen als wesentlich identisches.' diese vorausgesetzte formenfülle sucht der herr verfasser zum teil dadurch zu erweisen, dass er ein verzeichnis von nominibus gibt, wo für die indogerm. ursprache nach seiner

[* vergl. Gött. gel. anzeigen 1875 stück 35 (ABezzenberger)].

ansicht *a* und *i*, *a* und *u*, *i* und *u*, *a*, *i*, *u*-stämme in paralleler verwendung müssen erschlossen werden. hier soll nun zb. sanskr. *kála* blauschwarz neben *káli* (f.) schwärze (s. 33) beweisen für nebeneinanderbestehen von *a*- und *i*-stamm. soll demnach etwa got. *manags* viel neben *managei* menge, ahd. *swarz* niger neben *swarzî* nigredo auch dasselbe beweisen? doch mit gleichem rechte. s. 47 führt der verfasser ags. *tālu* (f.) verleumdung im gegensatz zu ahd. *zála* (f.) gefahr auf, um daraus einen *u*-stamm neben einem *a*-stamm für die indogerm. grundsprache zu erweisen! gleichen dienst könnten auch *gifu* neben *geba* und altn. *giöf* neben *geba*, *racu* : *rahha* ua. leisten. dass — abgesehen von der groben unwissenheit, die in der folgerung eines *u*-stammes liegt — schon in der ansetzung eines bis jetzt nirgends belegten nominativs *tálu*, den der verfasser wol aus Fick hat, zwei fehler zugleich liegen, brauche ich kaum zu bemerken; vergl. Sievers in Paul-Braunes Beitr. I, 492. ebenso verhält es sich mit dem s. 37 aufgestellten ags. *nósu*, das jedoch sonderbarer weise nur als *á*-stamm gilt. s. 49 figuriert got. *þivi* (f.) magd auf gleicher stufe mit sanskr. *tuvi* stark, mächtig als *i*-stamm neben gr. *ταϝύς* *u*-stamm! dass der verfasser würklich *þivi* als stamm fasst, erhellt daraus, dass er auch got. *andis*, *dvalas* usw. schreibt, ahd. *nasā*, während ganz unbegreiflich doch daneben altbaktr. *náonha*, altp. *náha* mit lautgesetzlich verkürztem vocal angesetzt werden. ebenso steht got. *filla* (n.) neben gr. *πέλλα* (f.) s. 37.

Aus dem ahd. *puog*, das nach *i*-declination flectiert, neben sanskr. *báhu*, altb. *bázu*, gr. *πῆχυς*, altn. *bógr* wird für die indogerm. grundsprache ein nebeneinander von *u*- und *i*-themen erschlossen. jeder der die entwickelung des ahd. nur oberflächlich kennt, wird natürlich *puogi* nicht anders fassen als *fuozzi*, neben dem ja noch *fuazzu* vorkommt.

S. 50 wird ahd. *suozi* als *i*-thema neben sanskr. *svádu*, gr. *ἡδύς* gestellt, um für indogerm. ursprache *u*- und *i*-thema zu erweisen. dass *suozi* *ya*-stamm ist, dass alle adjectivischen *u*-themen im ahd. solche wurden, gehört zwar zu den elementen der ahd. grammatik, scheint aber herrn Meyer unbekannt, ebenso dass ein übergang der adjectiv. *u*-themen in *ya*-themen in gewissen casus auch im lit. stattfindet. ähnlich wird s. 39 ahd. *lind* als *a*-stamm dem ahd. *lindi*, alts. *lithi* als *i*-stamm gegenüber gestellt. wie aber ahd. *gisunt*, ags. *gesund* neben ahd. *gisunti* auf eine beiden zu grunde liegende form *sundhu* hinweisen (JSchmidt, Vocal. I, 35), wie zu got. *hardus* das ahd. *hart* und *herti* bietet (Meyer hätte also hier *a*-, *i*-, *u*-stamm), indem entweder der *u*-stamm von der überwiegenden fülle der *a*-themen fortgerissen wurde, oder der *ya*-stamm, der im got. erst in den obliquen casus des sing. und im plur. erscheint, auch in den nom. eindrang, so könnte man am ehesten aus *lindi*, *lind* einen

germ. stamm *lindu-* erschliefsen. ahd. wörter aus später zeit, die im plural *i*-flexion zeigen, wie im mhd. fast alle *a*-themen (s. QF XIII, 187 ff) werden öfters benutzt, um der indogerm. grundsprache einen *i*-stamm zuzuweisen, so s. 31 *arn, ars* ua. s. 38 gibt eine interessante probe von des verfassers kenntnis der altn. lautverhältnisse: altn. *mærr* soll *a*-thema sein gegenüber dem *i*-thema ahd. *mâri*, mhd. *mære*. s. 76 gilt altn. *örr* als *u*-stamm, während ags. *earu*, alts. *aru* *va*-stämme sind. dass aus stamm *örva-* (vergl. acc. sing. *örvan*, superl. *örvastr*) auch nom. sing. *örr* werden muste, scheint dem herrn verfasser unbekannt. — wenn, wie derselbe behauptet, got. *balgeis, ansteis* aus *balgjas, anstjas* entstanden ist ebenso wie *haírdeis* nach seiner meinung aus *haírdjas*, warum lauten jene im altn. *belgir, ástir* aber *hirdis*, ahd. *belgi, enstî* aber *hirtes*? so etwas wie germ. auslautgesetze scheint herrn Meyer noch nicht bekannt geworden zu sein. wenn der verfasser den aus Gr. I², 601 entnommenen nom. *sunaus* (Luc. 4, 3) statt des gewöhnlichen *sunus* sofort benutzt, um im germ. den überrest eines indogerm. *au*-stammes zu finden, so ist dies im hinblick auf sanskr. *sûnus*, altb. *hunus*, lit. *sūnùs*, altsl. *synŭ* eine annahme, deren möglichkeit sich aller wahrscheinlichkeitsrechnung entzieht. soll auch etwa der 2 verse später auftretende nom. *diabolaus* indogerm. *au*-stamm sein? über die verwechslungen *u—au* siehe Bernhardt, Vulfila s. LV. — s. 40 wird ags. *vär* meer als neutraler *i*-stamm aufgeführt, vermutlich wegen des *ä*. s. 48 ist aus altsl. *ligŭkŭ* ein *a*-stamm gefolgert neben sanskr. *raghu* usw.; warum nicht aus *ązŭkŭ, sladŭkŭ* neben den bekannten *u*-themen anderer sprachen ein gleiches? s. 50 wird lat. *rītus* art und weise neben sanskr. *rîti* strom, lauf, art und weise gestellt zum beweis des nebeneinanderhergehens von suffix *tu* und *ti* in der ursprache; 4 seiten früher wird lat. *ritus* (nun ohne bezeichnung der länge des *i*) mit sanskr. *ṛtu* dem sansk. *ṛta* contrastiert, um nebeneinanderbestehende *a*- und *u*-themen zu erweisen!

S. 85 werden die germanischen *an*-stämme besprochen und als mit *na* weiter gebildete *a*-themen gefasst. da nun im got. neben nom. *hana*, acc. *hanan* der gen. *hanins*, dat. *hanin* liegt, so ist für herrn Meyer '*i* keine schwächung aus *a*, sondern *na* ist hier an einen neben dem *a*- bestehenden, r e s p. f ü r d i e s e n c a s u s g e b i l d e t e n *i*-s t a m m angetreten'! das altsächs. bildete sich wol einen *u*-stamm für dieselben casus? so sicher als es eine germanische nation gab, ebenso sicher redete sie nicht mehr in wurzeln und stämmen, ebenso sicher war suffix *an* längst als einheit gefühlt, wenn es überhaupt aus *a-na* hervorgegangen ist. ebenso billig könnte man aus got. gen. *dagis*, alts. *dagas*, ahd. dat. plur. *dagum* einen *a*-, *i*-, *u*-stamm erschliefsen. wie erklärt sich ferner der herr verfasser altsl. *imene* neben *namins, nominis*? ist hier etwas *e*-stamm oder liegt nicht vielleicht eine mittel-

stufe vor aus der got. und lat. ihm klarer werden? auch lit. *vandens* neben got. *vatins* hätte er beachten können. was nun das *i* in got. *aúhsins, aúhsin* gegenüber *aúhsa, aúhsan* anlangt, so teile auch ich keineswegs die ansicht, dass es aus den grundformen *an-as, an-i* zu erklären ist, sei es durch blofse färbung, sei es dass das locativ-*i* sowie das aus *a* gefärbte des genitivs hier ihren reflex zurückgelassen hätten. ich setze, indem ich die einteilung in starke und schwache casus für altarisch halte, als grundformen *aúhsān, aúhsnas, aúhsni, aúhsanam* an und erkläre das *i* in den schwachen casus für euphonisch. ebenso gilt neben sanskr. *rājā, rājñas, rājñi, rājānam* im Pâli, das wie die europäischen sprachen jene alte einteilung der casus zu benutzen verlernt hat, für gen. und loc. *rājino, rājini* neben älterm *rañño, raññe.* vergl. noch oben s. 110. — ein got. *dagos* (s. 35) ist wol druckfehler, ein got. *daúra* (m.) ist mir unbekannt, got. *mogu* knabe (s. 48) muss *magus* heifsen, sanskr. *magu* erwachsen (ibid.) existiert nicht, got. *v* in *brahva* (s. 47) erklärt sich wie in *saíhvan* usw., sanskr. *rasa* (m.) saft, lit. *rasà* (f.), altsl. *rosa* (f.) tau kann nicht weiter gebildeter *as*-stamm sein, da die wurzel wol *ras* = *ars* fliefsen, tropfen ist; altb. *hvare* als masc. *a*-stamm (s. 41) ansetzen kann nur wer vom altbaktr. gar nichts versteht.

Doch genug. es wäre zwecklos in dieser art fortzufahren. fast jede seite des werkchens lässt uns unbekanntschaft mit den sprachlichen tatsachen erblicken. zum schluss noch ein beispiel dafür wie ohne weitere nachprüfung jedes gebotene material benutzt ist. s. 38 wird ein *a*- und *i*-stamm für die indogerman. ursprache auf folgender grundlage erschlossen: 'altp. *bumām* acc. sing. erde: altp. *bumi,* altb. *būmi* erde, sanskr. *bhūmi* erde'. tatsache ist nun, dass im altpers. stamm *bumi* durch acc. *bumim,* genit. *bumiyā* 17 mal belegt wird, der *ā*-stamm *bumām* einmal vorkommt. hätte nun herr Meyer näher zugesehen, so würde er bemerkt haben, dass der letztere auf der allerjüngsten keilinschrift, der des Artaxerxes Ochus (363—328), vorkommt, auf der sich zb. zwei zeilen weiter acc. sing. *sāyatām* statt des auf den alten inschriften durch 10 stellen belegten *i*-stammes *siyāti* vorfindet, auf der weiterhin linie 6 und 7 *hya mām Artakhsatrā khsāyathiya akunaus aivam paruvnām khsāyathiyam* steht, also nom. und acc. zusammengefallen sind, auf der in linie 16—27, will man nicht annehmen dass der nom. auch den genit. vertreten kann, eine construction unmöglich ist. auf ein in solcher gesellschaft einmal auftretendes *bumām* wird der indogerman. grundsprache ein stamm *bhûma-* zugeschrieben! vergl. Spiegel, Keilinschr. s. 113 ff, Beitr. II, 15 ff. einen stamm *bhûma-* will ich jedoch herrn Meyer nachweisen. Kâtyâyana in einem vârtika zu Pâṇini V, 4, 75 führt an, dass in composition statt *bhûmi*-eintrete *bhûma-* in *kṛshṇabhûma, udakabhûma, pāṇḍubhûma, dvi-*

bhûma, tribhûma (Böhtlingk, Pâṇini II, 232); die Siddhânta Kâumudî fügt noch *udagbhûma* hinzu. es liegt jedoch hier wahrscheinlich secundärbildung vor, vergl. QF XIII, 237.

Strafsburg. H. ZIMMER.

Die mit dem suffixe *ya* gebildeten deutschen nomina von dr WOLFGANG SCHLÜTER. Göttingen, Deuerlich, 1875. 239 ss. 8°. — 4,50 m.*

Eine der dankbarsten aufgaben in dem weiten gebiet der nominalen stammbildung der germanischen sprachen hat sich der verfasser ausgewählt, indem er das suffix *ya* zum gegenstand der behandlung macht: kaum gibt es eine wortkategorie, in die nicht suffix *ya* eingriffe; und, wo es einmal eingedrungen, überwuchert es bald frühere bildungsweisen; die durch dasselbe gebildeten wörter sind hinwiderum derart, dass es sich leicht in ihnen erkennen lässt. es wäre daher sicherlich der mühe wert gewesen, zu untersuchen, was sich für die ursprüngliche function des suffixes *ya* aus seinem gebrauch in den german. sprachen ergäbe. statt dessen zog der verfasser es vor, das sanskrit nicht nur von vornherein etwa als parallele zu benutzen, sondern auch ihm eigentümliche erscheinungen zum ausgangspuncte, zur grundlage seiner untersuchung zu machen. er behandelt s. 1—38 die mit suffix *ya* gebildeten primären nomina, s. 38—118 die mit secundärsuffix *ya* gebildeten nomina. hieran schliefsen sich noch einzelne abschnitte, die zum teil zusammengesetzte suffixe besprechen, in denen *ya* integrierender bestandteil ist, so die suffixverbindung *arya,* suffix *ya* als bestandteil der infinitivendung, dasselbe in deminutivbildungen, zum teil die schicksale des suffixes in der flexion behandeln, das verhalten der nomina auf *ya* in der composition, die steigerung der *ya*-stämme, endlich adverbien und ableitungen aus *ya*-stämmen.

Neue resultate, bisher etwa unbekannte oder nicht in ihrer bedeutung genug gewürdigte gebrauchsweisen des suffixes sind durch die arbeit nicht ermittelt worden. es hat überhaupt der verfasser lange nicht aus dem von ihm gesammelten materiale das gemacht, wozu es würklich benutzt werden konnte. einerseits trägt hieran schuld die abhängigkeit von Leo Meyers darstellung der got. bildungen auf *ya* in dessen Gotischer sprache: Schlüter will überhaupt nur nach Meyers vorbild die andern

[* vergl. Jen. litteraturzeitung 1875 nr 38 art. 586 (Sievers). — Litt. centralbl. 1876 nr 6 (Osthoff)].

deutschen dialecte behandeln und ihre durch abschleifung und verstümmelung entstandenen formen durch die klareren gotischen erklären, er hat nicht den ehrgeiz gehabt selbständig über Leo Meyer hinaus zu gehen. andererseits würkte hemmend der zu enge anschluss an die sanskritgrammatik. nach Schlüter ist das ableitende primärsuffix *ya* identisch mit dem suffixe des part. fut. passivi im sanskr. wir erwarten nun zu hören wie dies suffix lautet: statt dessen gibt uns der verfasser an, mit welchen suffixen das part. gebildet wird, mit *ya, tya, anîya* nämlich, und welches die bedeutung dieser bildungen ist, um dann zunächst über die durch *ya,* dann die durch *tya,* endlich die durch *anîya* gebildeten nomina zu handeln. eine logik in diesem verfahren zu entdecken oder einen irgendwie zwingenden grund zu dieser sonderbaren behandlungsweise zu finden ist mir bei dem besten willen nicht möglich. das suffix *ya* in *anîya* ist nicht nur 'aller wahrscheinlichkeit nach' secundär, wie der verfasser s. 20 bemerkt, sondern sicher; aber wenn schon suffix *anîya* von alters her fest verwachsen ist und selbständig als participialsuffix im sanskrit auftritt, woher entnehmen wir auch nur den geringsten grund um germ. bildungen, die jenen des sanskrit auf *anîya* entsprechen, zu den nominibus mit primärsuffix *ya* zu rechnen? suffix *tya* möchte Schlüter, wie es scheint, gern als die grundform fassen, aus der *ya* lautliche verstümmelung wäre; dieses *tya* soll aber widerum, da im Veda notwendigkeitsparticipia auch mit *tva* gebildet werden, aus *tva* hervorgegangen sein. auf diese jedesfalls kurz nach der eisperiode zu verlegenden vorgänge, so wie auf die billigen bemerkungen gegen Bopp will ich nicht näher eingehen. lassen wir *tya* und *anîya* ganz bei seite, mit welchem rechte setzt der verfasser die bestimmt ausgeprägte function des part. necessitatis für die *ya*-bildungen des german. voraus, mit welchem rechte die gleichen lautlichen bedingungen für sein antreten im germ. wie im sanskr.? um bei letzterem zu bleiben, so zeigt doch gleich altbaktr. *ishya* erwünscht, teuer eine abweichung, und stimmt auch ags. *nyt,* ahd. *nuzzi,* zu geniefsen, daher nützlich nicht, was freilich mit stillschweigen übergangen wird. wenn aber die bedeutung des part. necessitatis den ausgangspunct bildet und nicht als die bestimmte entwicklung eines sprachastes gefasst wird, wie will der verfasser die active verwendung des suffixes in dem dem sanskr. nahe verwanten altbaktrischen erklären, wie es in *bairya* tragend, *mainya* denkend erscheint? wie lassen sich die absolutiva auf *ya* (vedisch oft *yâ* s. Benfey, Vollst. sanskritgramm. § 915 anm. 1, Delbrück, Altind. verbum § 222), die Benfey im anschluss an Bopp, Vergl. gramm. III, § 887 als alte instrumentale von den *ya*-bildungen fasst, begreifen, wenn es die einzige und ursprüngliche function des suffixes war notwendigkeitsparticipia zu bilden? gesetzt nun, dem verfasser habe sich würklich auf grund umfassender unter-

suchungen, die er hier zu veröffentlichen nicht für gut fand, ergeben, dass die angenommene bedeutung die ursprüngliche function der *ya*-bildungen war, so erwuchs für ihn eine unabweisbare weitere aufgabe: er muste zeigen, zu welch fruchtbarer entwicklung der keim in jener function lag, welche verschiedenen bedeutungen das germanische aus ihr gestaltet, er muste versuchen die zahlreichen bedeutungsübergänge zu gruppieren und mit einander zu vermitteln. überhaupt hat Schlüter diese seite der frage ganz aufser auge gelassen, obwol einzelne bemerkungen zeigen, dass ihm keineswegs die fähigkeit hiezu abgieng. so wie die arbeit vorliegt, hat sie etwas schablonenmäfsiges und zeugt nicht von tieferem eindringen in das wesen der erscheinungen. unbegreiflich ist mir auch, wie der verfasser sich eine verhältnismäfsig so leichte und lockende untersuchung konnte entgehen lassen wie die folgende ist: s. 39 bespricht er die verwendung des secundärsuffixes *ya* im sanskr., altbaktr. und anderen sprachen zur bildung von adjectiven in der bedeutung 'von jemand abstammend', 'mit etwas versehen', 'zu jemand gehörig', 'auf jemand bezug habend' usw. warum wird nun nicht untersucht, wie sich das germanische in dieser beziehung verhält? es würde sich ergeben haben, dass einzelne verwendungen nur sehr selten vorkommen, andere über ein weites gebiet reichen. statt dessen begnügt sich der verfasser, indem er die got. bildungen an die spitze stellt, die adjectiva einfach aufzuzählen, also zb. ein *rîkja-* mächtig neben *niuja-* neu zu stellen, von welchem letzteren nicht einmal sicher ist, ob es eine bedeutungslose secundärbildung zu *nava-* ist oder nicht vielmehr primär wie dieses.

Auch würde ich hier bei secundärsuffix *ya* die einteilung in adjectiva und substantiva nicht zum obersten princip gemacht haben; ist doch zb. das s. 42 unter den adjectiven aufgeführte *veitvôdja-* den zeugen betreffend gar nicht als adjectiv vorhanden sondern nur als neutr. substantiv (das zeugnis). bei den neutris wird einige male ein anlauf genommen, einzelne categorien zusammenzustellen. so s. 107 die categorie der mit secundärem suffix *ya* und durch die vorsilbe *ga* gebildeten collectiva im ahd., mhd.; aber warum nur in diesen beiden dialecten? gibt es sonst keine? fürs ags. zb. vergl. Ettmüller Lexic. anglosax. s. 414. wenn es würklich keine gäbe, was aber nicht der fall, wie werden die collectiva gebildet, ohne die vorsilbe *ga*? lässt sich etwa noch nachweisen, dass das ahd. dergleichen besitzt, können wir noch verfolgen, wie die verwendung der vorsilbe *ga* zunimmt?

Was die anordnung der beispiele innerhalb der einzelnen angesetzten abteilungen betrifft, so wäre sie in manchen puncten eine übersichtlichere geworden, wenn das äufserliche princip der vorherschaft des got. aufgegeben worden wäre; es würden dann auch widerholungen vermieden worden sein.

Ich lasse noch einige bemerkungen über einzelheiten folgen; dieselben erheben nicht im geringsten den anspruch auf vollständigkeit.

S. 9 setzt Schlüter ein got. *mêrja-* an in *vaila-mêrja-;* letzterer stamm folgt aber keineswegs mit sicherheit aus dem einmal vorkommenden *vaila-mêr,* selbst wenn der verfasser recht hätte, formen wie *hrain, gamain* als nom. sing. neutr. eines *ya*-stammes zu erklären; das sind sie aber nicht: denn wie got. *svêra-* (ahd. *swâr)* neben ahd. *swâri,* ags. *svær,* fries. *swêre* besteht, könnte ein stamm *mêra-* neben *mêrja-* in ahd. *mâri,* ags. *mære* existieren.

S. 11. alts. *sômi,* altn. *sæmr* sind wol mit secundärsuffix *ya* von einem stamm *sômd-* gebildet, der im ags. vorliegt.

S. 13. ags. *gefêge,* ahd. *gavuogi,* mhd. *gevüege* ist sicher secundärbildung zu dem im ags. *fôg* (Ettm. 329), mhd. *vuoc* vorhandenen nom. actionis. ebenso ags. *gefêre,* ahd. *gafuori,* mhd. *gevüere* secundär zu ags. *fôr,* ahd. *fuora,* mhd. *vuore.* zu sanskr. *car, carati* gehören aber die wörter nicht. — got. *gaggan* sollte man doch endlich aufhören als reduplicierte wurzel *gam* auszugeben, s. Fick i[3], 79.

S. 14 wird ags. *breme* berühmt zu ahd. *breman* fremere, rugire gestellt 'mit abweichender gestaltung des wurzelvocals.' ist derselbe, falls die etymologie richtig, etwa unregelmäfsiger als in altb. *ishya,* ahd. *nuzzi,* ags. *nyt?* es ist jedoch wahrscheinlich *brême* anzusetzen mit Ettmüller Lex. anglos. s. 321. denn eine glosse zu den Nordhumbr. evangel. hat zu Joh. 19, 37 *dus Beda de brôema bôecere cuęđ* und nordhumbr. *ôe* ist gleich ags. *ê* (s. Bouterwek, Nordhumbr. evang. s. 264. cxxvii); stamm ist also *brômja-.* damit fällt die etymologie, die auch ihrer bedeutungsentwicklung nach nur möglich wäre wenn man einen übergang annimmt, wie er in dem studentenausdruck *brüllender kerl* vorliegt.

S. 28. wie der verfasser daran zweifeln kann, dass got. *frija-* mit suffix *a* gebildet gleich sanskr. *priyá* sei, ist schwer zu begreifen, da er doch eine ganze anzahl höchst zweifelhafter einfach den primären *ya*-themen unterordnet. wenn der stamm *sûtja-,* wie der verfasser selbst zugibt, aus der *u*-declination ganz in die *ya*-klasse übergetreten ist, mit welchem recht steht er dann unter den bildungen mit primärsuffix *ya,* 'in denen zwar mit sicherheit eine zugehörige wurzel nicht nachgewiesen werden kann, die aber aufser dem *ya* keine deutliche spur eines anderen suffixes zeigen'?

S. 31. ahd. *ureichi* eigentum stellt Schlüter mit *eichôn* vindicare zu sanskr. *îç, îshṭê* besitzen. das wäre doch eine ausnahme von der lautverschiebung, für die sich nirgend ein beweggrund absehen liefse und die um so auffallender wäre als die wurzel in regelrechter lautvertretung durch alle germ. sprachen zahlreich belegt. die wörter gehören zu got. *aikan* in *af-aikan*

sich ab-sagen, verläugnen; vergl. mhd. *si wolte sich gote eichen* (zusagen, widmen), *wir werden gote geeichenot* (zugesprochen) Mhd. wb. I, 414. ahd. *eichôn* bedeutet daher 'in anspruch nehmen, sich zusagen', *ureichi* 'das was ich beanspruche, was ich mir zusage', mein eigentum. hierdurch scheint mir auch JSchmidts deutung des got. *aikan* (Vocal. II, 474 ff) gegenüber Bezzenberger in der zs. f. d. ph. v, 230 eine neue stütze zu bekommen. — in ahd. *mari*, mhd. *mere*, ags. *mere* kann von einem primären suffix *ya* keine rede sein. von lat. *mari-*, altir. *muir* (Zeufs[2] 233) erklären sich die germ., altslov., lit. formen als einfache weiterbildung der *i* zu *ya*-stämmen.

S. 34. got. *vaddjus, stubjus, drunjus* werden zu den bildungen mit primärsuffix *ya* gestellt und das got. *ju* wird als eine entartung aufgefasst. aber altbaktr. *mainyu:* sanskr. *manyu*, altb. *pâyu:* sanskr. *pâyu*, altb. *vayu:* sanskr. *vâyu* uam. (s. Justi, Handwb. § 284, Uṇâdi III, 20, Aufrecht, Ujjvaladatta s. 110) erheben einsprache. am allerwenigsten kann ahd. *stubbi* etwas beweisen.

S. 35 wird ein got. adjectiv *lauda-* angenommen; ein solches gibt es weder noch ein *laudha-* wuchs, ansehn (Fick, Spracheinheit 224), sondern ein *i*-thema *laudi* wuchs, von dem got. *juggalaudi-* jüngling (*jah gripun is þai juggalaudeis* Marc. 14, 51) bahuvrîhicompositum ist 'der einen jungen wuchs hat', *hvê-, sama-, sva-lauda-* ebenfalls bahuvrîhi sind mit secundärem *a*. vergl. QF XIII, 223 ff.

Soweit die beispiele von primärsuffix *ya*. ich habe mich darauf beschränkt einige fälle hervorzuheben, wo der verfasser würklich im irrtum befindlich ist. alle fälle, in denen man über richtigkeit und unrichtigkeit des angesetzten stammes zweifeln kann, zu discutieren, würde zu weit führen. es wäre jedoch sehr zu wünschen gewesen, dass Schlüter es versucht hätte, die würklich sichern beispiele zu sondern. von seite 37 an folgt die verwendung von secundärsuffix *ya*. ich greife nur mehr ganz vereinzeltes heraus.

S. 41 wird immer noch germ. *alja-* sammt *ἄλλος, alius* als identisch mit sanskr. *anya* bezeichnet.

S. 43 wird zu got. *skeirs*, ags. *skîr*, alts. *skîri*, altn. *skîrr* auch ahd. *scêri, sceero* sagax verglichen. dies ist lautlich unmöglich, s. QF XIII, 104 f.

S. 52. *feili, feil* ist zu streichen; das richtige ist s. 23 gelehrt. vergl. oben s. 8. JSchmidt, Vocal. II, 480.

S. 54. ahd. *gisunti* und *gisunt*, ags. *gesund* gehören nicht zum particip *sant* von wurzel *as*. sie gehen beide, wie *herti* und *hart* auf *hardu-*, auf eine grundform *sandhu-* zurück. JSchmidt, Vocal. I, 35.

S. 62. mhd. *gerüeme* sammt ahd. *hruom* kann lautlich nimmermehr zu *κλίω çru* gehören. seine etymologie s. oben s. 115.

S. 92 ist mhd. *rætsel* gut erklärt; es wird mit ags. *rædels* (m.) aenigma, *rædelse* (f.) ambiguitas, ahd. *râtissa* aenigma, problema, *râtisca* problema, aenigma als weiterbildung eines *as*-stammes *râdas* gefasst, der gr. *ληθες* in *ἀ-ληθές* genau entspricht; ahd. *râtissa* stimmt, wie Schlüter bemerkt, schön zu -*λήθεια* in *ἀ-λήθεια*. jedoch möchte ich diese wörter nicht so unbedingt zu sanskr. *rahas* stellen, ehe nicht Ficks behauptung Vergl. wb. I^3, 408 unter 2 *rah* einer näheren prüfung unterzogen worden ist. *rætsel* mit einem unerwiesenen suffix *sla* zu germ. *râdan* zu stellen, wie Litt. centralbl. 1876 sp. 179 geschieht, ist nur möglich, wenn man ganz aufser acht lässt, was *râdan* im altgerm. bedeutete. zudem bliebe *râtissa* immer unerklärlich.

S. 120 ff wird trotz JSchmidt in Kuhns zs. XIX, 268 ff noch behauptet, dass die got. wörter auf *ôn* aus *anya* entstanden seien, wie Leo Meyer es 'des weiteren ausgeführt' habe. neue beweismomente bringt Schlüter nicht bei. entschieden zum vorteil der sache hat sich der verfasser s. 132 ff in behandlung der abstracta auf *yâ* von Leo Meyers ansicht losgesagt.

S. 186 wird angenommen, dass das ostgerm. im infinitiv das früher besessene suffix *ya* wider verloren habe. ein solcher vorgang ist undenkbar und unerklärlich; und wie sind die westgerm. formen *geban, neman, faran* usw. neben *farenne, cussiannias* aufzufassen? vergl. zs. XIX, 433 ff.

In dem abschnitt über die starke adjectivflexion s. 191 ff polemisiert der verfasser glücklich gegen einige annahmen von Sievers, hat jedoch die von ihm vertretene theorie, erklärung einzelner casus des unbestimmten adjectivs aus antritt des pronominalen elementes *ya* wie in der slavolett. bestimmten adjectivflexion, um nichts wahrscheinlicher gemacht.

S. 227. Jacobi, Beiträge s. 181 macht die beobachtung, dass von allen adjectiven, die nach Gr. III, 571—574 im comparativ und superlativ *ôr, ôst* zeigen, die denominativen verba auf *ôn* gebildet werden. in beiden formationen liegt also dem *ô* ein -*aya*- zu grunde. vergl. Ebel in Kuhns zs. v, 309 ff.

Strafsburg. H. ZIMMER.



Über Ulrich von Lichtenstein. historische und litterarische untersuchungen von KARL KNORR. Quellen und forschungen IX. Strafsburg, Trübner, 1875. 104 ss. 8°. — 3 m.

Die schrift beginnt mit einer kurzen zusammenstellung der litteratur über Ulrich von Lichtenstein. nachzutragen sind die ergänzungen, welche Joseph Bergmann im anhang seines Herant von Wildon (Wien 1841: besonders abgedruckt aus dem 95 und 96en bande der Jahrbücher der litteratur) s. 56—62 zu Karajans historischen anmerkungen geliefert hat.

Der erste abschnitt behandelt 'Ulrichs poesie in ihrer zeitstellung und zeitlichen folge'. der verfasser hat die von Lachmann ohne begründung beigeschriebenen chronologischen daten nachgerechnet und Lachmanns angaben überall bestätigt gefunden. die darstellung könnte anschaulicher sein. so s. 8. 9, wo die dem festen jahre 1222 vorausliegenden daten ermittelt werden: dass Ulrichs vater drei jahre vorher starb, ergibt sich aus 10, 31; die vier jahre bei markgraf Heinrich 1215—1219 aus 10, 1; die vier pagenjahre aus 5, 7; sein alter beim eintritt in dieselben aus 4, 6.

Der markgraf Heinrich ist gegenstand einer für die geschichte unserer poesie nicht gleichgiltigen streitfrage, auf welche der verfasser sich nicht näher einlässt (s. 20). Ulrich hat von ihm gelernt *an prieven tihten süeziu wort* (9, 17). die handschrift des Frauendienstes nennt ihn *margrave Heinrich, von œsterrich was er genant.* schon Uhland Walther von der Vogelw. s. 85 bemerkt: 'es ist zweifelhaft, ob hier nicht Isterreich statt Österreich zu lesen sey? denn späterhin tritt der markgraf Heinrich von Isterreich auf.' dieses *Ysterrîch* setzte Lachmann in den text, aber schon Karajan bei Lachmann s. 665 konnte einen leisen zweifel an dieser conjectur nicht ganz unterdrücken. und Falke Geschichte des fürstlichen hauses Lichtenstein 1, 63 hält den überlieferten text fest und erblickt mit Uhland aao. und von der Hagen (Minnes. 4, 325) in der genannten persönlichkeit den Babenberger Heinrich von Mödling, dessen hof Walther neben denen des patriarchen von Aquileja und des herzogs Leopold von Österreich 35, 4 rühmt. Uhland Schriften 3, 461 will ihn auch zu einem beschützer Neidharts machen: aber *Medelicke* bei Neidhart 75, 7 ist Melk, wie Haupt s. 200 mit recht bemerkt.

Heinrich von Mödling ist 1158 geboren (MG SS 9, 615), nahm 1174 mit seinem bruder Leopold das schwert (ibid. 504. 541. 616. 630), zog mit ihm 1176 gegen Mähren (616. 631), 1191 ins heilige land (505). er heiratete 1177 Richza die tochter des königs Wladislaw von Böhmen (541) welche schon 1182 starb (542). er selbst ist 1223 gestorben (623) und liegt in Heiligenkreuz begraben (732).

Er wäre 57 jahr gewesen, als Ulrich zu ihm kam, und 61, als ihn Ulrich verliefs. passt dazu die schilderung, welche der Frauendienst von ihm entwirft? wird ein mann dieses alters, der bruder eines herzogs, sich herbeilassen, einen fünfzehnjährigen burschen in den ritterlichen künsten zu unterweisen?

Entscheidend ist ein anderes. Heinrich wird zuerst nur als sohn des herzog Heinrich oder als bruder des herzog Leopold von Österreich bezeichnet, zb. in kaiserurkunden 1191 *Heinricus frater ducis Austriae* (Erben Reg. Bohem. et Morav. 1 nr 407), 1197 *illustris dominus Austriae* (Meiller Babenb. s. 79, 13). in der einzigen mir jetzt erreichbaren, von ihm ausgestellten, leider undatierten urkunde (Herrgott Monum. domus Austr. Sigilla p. 206) nennt er sich nur *Heinricus de Medlich.* aber in einer kaiserurkunde von 1212 (Erben nr 532: auf das darin erwähnte kaufgeschäft mit kaiser Friedrich I darf man den titel nicht zurückbeziehen) heifst er *dux de Medelic;* ebenso in der herzoglichen urkunde von 1221 bei Meiller s. 128, 169. vergl. Ficker Reichsfürstenstand 1, 197. 249. es ist also ganz richtig, wenn von ihm gesagt wird *Heinricus qui postea dictus est Heinricus dux de Medlico* (SS 9, 610 z. 37) oder wenn die alte stammtafel der Babenberger (ibid. 747) bemerkt: *Hic Hinricus quia iunior fuit fratre dux Austriae non dicebatur, sed erat manens in castro Medelico, unde etiam dictus est Heinricus dux de Medlico.*

Er hat also entweder keinen titel oder den titel herzog von Mödling: markgraf wird er nie genannt. der lehrer Ulrichs von 1215, wenn er es gewesen wäre, dürfte also nicht 'markgraf', er müste 'herzog'; er dürfte nicht 'von Österreich', er müste 'von Mödling' heifsen.

Der titel erbt sich fort auf seinen sohn (Pez Thesaurus 6, 2, 74 f. Fischer Klosterneuburg. urk. s. 187—190; Pez ibid. 82. 83; Meiller s. 156, 38). dessen siegel trägt die umschrift: SIGILLVM HENRICI DEI GRACIA DVCIS: MEDELLICENSIS (Herrgott tab. 3, nr 1).

Auch ein dritter Heinrich kann nicht in betracht kommen, der sohn Leopolds des sechsten, der ältere bruder Friedrichs des streitbaren; denn auch er wird herzog genannt, zb. *Heinricus iuvenis dux, filius ducis Liupoldi* SS 9, 624. Heinrich von Mödling heifst auch er ibid. 655. 724. 727 und in Enenkels Fürstenbuch s. 111 Megiser: ob mit recht? er starb 1228 (SS 9, 507).

So sehen wir uns doch zu Lachmanns conjectur gedrängt. und die anmerkung 391 (s. 258) von Meiller, worauf Falke seinen einwand stützt, scheint mir nicht sehr vertrauen erweckend. vergl. Abel Philipp der Hohenstaufe s. 239. 391; Winkelmann Jahrb. s. 479. 541. wenn Heinrich von Istrien würklich 1217—1219 den kreuzzug mitgemacht hätte, so wäre das schweigen Ulrichs darüber höchst auffallend. aber diese behauptung tritt ebenso

ohne beleg auf wie die andere dass er sich bis 1217 in Ungarn aufgehalten habe. Wilken 6, 131 nennt ihn nicht unter den teilnehmern des kreuzzuges von 1217, auch die österreichischen annalen kennen ihn nicht als solchen. Calles (Annales Austr. 2, 201. 202), auf den Wilken für die damaligen österreichischen kreuzfahrer verweist, befindet sich nicht auf hiesiger bibliothek. es fehlen mir auch sonst die nötigen hilfsmittel, um mir eine erschöpfende kenntnis der lebensverhältnisse Heinrichs von Istrien-Andechs und Heinrichs von Mödling zu verschaffen. aber um zu zeigen, dass wir einstweilen an Lachmanns conjectur festhalten müssen, wird das vorstehende genügen.

Markgraf Heinrich von Istrien kommt 1220—1228 (wo er starb) häufig in der gesellschaft Leopolds von Österreich vor (Meiller aao.). Ulrich erwähnt ihn nur beim turnier von Friesach 1224 wider: wo es gilt, ihn und den herzog von Kärnten zu versöhnen. die angabe Ulrichs 77, 27 stimmt zu der urkundlich beglaubigten anwesenheit des bischofs Ekbert von Bamberg in Österreich und Steiermark: 14 juni Meiller s. 134, 192 und 22 april nach Meillers wahrscheinlicher vermutung s. 133, 188. dagegen kann nach Ulrichs genauen nachrichten die urkunde s. 133, 190 unmöglich zu Gleink ausgestellt sein: denn am 10 mai beschliefst gerade Leopold in Friesach die abhaltung eines eigentlichen turniers.

Den herzögen von Österreich, um dies beiläufig zu notieren, gibt Ulrich, wenn die stellen in Lachmanns register vollständig angeführt sind, niemals den titel *herzoge,* sondern immer *fürste.* aber Leopolds frau heifst *herzoginne.* vergl. Ficker Reichsfürstenstand 1, 51. 57. —

S. 15. 16 gibt dr Knorr einen umriss von Ulrichs liebesleben, welcher die zb. bei Falke s. 92 ganz verdunkelte tatsache scharf hervortreten lässt, dass die liebe des dichters zu seiner ersten herrin keineswegs durchaus unglücklich war. aber sein glück muss er *durch zuht* verschweigen (401, 28), auch in liedern darf nicht sein jubel ausbrechen, obgleich man die veränderte stimmung fühlt. es ist sehr wichtig, dieses sachverhältnis zu beachten, weil es uns für das verständnis anderer ritterlicher lyriker zu hilfe kommt. —

Der zweite abschnitt behandelt, wie sich der verf. in seiner etwas künstlichen und verschnörkelten sprache ausdrückt, ‘Ulrichs poesie in ihrer bedingtheit durch cultur und dichtkunst seiner zeit’, dh. Ulrichs bildung, erziehung, charakter, seine lebensanschauungen im verhältnis zur zeitgenössischen didaktik, seine kenntnis des höfischen epos, der bibel, der antiken mythologie und deutschen heldensage, sein verhältnis zu Wolfram, Reinmar und Walther von der Vogelweide; endlich seine metrik.

Ich hebe hervor die s. 29—32 besprochene eigentümliche beziehung zum Tristan des Eilhard von Oberge. Eilhard von

Oberge steht an der spitze des höfischen epos. er ist der lehrer des Heinrich von Veldeke, wie schon Lachmann gesehen hat. sein werk ist aber auch das grundlegende lehrbuch des höfischen lebens. das liebespar Tristan und Isolde ist vorbildlich geworden für zahllose liebesverhältnisse des ausgehenden zwölften und des dreizehnten jahrhunderts.

Diese vorbildlichkeit tritt an einer situation in Ulrichs leben auf das seltsamste hervor. Ulrich fühlt die ähnlichkeit; er hat sie in seiner erzählung wahrscheinlich über den würklichen sachverhalt hinaus gesteigert: er hat aber auch offenbar jene episode nach analogie gelebt. ideal und würklichkeit, dichten und leben durchdringen sich, verschlingen sich so dicht und unlösbar, dass wir die elemente nicht zu scheiden vermögen. so hat der landprediger von Wakefield auf die art und weise eingewürkt, wie das idyll von Sesenheim gelebt wurde, und er hat noch stärker eingewürkt auf die art und weise, wie das idyll von Sesenheim beschrieben wurde. das dichterisch gestaltete concrete ideal, welchem nachgelebt wurde, hat das leben poetischer gemacht, dadurch aber der poesie höchst intensive und für dichterische auffassung von vornherein geeignete erfahrungen zugeführt und so die poetische methode überhaupt vervollkommnet. an solchen 'widerholten spiegelungen' hat Goethe gelernt, der würklichkeit eine poetische gestalt zu leihen. aber er hat es gelernt, weil sich das ideal schon der lebenswürklichkeit zuneigte: in der altdeutschen poesie steht das ideal der lebenswürklichkeit zu ferne, als dass eine wechselwürkung von wahrheit und dichtung in der regel zu anderen als conventionellen poetischen gebilden hätte führen können. —

S. 33 f anm. notiere ich eine gute conjectur zu dem anonymen gedichte *Möhte zerspringen mîn herze mir gar* Bartsch Liederdichter s. 292. —

In der metrik muss sich der verf. natürlich mit Wilmanns theorie der consonantischen senkung (Zs. f. gymnasialw. 1870 s. 593 ff) auseinandersetzen, die zunächst an Ulrich von Lichtenstein angeknüpft war. für die aussprache ist solche consonantische senkung gewis anzunehmen, in der schreibung aber können wir für die meisten fälle das stumme *e* verwenden und befinden uns dabei im einklang mit dem bis ins sechszehnte jahrhundert nachweisbaren gebrauche (s. 60). das *e* steht hier ebenso berechtigt oder unberechtigt wie in zahllosen nhd. flexions- und ableitungssilben.

Eine sehr beachtenswerte stellung in Ulrichs metrik nehmen die 'büchlein' ein (s. 49 f, vergl. s. 20 f anm., s. 52 f anm.). der verf. hätte wol etwas bestimmter sagen können, dass darin metrik des zwölften jahrhunderts vorliegt.

Sie stehen bei Lachmann I. s. 44 ff, II. s. 142 ff, III. s. 382 ff. in allen dreien schliefsen die ungleichen abschnitte mit dem

dreireim, welchen die höfische poesie aus der geistlichen dichtung des zwölften jahrhunderts entlehnte (Deutsche studien 1, 56). I führt im dreireim stumpfen versschluss durch, und die schlusszeile des ganzen büchleins zählt sechs hebungen. II zeigt in den drei ersten absätzen drei hebungen klingend, in den vier letzten vier hebungen stumpf. in III ist der dreireim kunstvoller ausgebildet, drei hebungen klingend, die dritte zeile dactylisch, refrainartig, wie ein vorklang des zugehörigen nächsten liedes *Wol mich der sinne* s. 394; am schluss des ganzen ist die zweite und dritte zeile des dreireims durch die drei schlusszeilen eben dieses dactylischen liedes ersetzt. dabei nehme ich an, dass 394, 4 *friund unt vînd offenbâre*, dass 384, 16 ebenso wie 146, 24 mit zweisilbigem auftacte zu lesen ist.

Da das vorhandensein des zweisilbigen auftactes, teils verschleifbar teils unverschleifbar, aufser zweifel steht, so kann man über die länge der zeilen nicht durchweg sicher urteilen.

In I fehlen mehrfach senkungen, es findet sich schwebende betonung, vier hebungen klingend sind 53, 30 sicher, drei hebungen stumpf 53, 8. aber wie ist 53, 18 zu lesen? hier, 53, 17. 50, 8. 54, 11 hängt die metrische irregularität nur an den dreisilbigen wortformen *getriwes, getriwen* (vergl. 232, 31).

Dieselben erscheinungen ungefähr beobachtet man in II. vier hebungen klingend 153, 26; drei hebungen stumpf 148, 7. störendes *ge-* 144, 15. sogar ein vers von der form 45, 32 *si süeze, sie reine;* 46, 1 *si hôhe, sie werde* kehrt hier 143, 19 *der hôhen, der werden* in einer auch syntaktisch und stilistisch ähnlichen wendung wider. aber in 147, 5. 6 würde man, so wie die zeilen überliefert sind, der annahme von 4 : 3 hebungen klingend schwerlich ausweichen können: doch ist vielleicht 147, 6 *zerwerbenne* zu lesen.

Viel stärker sind die unregelmäfsigkeiten in III. drei hebungen stumpf finden sich allerdings auch hier nur einmal sicher 393, 20: denn über 386, 30 und 390, 5 möchte ich noch nicht entscheiden, ob 3 : 3, 3 : 4 oder 4 : 4 hebungen anzunehmen seien. vier hebungen klingend sind hier häufiger als in I und II: 382, 19. 383, 16. 385, 13. 15. 31. 389, 27. 31. es kommen aber hinzu 3 : 4 oder 4 : 3 hebungen klingend: 385, 9. 29. 388, 26. 389, 23; 386, 5. 387, 28. 389, 29; nicht alle, aber einige, ganz sicher; besonders merkwürdig 383, 26—29 zweimal hinter einander nach der form aαbβ (vergl. QF 7, 80). es kommen ferner hinzu 5 : 5 hebungen stumpf 383, 10. 384, 27. die zeilen 390, 7—10 wird man am natürlichsten als 5 : 4 : 5 : 4 stumpf auffassen. fünf hebungen mindestens muss auch die zeile 384, 2 zählen. in 387, 4. 7. 14. 26. 388, 14. 392, 8. 12 hat die annahme zweisilbigen auftactes zum teil gewis keine schwierigkeit; zum teil aber würden diese auftacte sehr schwer klingen.

Dass diese beobachtungen nach manchen seiten hin licht geben, ist klar. für unsere auffassung der metrik des zwölften jahrhunderts sind sie eine wertvolle bestätigung, ein argument mehr gegen Wackernagels reimprosa. der zusammenhang der höfischen reimpare mit den geistlichen gedichten in ungleichen strophen tritt hier am schärfsten hervor. und die form des büchleins scheint bei Ulrich reiner erhalten, als bei Hartmann von Aue, der aber doch auch den schluss des ganzen in besonderer, zum teil an die lyrik streifender weise herausarbeitet, indem er das princip der reimhäufung beibehält. die form *ababab* ... im ersten büchlein 1645 ff, wobei *a* vier hebungen stumpf, *b* drei hebungen klingend bedeutet, unmittelbar mit den caesuren der Wiener Genesis, Vorauer sündenklage und sonstiger gedichte des zwölften jahrhunderts (vergl. Roediger Zs. 19, 309) zu combinieren, das wäre ohne zweifel zu kühn. —

Der dritte abschnitt beschäftigt sich mit der bildlichen ausdrucksweise bei Ulrich von Lichtenstein; er gibt eine übersicht der von dem dichter gebrauchten vergleiche und metaphern. vorausgehen psychologische betrachtungen über die mafsgebenden gesichtspunkte und über den unterschied von vergleich und metapher: zu dem letzteren verweise ich auf Wackernagel Poetik, rhetorik und stilistik s. 387. 394. Wackernagels buch scheint nicht gewürkt zu haben, wie es verdiente. es unterscheidet sich sehr vorteilhaft von der schattenhaften art, wie die landläufigen compendien gewisse rhetorische begriffe auftreten lassen. es hat für uns den besonderen reiz, dass die belege gern aus der altdeutschen poesie geholt werden. ich hatte gehofft, dass es den anlass geben würde, die figuren und tropen regelmäfsig zur charakteristik des stiles verschiedener dichter herbeizuziehen, wie es von Heinzel für Heinrich von Melk geschehen ist.

Die theorie von gleichnis und metapher ist bei Gerber Sprache als kunst 2, 1, 77 ff, vergl. 1, 361. 367 ff zum teil zu überblicken. was den ursprung des vergleiches selbst anlangt, so möchte die von Wackernagel s. 388 besprochene serbische form besonderen anspruch auf hohes alter haben: das verglichene bild wird vorangestellt, negiert und daran der eigentliche ausdruck gefügt. dieselbe form zeigt ein von Friedrich Müller im Novara-werk Ethnogr. s. 7 angeführtes tanzlied der Australier. und die negation als vergleichungspartikel im Veda erklärt sich von hier aus, s. Petersb. Wb. 4, 4.

Dass der verfasser nicht festzustellen sucht, inwiefern Ulrichs bildliche ausdrucksweise ihm eigentümlich ist, finde ich ganz in der ordnung. das resultat würde doch ein teuschendes sein, wenn es sich nicht auf eine durchmusterung der gesammten mhd. poesie vor Ulrich stützen könnte. und eine solche durchmusterung wird am besten, wenn noch einige specialarbeiten gleich der vorliegenden gemacht sind, im umfassenden sinne voll-

ständig vorgelegt, so dass der gesammte bilderschatz der mhd. dichtung sich überblicken lässt.

Wenn der verfasser s. 92 das mhd. *spiln* unserem 'spielen' gleich zu setzen scheint, so ist das nicht richtig, wie schon die wörterbücher ergeben. die übliche anordnung der bedeutungen möchte allerdings einer abänderung bedürfen: ich glaube, 'springen, hüpfen' ist an die spitze zu stellen. daraus folgt leicht, um die bedeutungen nach Lexer 2, 1094 anzuführen, 'sich lebhaft bewegen vor vergnügen oder verlangen' und ebenso 'zuckend leuchten, blinken'. der allgemeine begriff des spieles, vergnügens, scherzes wird aus dem des tanzes entspringen. das wort gehört ohne zweifel zu der wurzel *spar*, skr. *sphur* 'zucken, zappeln', wovon etwa auch got. *spar-van-* der sperling, der hüpfende. —

Der erste und dritte abschnitt der vorliegenden erstlingsschrift suchen ihr thema zu erschöpfen; der zweite gestattet sich neben umfänglicher erörterung auch skizze und andeutung. es wird dadurch erreicht, dass neben den einzelnen ausführungen immer die totalität von Ulrichs erscheinung dem leser lebendig vorschwebt. so bleiben denn manche fragen noch offen, andere sind kaum aufgeworfen. es wäre zb. eine untersuchung wünschenswert über die namen und das wesen der von Ulrich unterschiedenen dichtungsgattungen. von s. 507 ab fehlen leider die überschriften. am häufigsten ist die *tanzwîse* 18. 30. 97. 104. 110. 125. 134. 394. 397. 399. 406. 409. 411. 414. 416. 419. 420. 426. 428. 429. 434. 436. 440. 443. 444. 446. 449: es sind bis dahin 27 tanzweisen, die handschrift zählt nur 26, denn 406 ist fälschlich die nummer x statt XI gegeben. bis zum elften ton inclusive sind die töne gezählt ohne unterschied der gattung. vom siebzehnten ton an nur die tanzweisen für sich gezählt. ton XII—XV sind auf eine für mich bis jetzt unbegreifliche art, XII—XIV als siebenundzwanzigste bis neunundzwanzigste tanzweise, XV als zehnte lange weise bezeichnet. die gesammtzählung der töne von Ulrich selbst 592, 11 ist richtig, vergl. Lachmann zu 422, 20.

Zu den tanzweisen gehören von den unbezeichneten noch sicher 536. 563. ein duett unter den tanzweisen habe ich hervorgehoben Deutsche studien 1, 55. vergl. 45.

Als *sincwîse*, *sancwîse* ist benannt 113. 130. 322. 407; als *lanc wîse* 57. 402; als *reye* 431. wie unterscheiden sich diese gattungen metrisch und musikalisch? von den *liet* des zweiundfünfzigsten tones sagt Ulrich 564, 3 dass sie *gerne maneger sanc; diu wîse was für wâr niht lanc: ze tanzen wâren si vil guot . . . si wurden oft getanzet vil.* der unterschied zwischen sing- und tanzweise ist also wol kein sehr strenger, aber die tanzbare melodie kann keine *lanc wîse* sein (vergl. Deutsche studien 1, 48). die kürzesten verse hat der reien, die strophe scheint aber bei Ulrich nicht zwei-, sondern dreiteilig zu sein. dass fast jeder

meistersinger später seine lange weise hat, ist bekannt: aber dort ist sie der name eines bestimmten tones, welchem meist ein kurzer ton gegenüber steht; hier ist sie name einer gattung des liedes.

Ulrich hat ferner aufser den büchlein verfasst einen *leich* 422 (über dessen bau Lachmann Kl. schriften s. 326), zwei tageweisen 447 (512) und zwei gedichte, welche den namen *ûzreise* führen 403. 456: marschlieder oder turnierlieder (vergl. Deutsche studien 1, 48 f; Diez Poesie der troub. 119).

Andere gattungen, abgesehen von den alten bezeichnungen *wineliet, trûtliet, sageliet* (welche der chorischen, lyrischen, epischen poesie entsprechen), stellt das bekannte spottlied auf Leutold von Seven zusammen. sie scheinen sich aber mit ausnahme der leiche nur auf den verschiedenen inhalt der gedichte zu beziehen: *klageliet* mag zunächst liebesklage, *hügeliet* (Neidharts *wânaldei?* Haupt zu Neidh. s. 186) liebesfreude betreffen; *zügeliet* hat Lachmann früher (Kl. schriften 1, 325) als 'wol lieder zur geige' erklärt, dann im Walther s. 165 in *lügeliet* verändert: und gewis sind die lügenlieder eine besondere gattung, Strauch QF 14, 166 (vergl. noch Suchenwirt nr 45 *ein red von hübscher lug)*; aber von den späteren singermeistern wurden eine bestimmte anzahl *zügewîse* verlangt (Kolmarer meisterl. s. 369. 596. 712). über die *twingliet* vergl. Haupt zu Lachmanns Walther aao. mit recht erklärt das Mhd. wb. 'streitgedicht'; s. Germ. 3, 319, wo vom 'fechten mit meistergesang' gesprochen wird: *mein aufstreichen das tut im* (dem gegner) *zwang.* in Kolmarer meisterl. s. 279 f wird *rüegen, schelten, twingen* als aufgabe der sänger hingestellt. Wackernagel bei Lexer 2, 1601 erklärt 'drängendes (zur *milte*) nötigendes lied'.

Die terminologie der meistersinger, welche notwendig auf die mhd. classische lyrik manches willkommene licht zurückwerfen müste, kann trotz den dankenswerten mitteilungen aus der Kolmarer hs. noch nicht im zusammenhange hergestellt werden. der lateinische brief Zs. 6, 29 zeigt, dass man auch in Deutschland nicht ganz ungeschickt war, eine analyse der composition zu üben, wie sie Dante an seinen eigenen gedichten vornahm. Ulrichs Frauendienst ist eine art *Vita nuova*, aber leider — nur eine art, und ein bewustes verhalten zu dem eigenen tun darf man bei dem steierischen Don Quixote ebenso wenig suchen, wie irgend eine andere charaktereigenschaft des unsterblichen Florentiners. seltsam genug, dass die tradition der mittelalterlichen liebessitte für den späteren beobachter noch ein band um zwei so verschiedene menschen schlingen kann.

12. 3. 76. SCHERER.



Demantin von Berthold von Holle herausgegeben von KARL BARTSCH. Bibliothek des litterarischen vereins CXXIII. Tübingen 1875. 400 ss. 8°.

Ich kann es mir nicht versagen meiner freude über diesen neuesten fund eines gröfseren mhd. gedichtes, das einen auch sonst schon uns bekannten poeten zum verfasser hat, möglichst raschen ausdruck zu geben. niemand, glaube ich, der mit interesse die entwickelung einer dichterischen subjectivität verfolgt, wird den Demantin ohne manigfache belehrung aus der hand legen. freilich für sich betrachtet ist Bertholds ältester roman ein recht klägliches product: erst die vergleichung mit dem schon länger bekannten Crane macht die lectüre des neuentdeckten gedichtes für uns fruchtbar.

In den anmerkungen zu seiner ausgabe des Crane (Nürnberg 1858) hatte Bartsch recht dankenswerte zusammenstellungen über eine reihe von sprachlichen und metrischen eigentümlichkeiten Bertholds, über formeln, deren sich dieser dichter mit vorliebe bedient, über entlehnungen aus Wolfram usw. beigebracht. leider hat er für den Demantin einer ähnlichen arbeit sich nicht unterzogen: die noten enthalten da überwiegend vorschläge zur textesemendation, ohne dass sie übrigens auch nur annähernd diese seite des kritischen geschäftes erschöpften. unter den umständen scheint es mir nicht unzweckmäfsig, einige momente hervorzuheben, die geeignet sind den unterschied zwischen Demantin und Crane in ein helleres licht zu stellen, zu zeigen, in wie weit der dichter im Crane sich dem Demantin gegenüber vervollkommnet hat.

Der Crane kündigt sich im eingang v. 25 ff als ein lied von der treue an und am schlusse v. 4874 ff wird die treue als das thema des ganzen nochmals eingeschärft. in der tat geht dieser germanische treubegriff ebenso als grundton durch wie etwa in Fleckes Flore. die treue im verhältnis von herren und mann findet ihre darstellung in Crane und Assundin, die von mann und weib in Crane und Acheloyde, die der genossen in Crane und Falke. als contraste dazu dienen der falsche alte, welcher Acheloyden den erlogenen tod Cranes meldet, der Schoufer, welcher seinen unmündigen verwandten ihr erbe unrechtmäfsig vorenthält. so ist der Crane ein durchaus wolangelegtes gedicht mit einheitlichem grundgedanken.

Auch der Demantin nennt zu anfang und am schlusse sein thema: der dichter möchte gerne *gûtes mannes werdikeit* darstellen (v. 3. 11680). werfen wir die frage auf, ob ihm dies gelungen, so müssen wir sie entschieden verneinen. der gedankliche inhalt unterscheidet den Demantin auch nicht im geringsten von den dutzendromanen des 13 jhs.; wie in allen diesen der held alle seine gegner ohne ausnahme mit eleganz überwältigt, so auch hier: die *werdikeit* ist die rein physische

kraft und geschicklichkeit. zudem ist die exposition des Demantin unglücklich. der roman beginnt damit, dass der held ein mädchen von zwölf jahren *bî frouwen dar sî wâren dorch kortewîle gegân* erblickt, die ihm so wolgefällt, dass er sich nach ihrer familie erkundigt und bei ihrem vater um sie wirbt. sie wird ihm versagt, angeblich weil sie noch zu jung zur verheiratung sei. jeder der die ersten 189 vv., in denen dies erzählt wird, liest, muss annehmen, dass es sich um die tochter eines beliebigen ritters oder kleinen fürsten handle. so scheint es auch noch 973 ff, wo Demantin ihr, deren name Sirgamot inzwischen ganz gelegentlich v. 449 genannt ist, den sperber und den kranz, den er als preis im turnier zu Erramon erworben, nach England übersendet. doch im weiteren verlaufe des gedichtes ist dieselbe Sirgamot die tochter des griechischen königs Eghart, welche, gegen ihren willen mit dem könig von Antiochien verlobt, von Demantin noch vor der hochzeit entführt wird. nicht minder bleiben wir darüber in unklarheit, wo Berthold sich Demantins land Antriun denkt, um dessen gleichnamige hauptstadt sich in der zweiten hälfte des gedichtes der kampf bewegt. jedesfalls passt es nur zu der in der anfangspartie herschenden auffassung von Sirgamots geburt, wenn Demantin v. 190 als *der besten ein von dem mer biz an den Rîn* bezeichnet wird.

Aber die abwesenheit eines einheitlichen grundgedankens und die mangelhafte composition des Demantin sind es nicht allein die unser ungünstiges urteil bestimmen: in nicht geringem grade trägt dazu die allerorts hervortretende armut an poetischen motiven und stilistischen mitteln bei.

Der einzige dichter, dessen Berthold erwähnung tut — an mehreren orten — ist Wolfram. einige motive und wendungen hat er ihm allerdings, wie Bartsch gelegentlich nachweist, entlehnt. aber es ist darum nicht richtig, ihn einen nachahmer Wolframs zu nennen. sprache und technik Bertholds beruht im grunde durchaus auf der spielmannspoesie. den holzschnittmäfsigen character, wie ihn die producte der letzteren aus der mitte und zweiten hälfte des 13 jhs. aufweisen, finden wir ganz bei Berthold wider. ich werde in den anm. zum Rosengarten gelegenheit haben, darauf im einzelnen zurück zu kommen, hier erwähne ich nur einige einschlägige motive: das knüpfen der waffenriemen durch die frauen, das segnen der abziehenden ritter, den empfang der helden durch den hausherrn oder die dame mit grofsem gefolge, die stereotypen zahlen, unter denen besonders fünfzig und fünfhundert beliebt sind, phrasen wie: . . . *gînc zuhant dâr he (sî) . . . . vant* usw. auf kuss und rosenkranz als kampfpreis wie im Rosengarten hat schon Bartsch hingewiesen; eine weitere ähnlichkeit mit dem Rosengarten besteht in der aufzählung der helden mit denen Beamunt Demantin ersatz bringen will v. 9777 ff und in ihrer symmetrischen anordnung: fünf

spanische, fünf französische, fünf heidnische, fünf englische fürsten werden genannt: jeder derselben soll 10 herren und von diesen jeder 20 ritter mit sich führen. diesem stile der fahrenden entsprechen denn auch die epitheta *junc, stolt, gemeit, rîch, unverzaget,* die zu dutzenden auf jeder seite widerkehren. ein anderes praedicat für eine frau als *schône* ist fast unbekannt. nicht minder beliebt ist das adj. *manec.* nicht so allgemein verbreitet und eher characteristisch für Berthold sind die zum kleineren teil bereits von Bartsch zum Crane besprochenen reime wie *sunder wân, vur wâr, hundert: gesundert, hôchgeborn, hof: lof, wedergelt, wederpant,* die ausdrücke *âbentstunt* und *morgenstunt, mêren* intr. oder mit reflexiv., *ich meine, wîte hant, unsege* (Dem. 5496. 5935. 8920. 9084, vergl. zu 9257 und zu Crane 646), *gûte nacht* (beim abschied) *bieten, grûne heide;* vor allem das adj. *wert* das als epitheton ornans in jedem verstausend 30—40 mal auftritt. nicht minder ärmlich sind die beschreibungen: die zweikämpfe werden mit erschreckender monotonie geschildert, aber selten wird unterlassen mit einer art von mitgefühl zu erwähnen, dass *dat ros irstarp und er* (der reiter) *genas.* die scenerie wird mit besonderer vorliebe an einen bach verlegt. selbst in den kleiderschilderungen, in denen sonst auch unbegabte dichter einige erfindungskraft entfalten, zeigt Berthold keine kunst der variation. obwol der fall unzählige male eintritt dass der schmuck eines ritters oder einer dame ausgemalt werden soll, immer sind es nur drei arten von gewändern, die die phantasie des dichters uns vorzuführen vermag, *scharlach, brûn scharlachen von Engelant,* dann *samît,* endlich *pfellel von Baldach,* für den nur am schlusse des Crane einmal (3905) einer *von Trîant* erwähnung findet. fast unvermeidlich ist bei solchen anlässen die hervorhebung der verzierung dieser gewänder durch kostbare steine, von denen gewöhnlich einige namentlich genannt werden. aber damit ist auch die kraft des dichters erschöpft: er schliefst derartige stellen gewöhnlich so dass er sagt: ‘wenn ich diese steine alle schildern wollte, so würde ich der *argen* hass erfahren, so würden die *tumben* es doch nicht für wahr halten.’

Eine besonders scharfe stelle gegen die *argen* enthält bekanntlich der Crane 2138 ff. es heifst da: *Dô ich sprach wê Dêmantîn Mit swerden prîs erworben hât, Se twanc irs valschen herten rât, Dat sê der tuht vorgâten Ind mîne rede mâten: Durch dat inwerde ichn nummer holt.* dazu hatte Bartsch in der anm. zu 1726 bemerkt: ‘wir sehen daraus die art und weise, wie in jener zeit kritik geübt wurde. man stiefs sich an die vielleicht etwas üppigen und prunkenden schilderungen jenes gedichtes, wie sie anfangenden dichtern gern eigen sind.’ wir erkennen jetzt, wo der Demantin vollständig vorliegt, dass diese vermutung irrig war. im Demantin werden eben so streng wie im Crane alle irgendwie anstöfsigen scenen vermieden, ja sie

werden schon dort mit dem gleichen hinweis auf die *argen*, auf die *spotter* als verwerflich bezeichnet. was also hatten die damaligen kritiker an den rittergedichten, was speciell am Demantin auszusetzen?

Die angeführten merkmale geringer variationsfähigkeit haben Demantin und Crane gemeinsam: darauf kann sich also die kritik nicht erstreckt haben, da im zweiten gedichte keine spur einer besserung nach dieser richtung wahrzunehmen ist. nimmt man alle stellen zusammen, an denen Berthold sich über seine recensenten beschwert, so kann man im allgemeinen nur annehmen, dass die kritik der zeit sich gegen die länge der gedichte und gegen die breite der schilderung bei denselben und ähnlichen gegenständen mit entschiedenheit erklärt habe. wir sehen ja denn auch einerseits die romane etwa seit 1220 immer länger und langweiliger werden, andererseits immer mehr das bestreben aufkommen, fremde dichtungen zu verkürzen, um sie in dieser erneuung dem publicum annehmbarer zu machen (vergl. DHB 3, LXVII). Berthold ist die gegen ihn geübte kritik von nutzen gewesen: sein Crane hat nur den halben umfang des Demantin.

Ist nun aber aufser der reinlichen durchführung eines grundgedankens, aufser der conciseren exposition, aufser der knapperen darstellung kein weiterer fortschritt dem Demantin gegenüber im Crane zu finden? gewis. zunächst verschmäht der dichter das bequeme der spielmannspoesie entlehnte und im Demantin zum überdruss verbrauchte mittel, durch ausrufe zu schildern. während fast jede seite des Demantin mehrere ausrufe aufweisen kann, finden sich im ganzen Crane deren nur etwa zehn (351. 360. 366 usw). verbindungen durch *von—zu (von lande zu lande* usw.) kommen im reim im Demantin 8 mal, im Crane nur v. 157 vor. mehr als 70 mal (v. 512. 544. 555. 566 usw.) finde ich im Demantin die formel *dat is wâr* im reime als bekräftigung des dichters verwandt; ich schliefse die fälle aus, in denen die phrase in der rede einer romanfigur erscheint. im Crane kommt sie nur v. 3737 vor. übrigens lässt sich schon im Demantin selbst eine allmäliche abnahme der redensart beobachten. ähnlich steht es mit dem adj. *hôchgelobet* als ephiteton eines ritters: in den ersten 4000 vv. des Demantin kommt es circa 38 mal vor, in den übrigen mehr als 7000 zeilen etwa 19 mal, im ganzen Crane 5 mal. als einführung der rede dient im Demantin an ungefähr 26 stellen der vers: *Herre, habet ir dat vernomen (gehôrt)?* im Crane begegnet derselbe nur noch sieben mal. vergl. Rosengarten C 1037. einige andere eigenheiten des dichters allerdings haben im Crane zugenommen, so der plur. des nachgesetzten adj. *vromen* im reime, der etwa 26 mal im Demantin, 27 mal im Crane begegnet. wenn im Crane 20 mal ritter *ûf den sant* geworfen werden, so ist der procentsatz ein gröfserer, wie wenn dasselbe im Demantin 32 mal

geschieht, wobei allerdings zu berücksichtigen dass in der ersten hälfte des Demantin auch *ûf den plân,* gelegentlich auch *ûf den anger* abgestochen wird. am eclatantesten aber ist das verhältnis bei *nu.* im Demantin gelangt dies zum zwecke der fortführung der erzählung, im sinne von *dô,* nur etwa 40 mal zur verwendung und zwar häufiger erst von v. 8776 an: im Crane zähle ich dagegen circa 70 fälle.

Dass der Demantin älter als der Crane ist wissen wir: es fragt sich wann der Darifant, von dem wir nur dürftige fragmente besitzen, gedichtet wurde. WMüller nahm an (Zs. 2, 187) dass er das letzte der drei gedichte sei: und sehr wol könnte man hiefür noch in anschlag bringen dass im Crane aao. nur des Demantin gedacht wird. es möchte mich indessen fast wahrscheinlicher dünken dass die entstehung des Darifant zwischen die des Demantin und des Crane falle. als flickwort erscheint in den 200 vv. des Darifantbruchstückes noch zweimal *dat is wâr* im reime (158. 247), während im ganzen Crane nur einmal; ferner finden sich noch viermal ausrufe. diese beiden momente sind freilich an sich noch nicht entscheidend.

Auf die textgestaltung will ich hier nicht näher eingehen, da es mir an platz gebricht. ich bemerke nur dass das ndd. *t* hätte consequent durchgeführt werden sollen. die bemerkung von Bartsch s. 368: 'zwar für *z* lässt sich kein reim beibringen, während zahlreiche für *t* sprechen', ist recht unüberlegt: wir nehmen ja *z* an, wenn keine reimbindung mit einer auf hd. stufe als tenuis sich darstellenden linguale vorhanden ist; wo eine solche eintritt, wie an zahllosen stellen bei Berthold, muss eben allgemein *t* angesetzt werden. zweifellos muss 2519 geschrieben werden: *nâhen her begunde eime hûs zu mâte* (Bartsch *zu mâle*) *grôt;* dasselbe wird nachher v. 2531 *hûselîn* genannt. 9799 ist notwendig *fumfte* statt *vêrde* zu lesen. 9932 *kan ouch bezzirs ritters leben Daz is mir unbekant* verstehe ich nicht. die hs. hat *ritte's geleben*, es stand vermutlich: *kan ouch ritter bat geleben.* 11650 muss das *wî* der hs. für *swî* beibehalten werden. der änderungsvorschlag zu 1590 ist unnötig, da derartige häufungen von *werde* auch sonst noch, zb. 3832—34. 5390—93 vorkommen.

märz 1876. STEINMEYER.



ENTGEGNUNG AUF ZS. XIX, 346—371.*

Ich gebe hier vorläufig die gründe, weshalb ich Denifles bemühungen, in der Stuttgarter papierhandschrift cod. theol. et phil. nr 67 (von Denifle mit C bezeichnet) das ungekürzte Briefbuch Susos nachzuweisen, für eine vergebliche arbeit halte.

Über das ursprüngliche, ungekürzte Briefbuch, das die El. Stagel zusammenbrachte und über das aus demselben von Suso gemachte gekürzte Briefbuch gibt uns Suso selbst mit folgenden worten nachricht:

I. *Das vierte buch, das da heisset das briefbuch, das seine geistliche tochter auch zusammenbrachte aus* ***allen*** *briefen, die er ihr und andern seiner geistlichen kinder gesendet hat, und sie ein buch daraus machte, aus dem hat er genommen ein theil der briefe und hat sie gekürzt, als man es hernach findet. des kurzen büchleins meinung ist, dass es eine unterleibung und ergetzlichkeit gebe und eine erleichterung einem abgeschiedenen gemüthe* (Diepenbrock 3 aufl. XI aus Susos vorwort).

II. *Darnach lange, da er aus allen seinen briefen dies kleine ding* (das gekürzte Briefbuch) *zusammen machte, und das andere alles durch kürzung unterwegen liess, und da er auch diesen brief hervornahm, da gedachte er also: dieser brief ist nichts, denn eine jubilirende rede,* ***und so die dürren seelen und harten herzen das lesen werden, so wird es ihnen ungeschmack, und also verwarf er denselben brief auch.*** *da es morgen ward, da kam in einem geistlichen gesicht vor ihn etwa mancher jüngling der englischen gesellschaft und straften ihn, dass er denselben brief* ***vertilgt*** *hätte und* ***hingeworfen,*** *und meinten, er müsste ihn* ***wieder schreiben*** (Einleit. zum 5 briefe bei Diepenbr. s. 297 f).

Und nun die gründe, warum ich glaube, dass die briefe der Stuttgarter handschrift nr 67 das ungekürzte Briefbuch nicht sein können:

1. Die von mir im druck hervorgehobenen worte der stelle II: *und so die dürren seelen* usw. haben nur dann einen sinn, wenn das ungekürzte Briefbuch der verstorbenen Stagel, das Suso vor sich hatte, als er daraus (cf. stelle I) das gekürzte Briefbuch machte, noch nicht veröffentlicht war. Suso selbst wollte nicht, dass es so wie es war, veröffentlicht werde. er

* ich bemerke bei dieser gelegenheit ein für allemal dass ich erwiderungen auf recensionen oder aufsätze nur in so weit aufzunehmen gewillt bin als der § 11 des reichsgesetzes für die presse es verlangt, und dass ich nur in diesem ersten falle eine ausnahme gemacht habe, weil ich meine absicht bisher nicht öffentlich ausgesprochen. St.

vertilgte und *warf hin,* dh. wol: er zerriss die briefe der sammlung, von denen er nicht wollte, dass sie veröffentlicht würden. demnach ist das ursprüngliche Briefbuch wol schwerlich mehr vorhanden.

2. Wenn auch Suso im zweiten teil seiner Lebensbeschreibung, in welcher er von Elisabeth Stagel handelt, *etwa viel guter lehre nach ihrem tode in ihrer person dazu legte,* so ist doch nicht wahrscheinlich, dass die brieffragmente, welche er dort mitteilt (Diepenbr. s. 76. 77. 79. 85. 90. 133. 135) fingiert seien; vielmehr ist wahrscheinlich, dass sie aus den briefen, die er in händen hatte, genommen sind. dafür spricht teils die art, wie sie eingeführt werden: *er schrieb ihr mit demselben boten zurück also* usw., *da schrieb er ihr in dem jüngsten briefe also* usw.; teils sprechen dafür die ungesuchten persönlichen notizen in denselben: *du zeigtest mir nun kürzlich etwas überschwenkender sinne, die du selber ausgelesen hattest aus der süssen lehre des heiligen meisters Eckard, und, wie billig ist, hoch und werth hieltest* usw. enthielte nun die Stuttgarter handschrift nr 67 das ungekürzte Briefbuch, so müste doch wol einiges von diesen fragmenten darinnen zu finden sein. aber keines derselben kommt in der handschrift vor.

3. Aus dem berichte Susos über seine geistliche tochter, d. i. die Stagel, geht hervor, dass Suso ziemlich viele briefe an diese geschrieben hat (s. die oben cit. stellen), und aus den oben unter I und II mitgeteilten bemerkungen Susos ergibt sich ferner, dass die briefe an die Stagel den hauptstock ihres ungekürzten Briefbuchs gebildet haben. aber in dem vermeinten ungekürzten Briefbuch der Stuttgarter handschrift sind höchstens 4—5 briefe der art, dass sie als an die Stagel gerichtet angesehen werden könnten. bei den anderen ist dies geradezu unmöglich.

4. Dass Elisabeth Stagel die absicht hätte haben können, die briefe Susos ohne dessen erlaubnis zu veröffentlichen, dies anzunehmen ist nach den stellen in Susos Leben (Diepenbr. s. 1 und 89) nicht wol möglich. demnach werden auch die in dem vermeinten ungekürzten Briefbuch der Stuttgarter handschrift nr 67 befindlichen einleitenden worte: *har vmb zů einer vnder libe dines gemůtes so mahtu dise(n) brieff goetlich (?) lesen,* welche mit Susos einleitenden worten zu dem gekürzten Briefbuch übereinstimmen, nicht worte der Stagel sondern worte Susos sein. sind es aber Susos worte, dann können sie nicht das ungekürzte Briefbuch einleiten.

5. Auch die 13 im drucke von 1482 nicht vorkommenden briefe der betreffenden Stuttgarter handschrift tragen wie die 12 briefe des druckes den character der kürzung.

6. Der einwand, dass Suso ein aus 25 resp. 26 briefen bestehendes buch nicht habe ein büchlein, ein kleines, ein kurzes buch nennen können, ist, wenn man die anwendung des deminutivums bei anderen noch umfassenderen büchern (Büchlein der

ewigen weisheit) in betracht zieht, und zugleich bedenkt dass mit dieser verkleinerung das verhältnis zu den jedesfalls viel zahlreicheren briefen bezeichnet werden soll, welche die Stagel von Suso empfangen oder von anderen geistlichen töchtern Susos gesammelt hatte, ohne bedeutung.

Über das verhältnis der Stuttgarter handschrift nr 67 zu den übrigen handschriften und einer weiteren handschrift, welche gleichfalls die übrigen im drucke von 1482 nicht vorkommenden briefe enthält, vielleicht in einem der nächsten hefte der zeitschrift.

München, den 1 märz 1876. DR PREGER.

AUFRUF

ZUR ERRICHTUNG EINES GRABDENKMALS FÜR HEINRICH RÜCKERT.

Am 11 september vorigen jahres verschied zu Breslau der ord. professor der deutschen sprache und litteratur dr HEINRICH RÜCKERT. mit ihm ist ein gelehrter forscher auf dem gebiete der sprachwissenschaft, ein gedankenreicher geschichtsschreiber, ein ebenso tiefer, als umfassender geist, ein patriotischer charakter von glühender vaterlandsliebe, ein deutscher mann im besten sinne des wortes von uns geschieden. sein andenken lebt unauslöschlich fort im herzen seiner freunde, wie in der geschichte seiner wissenschaft; aber es ist ein bedürfnis der pietät, dieses andenken auch durch ein äufseres zeichen der erinnerung unter uns zu verewigen. in diesem sinne sind wir heute zusammengetreten, um dem dahingeschiedenen ein einfaches, aber würdiges denkmal zu errichten. in diesem sinne wenden wir uns an die zahlreichen freunde, verehrer und schüler desselben mit der herzlichen bitte, diesem unternehmen ihre werktätige unterstützung angedeihen zu lassen. möchte unser aufruf von reichem erfolge begleitet und uns so vergönnt sein, recht bald auf HEINRICH RÜCKERTS letzter ruhestätte durch künstlerhand ein grabdenkmal zu errichten, welches seinen freunden zur freude, unserer stadt und ihrer hochschule zur ehre, kommenden geschlechtern zur erinnerung dienen wird.

Breslau, den 25 februar 1876.

Commerzien- und admiralitätsgerichtsrat dr ABEGG zu Berlin. geh. hofrat prof. dr KARL BARTSCH in Heidelberg. dr W.



BRACHMANN, secretär des evang.-lutherischen oberkirchencollegiums. dr ALOIS ELSNER, ordentl. lehrer am kathol. gymnasium. dr KARL FROMMANN, director des germ. museums zu Nürnberg. prof. dr GALLE, z. z. rector der universität. dr GUSTAV GÄRTNER. ministerialdirector, würkl. geh. ober-regierungsrat dr GREIFF zu Berlin. archivrat prof. dr C. GRÜNHAGEN. KARL VON HOLTEI. provinzial-schulrat dr HÖPFNER in Coblenz. REINHARD JURISCH, ordentl. lehrer an der realschule am Zwinger. privatdocent dr EUGEN KÖLBING. ROB. MERKELT, ordentl. lehrer am kathol. gymnasium. prediger MEYER. dr MÖLLER in Ketting bei Augustenburg (Schleswig-Holstein). prof. dr CARL NEUMANN. C. PETZET, redacteur der Schles. ztg. dr PAUL PIETSCH. dr PFEIFFER, professor. dr POHLA, ordentl. lehrer am Magdalenäum. JULIAN REICHELT, ordentl. lehrer am Magdalenäum. dr AL. REIFFERSCHEID, docent an der universität zu Bonn. prof. dr EMIL RICHTER. prof. CONSTANTIN RÖSSLER zu Berlin. geh. rat prof. dr HERMANN SCHULZE. prof. dr SPIEGEL zu Erlangen. prof. dr STENZLER. schulrat prof. dr STOY zu Jena. professor dr KARL WEINHOLD in Kiel. professor dr ZACHER in Halle. professor dr ZUPITZA in Wien.

Beiträge zum projectierten denkmale und mitteilungen in angelegenheiten desselben nimmt die redaction der Schlesischen zeitung entgegen.

NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN.

s. 19, 15 *ist ein sprichwort: Plesse (der genauere titel DWB* 1, LXXXIV) 1, 85: nach dem bekanten sprichwort: wer nicht bethen kan, der begebe sich nur auf das meer, so wird er gewis daselbst bêthen lernen. 47 niuwe hant *in gleicher bedeutung noch Renner* 2060 *ff, Morssheim Spiegel des regiments v.* 20, *wozu mir FBech noch Oswald von Wolkenstein* XVI, 3, 13 *nachweist.* 93, 25 *l.* des *für* der. 96, 6. 7 *beidemal* cum *für* eum. 37 zizaniarum *statt* zinaniorum. 38 primeuo *für* primeus. 121, 2 herr *für* herre. 3 beute *statt* leute.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Date Due

NO 24 '70			
NO 16 '71			
JY 31 '80			
DE 10 '80			

Demco 38-297

